Süd-Indien

Hans Gehring

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
Digitized by Google

Digitized by Google

Süd-Indien.

Land und Volk der Tamulen.

Von

Hans Gehring,
Pfarrer.

Mit 91 Illustrationen und 1 Karte.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1899.

Digitized by Google

DS
482
.T3
G32

Digitized by Google

1103207-234

Vorwort.

Die, welche Indien nicht aus nüchternen, wissenschaftlichen Werken, sondern aus Reisebeschreibungen und Briefen kennen, ohne selbst im Lande gewesen zu sein, werden nur zu leicht in Versuchung geführt, sich eine unzutreffende Vorstellung von diesem Lande und seinen Bewohnern zu machen. Offene Augen und ein nüchterner Sinn sind zwei Dinge, die jeder besitzen muß, der über Indien schreiben oder Indien recht kennen lernen will. Besonders vor einer Gefahr müssen beide sich ernstlich hüten, vor der Gefahr des Generalisierens. Indien ist ein großes Land. Was von der einen Gegend gesagt ist, gilt darum noch lange nicht von der andern. Man bedenke nur die große Verschiedenheit der Bevölkerung nach Abstammung, Religionsbekenntnis, Sitten und Gebräuchen, und vor allem die in ganz Indien heimische Institution der Kaste, welche die einzelnen Volksklassen wie durch chinesische Mauern voneinander scheidet und allem und jedem ihren Stempel aufdrückt; denn jede der tausend und abertausend Kasten hat ihre eigene Kastensitte, die sich oft nicht unwesentlich von dem, was in anderen Kasten „Brauch" ist, unterscheidet.

Auch der Gefahr muß man aus dem Wege gehen, ins Überschwengliche zu fallen. Dem einen ist Indien das von Märchenduft umwobene Wunderland, dem andern das gerade Gegenteil — beiden mit Unrecht. Nur immer nüchtern! Jedes Land hat seine Eigenheiten, warum nicht auch Indien? Aber darum liegt Indien nicht außerhalb der Welt. Jedes Volk hat seinen eigentümlichen Charakter, seine besonderen Lebensanschauungen, Sitten und Gebräuche, warum nicht auch das indische Volk? Aber deshalb sind die Indier Menschen wie wir, und neben den vielen absonderlichen Kostgängern, die unser Herrgott unter dem indischen Himmel hat, wohnen auch viele Millionen gewöhnlicher Menschenkinder, die sich zwar hinsichtlich ihrer Farbe, ihrer Religion und ihrer äußeren Lebensformen von uns unterscheiden, deren Herz jedoch von denselben Gefühlen und Leidenschaften erregt, ebenso von Freude und Leid, von Furcht und Hoffnung, von Abneigung und Zuneigung bewegt wird, wie das unsere.

Die Tamulen preisen als die vorzüglichsten Segnungen eines Landes „Wasser von oben, Wasser von unten und anschließende Berge". Demnach

Digitized by Google

gehört ihr Land zu den bevorzugten Ländern; denn „heiß und doch fieberfrei, fruchtbar, aber nur, wenn im Schweiße des Angesichts bewässert und bebaut, reich an Reis, Baumwolle, Zuckerrohr, Indigo, Palmen und Bananen, reich an Viehherden, aber auch an Schlangen und Skorpionen, bedeckt mit volkreichen Städten und Dörfern, den Götzen dienend in zahlreichen Pagoden, seinen Bewohnern eine gewisse Abgeschlossenheit gewährend, die die eigenartige Entwicklung ihres Volkslebens begünstigte“ — das ist der Charakter des Landes, das von den Tamulen bewohnt wird, einem hochbegabten, gemütreichen, fröhlichen, arbeitsamen, reichgegliederten Volksstamme, der, obwohl in den mittleren Volksschichten nicht dem arischen, sondern dem turanischen Stamme angehörend, sich doch die arische Kultur schon frühe in hohem Maße angeeignet hat und trotz seines zähen, streng konservativen Festhaltens an der von den Vätern ererbten Sitte und dem uralten System der Kaste der beweglichste und wanderlustigste Stamm Indiens ist und dem Auslande und seiner Kultur sich am schnellsten erschlossen hat.

Es lohnt sich wohl den Versuch zu machen, dieses Land und Volk dem deutschen Leser in einer Reihe von zwanglosen, einfachen Schilderungen vor Augen zu führen. Denn Professor Max Müller, unser berühmter Landsmann in Oxford hat recht, wenn er schreibt: „Als vor 50 Jahren die Sanskritsprache Europa zugänglich gemacht wurde, da war es uns wie die Eröffnung eines neuen Horizontes der Welt und die Verbreitung eines Gefühls enger Verwandtschaft, welches bewirkte, daß wir uns zu Hause fühlten, wo wir zuvor Fremdlinge gewesen waren, und Millionen sogenannter Barbaren in unser Fleisch und Blut verwandelte. Dieselbe Sprache sprechen erzeugt eine engere Verbindung, als dieselbe Milch getrunken haben, und Sanskrit ist wesentlich dieselbe Sprache, wie Griechisch, Lateinisch und Deutsch.“ „Deshalb ist uns Indien nicht mehr ein fernes, fremdartiges Land; es gehört für die Zukunft zu Europa, es hat seine Stelle in der indoeuropäischen Welt.“

Außerdem hat gerade das südliche Indien von je her für Deutschland im Vordergrunde des Interesses gestanden. Die ganze Südwest- und Südostküste ist mit einem Netze deutscher Faktoreien überzogen. Und drei große deutsche Missionsgesellschaften, die Leipziger, die Baseler und die Hermannsburger haben hier ihre ausgedehntesten Arbeitsfelder gefunden. Speciell in das Arbeitsgebiet der Leipziger Mission führen die folgenden Schilderungen, denen fast ausschließlich Originalaufzeichnungen und mündliche Berichte von Verwandten und Freunden, welche Jahre und Jahrzehnte in Südindien gelebt haben, zu Grunde liegen.

Wenn wir im zweiten Teile des Buches einen orientierenden Rundgang durch das ganze Gebiet des Tamillandes unternehmen, so werden wir nur an den Orten eine Weile rasten, die aus dem einen oder anderen Grunde unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen, und besonders auch den Stätten unseren Besuch abstatten, wo die Deutsche Lutherische Tamulenmission ihr Zelt aufgeschlagen hat und im Segen wirkt. Es wird uns dabei von dem, was wirklich sehenswert ist, nicht viel entgehen; hat doch die Leipziger Lutherische Mission, seitdem sie im Jahre 1840 in das Erbe und die Arbeit der einst so

Digitized by Google

blühenden, aber zuletzt traurig verfallenen Dänisch-Hallischen Mission eingetreten ist, an allen irgendwie wichtigen und geeigneten Punkten dieses interessanten Landes, das heute eines der schwierigeren, aber auch reichgesegneten Missionsfelder darstellt, ihre Zeltpflöcke eingeschlagen, und man braucht nicht weit zu gehen und zu fahren, um einen herzlichen deutschen Gruß vielleicht sogar aus braunem Munde, zu vernehmen; manches stattliche Missionsgehöft, manche schöne Kirche und schmucke Kapelle zeugt von dem gesegneten Fortgang ihrer Arbeit, welche bereits eine tamulische Landeskirche mit selbständigen, von eingebornen Geistlichen bedienten Gemeinden geschaffen hat. So weht denn in dem unter englischer Hoheit stehenden Tamillande an gar vielen Orten gut deutsche Luft, die es bewirkt, daß wir uns da heimisch fühlen, wo wir sonst ganz fremd sein würden im fremden Lande. Die lutherische Tamulenmission hat ihren Centralsitz in dem alten, früher dänischen Tranquebar.

Bezüglich der im folgenden vorkommenden zahlreichen Ortsnamen ist zu bemerken, daß dieselben, soweit die genaue Wiedergabe der Aussprache in deutschen Buchstaben möglich ist, genau nach der tamulischen Schreibweise (in Klammern eingeschlossen die von den Engländern oft fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Form) wiedergegeben sind. Ich schreibe also richtig Sidámbaram und Tiruvanántapuram, während die Engländer und nach ihnen manche Atlanten Chellumbrum und Triwandram, statt Tritschinapálli Trichinopoly oder Trichy schreiben. Die langen Vokale sind, wo es für die richtige Aussprache nötig ist, durch Längestrich, die betonten Silben durch einen Accent bezeichnet. Der Diphthong ei ist nicht wie unser deutsches ei, sondern mehr getrennt, wie in dem französischen Worte soleil, auszusprechen. Lange und kurze Vokale sind, wo sie durch die Schreibweise als solche besonders gekennzeichnet sind, wohl zu unterscheiden.

Teichel bei Rudolstadt im Mai 1898.

P. Hans Gehring.

Digitized by Google

An den Leser.

Kennst du das vielumworbne Wunderland,
Das Land der Palmen am Kaweristrand,
Das Land der Tempelriesen, wo Millionen
Von Göttern stolz in Hain und Tempeln thronen?

Kennst du die Küste, wo in lauer Nacht
Des Südens Kreuz in klarer Himmelspracht
Aufs Heidenvolk, von Todesnacht umdunkelt,
Wie eine stumme Predigt niederfunkelt?

Kennst du der Auen grüne Herrlichkeit,
Wo goldgrün Reisfeld sich an Reisfeld reiht,
Die Mango leuchtet aus den dunkeln Zweigen
Und segensschwer sich die Bananen neigen?

O folge mir ins alte Wunderland,
Wo majestätisch sich im Sonnenbrand
Die Tempel aus den Palmenwipfeln heben
Und schimmernd auf zum blauen Himmel streben!

Wo der Palmyra Fächerkrone rauscht
Und froh das Ohr dem süßen Tamil lauscht;
Wo sich des heiligen Stromes Wellen kräuseln
Und Kasuarinos am Gestade säuseln!

Wo die versengten Fluren über Nacht
Des Monsuns Gruß zum Paradiese macht,
Wo bunte Riesenfalter still sich schaukeln
Um glühende Blumenkelche trunken gaukeln!

Digitized by Google

So laß uns ziehn, vom roten Küstensand
Bis zu der blauen Berge Felsenrand,
Wo in des Urwalds immergrünen Hallen
Die Orchideendüfte heimlich wallen.

Wo brüllend in der tiefen Felsenschlucht
Der „Herr der Berge" seine Beute sucht,
Von Riesenbaum zu Riesenbaum die schlanken
Guirlanden der Lianen kletternd ranken;

Wo noch der Sandelbaum die Luft durchwürzt,
Der Gießbach schäumend sich vom Felsen stürzt
Und an den freien, grünen Bergesleiten
Die schwarzen Büffelherden friedlich weiden:

Dort laß uns stehn auf freier Bergeshöh
Hoch über Ooti mit dem blauen See
Und trunknen Blicks ins Unermeßne schauen
Hin nach des Deltas stromdurchblitzten Auen,

Hinüber zu den Ebenen von Meisur,
Hinab zum Garten von Koimbatur,
Hin zu den Palnis, die in mächtgen Zügen
Im fernen Süden bläulichdämmernd liegen.

Wie ist doch Gottes Welt so groß und schön!
Wie drängt's das Herz, die weite Welt zu sehn!
Ade, ihr lieben, trauten Heimatssterne —
Bald grüßt euch Herz und Mund aus weiter Ferne!

Digitized by Google

Inhalt.

I. Natur, soziale und Kulturverhältnisse des Tamillandes.

	Seite
Indien und das Tamilland	1
Das Bahnwesen	5
Das Reisen im Ochsenbandi	11
Die klimatischen Verhältnisse	16
Tamulische Schönheiten	21
Die Palmen	22
Die Banjane	26
Das Bambusrohr	28
Die Banane	29
Der Reis	30
Bilder aus dem Tierleben	35
Die tamulischen Haustiere	42
Das Volk und die Kaste	44
Tamulische Dörfer und Häuser	66
Die äußere Erscheinung d. Tamulen	70
Die Frauen des Tamillandes	72
Kindheit und Jugend	72
Die Ehe	74
Die Stellung der Frau	82
Die Witwenschaft	84
Pandita Ramabai	86
Volkscharakter, Sitten u. Gebräuche der Tamulen	89
Allgemeines	89
Religiosität	90
Tamulische Namen	91
Aberglaube	92
Genügsamkeit	92
Üble Eigenschaften	93
Kunstsinn	94
Die Wohnungen	95
Tagewerk der Tamulen	95
Essen und Trinken	96
Der Gruß	96
Schulverhältnisse	97
Dienstbotenverhältnisse	102
Krankheit und Tod	103
Anhang. Tamulische Sinnsprüche	105
Sprüche aus dem Kural	105
Sprüche aus dem Kondreiwenden	106
Aus der Sammlung Madurei	107
Sprüche aus Nidineerivilakkam	108

II. Ein Rundgang durch das Tamilland.

	Seite
A. Die nördlichen Distrikte.	
Die Riesenstadt Madras	111
Im Distrikte von Sengelpat	120
Im Garten v. Kudelur u. Sidambaram	125
In Sivas Stadt	131
B. Im Delta des Kaweriströmes	143
Nach der Pfauenstadt	151
Südindische Heidenfeste	153
Die Brahmanenstadt Kumbakonam	159
Die alte Königsstadt Tandschaur	166
Der Königspalast	166
Ein Besuch bei den Tandschaur-prinzessinnen	168
Die große Sivapagode	168
Über Tirwatur nach Nagapatnam	172
In der „Bratpfanne" Indiens	175
C. Im Tondimanlande	187
D. Die südlichen Distrikte.	
Nach Madurei, der Perle des Südens	204
Im äußersten Süden	220
E. Im gebirgigen Westen.	
Der „Garten von Koimbatur" und die „Blauen Berge"	224
Die Bergінsel der Sarwarajas	242

Digitized by Google

I.

Natur, sociale und Kulturverhältnisse des Tamillandes.

Digitized by Google

Indien und das Tamilland.

Wer aus den Felsengebirgen von Afghanistan hinabsteigt in das breite, gesegnete Flußthal des Sindhu oder, dem glühenden Saume der arabischen Küste entronnen, nach erfrischender Oceanfahrt die weißen Häuser von Colombo erblickt und zum ersten Male den Fuß auf die schönheitsstrahlende Insel Ceylon setzt, dem ist es beim Anblick ihrer schönbewaldeten Bergzüge und immergrünen Palmenwälder, als träte er in eine neue Welt; wie träumend geht er anfangs dahin, überwältigt von der Neuheit und Eigenart der Verhältnisse. „Bharatas Erdteil" das ist der stolze Name, den die Bewohner Indiens von altersher ihrem Lande gegeben haben; und es ist auch eine ganz neue, eigenartige Welt, die viel des Wunderbaren in sich birgt, das Land der Palmen, das Land der Sonne, der Tempel, der 300 Millionen Götter. Vom romantischen Schimmer der Schönheit und des Reichtums umflossen, erschien es von jeher den Eroberern, die ihre Heerfahrten dahin unternahmen, den Kaufleuten, die sich mit seinen Schätzen zu bereichern trachteten, den kühnen Seefahrern, die auf zerbrechlichem Fahrzeuge den Seeweg nach Indien suchten, den Dichtern, die in überschwenglichen Worten seine Schönheit priesen. Und es ist wahr, Indien ist ein großartiges Land, großartig in allen seinen Verhältnissen; großartig ist seine Natur, seine Religion und jahrtausendealte Kultur, die ins Unermeßliche schweifende Phantasie seiner Dichter und Denker, großartig auch seine äußere Ausdehnung; denn ganz Europa mit Ausschluß von Rußland gäbe nur ein Indien, sieben große Reiche, wie das Deutsche, hätten reichlich Platz in seinen Grenzen. Alle modernen Verkehrsmittel sind hier vorhanden; breite Straßen, große Eisenbahnlinien und eine Anzahl schiffbarer Kanäle durchziehen nach allen Richtungen hin das ganze Land, dessen zahlreiche Küstenstädte durch eine regelmäßige Dampfschiffahrt untereinander und mit Europa und Ostasien verbunden sind, wie denn auch Post und Telegraph ebenso wie in europäischen Ländern den geistigen und kommerziellen Verkehr vermitteln. Überall steht man unter dem Schutze des Gesetzes. Himmelanstrebende Berge wechseln mit weiten Hoch- und Tiefebenen, die zum Teil wüste liegen oder mit dürftigem Dschangelbusch bedeckt sind, zum Teil aber auch von einer fast beispiellosen Fruchtbarkeit triefen. Weite, sorgfältig bebaute Flächen, auf denen keine Handbreit Landes unbenutzt liegt, mächtige Ströme, die in weiten Ufern dem Ocean zueilen und Städte, Tempel und Paläste in ihren Fluten wiederspiegeln, tiefste Urwaldwildnis, in der noch der Elefant sich umtreibt, und weite, sumpfige Dschangeldickichte, in denen der Herr des Dschangels und des Gebirgs, der Tiger, haust und sein grausiges Aa—uh! ertönen läßt, das alles findet man in Indiens Grenzen in buntem Wechsel beisammen.

Und was die Bewohner des Landes betrifft, welch eine bunte Mannigfaltigkeit tritt uns da unter der großen Menge verschiedener, durch Sprache und Sitte sich wesentlich unterscheidender Volksstämme entgegen! 250 Millionen Menschen bescheint die indische Sonne, und diese 250 Millionen sprechen Hunderte von Sprachen und Dialekten und gliedern sich, ganz abgesehen von den kastenlosen Paudschamas in etwa 16 000

Digitized by Google

Kasten; zählt man doch bei den Tamulen allein gegen 8000 Kasten und Unterkasten, die wohl den unumgänglich nötigen geschäftlichen Verkehr miteinander pflegen, sonst aber keinerlei Lebensgemeinschaft untereinander haben. Welch eine reiche Gliederung des Volkslebens infolgedessen, welch eine bunte Musterkarte von Volkstypen! Eine gewaltige, durch nichts zu überbrückende Kluft befestigt die Kaste zwischen denen, die auf der untersten, und denen, die auf den obersten Sprossen der socialen Stufenleiter stehen. Der Unterschied zwischen einem afrikanischen Wilden und einem hochgebildeten Europäer ist nicht viel größer, als der zwischen einem Maleialim oder hörigen Paria und einem gebildeten Brahmanen.

Trotz dieser Verschiedenheit in Stammesangehörigkeit, Sprache und Lebensgewohnheit umschließt doch ein Einheitsband die Bewohner Indiens, soweit sie nicht den unkultivierten, dem Bhutendienste ergebenen Nischadavölkern angehören. Dies Einheitsband ist die uralte brahmanische Kultur und Religion, die auf die vier Veda sich gründend, sich in der gemeinsamen, von den Brahmanen sorgfältig gehüteten Kastensitte äußert. Denn wie die Palmen Indiens alle andern Bäume überragen und dem Lande sein charakteristisches Gepräge verleihen, so hat der jetzt vorwiegend durch die Brahmanen repräsentierte Volksstamm der Arier vor allen Stämmen Indiens dem Lande sein Gepräge verliehen und seine Religion gegeben. „Ausgerüstet mit einer großen Schärfe des Verstandes," so schreibt Missionar H., „mit Energie des Willens, der seine Lebensziele bis zur letzten Konsequenz verfolgt, einer reichen aber zuchtlosen Phantasie und einem unerschöpflichen Gedächtnis wurden sie die Bildner der wunderbarsten Sprache, die Schöpfer der größten Religionssysteme, die friedlichen Bringer einer ganz Indien umfassenden Civilisation und die Geber der ausführlichsten Gesetze, welche sich so einlebten, daß sie zur Volkssitte wurden."

Indien gehört zu den reichsten Ländern der Erde und ist mit fast unerschöpflichen Hilfsquellen aller Art ausgerüstet. Haben doch die Schätze des fernen Indien einst Tyrus und später Venedig, Genua und Konstantinopel groß und reich gemacht; um ihretwillen hat Salomo sein Thadmor in der Wüste, Alexander sein Alexandria erbaut. Eine neue Welt hat man um ihretwillen entdeckt, als man Afrika umsegelte und Amerika aufsuchte, um den Seeweg nach Indien zu finden.

Das ganze vordere Indien hat bekanntlich die Form eines großen, auf der Spitze stehenden Vierecks von 70 000 Quadratmeilen Größe. Das Windhjagebirge teilt dieses Viereck in zwei ungleiche Teile, ein größeres nördliches Dreieck, welches unter dem Namen Hindustan bekannt ist, und ein kleineres südliches, Dekhan genannt. Hindustan ist größtenteils Tiefebene, Dekhan vorwiegend ein von Gebirgen durchzogenes Hochplateau, das von den Ghâts nach Westen hin steil ins Meer fällt, während nach Osten hin das Land sich ganz allmählich bis zum Meere abdacht. Die Ghâts bilden also gleichsam das Rückgrat des Landes. Der südliche Teil der schmalen Westküste heißt die Küste von Malabar, der entsprechende Teil der Ostküste ist unter dem Namen Koromandel, entstanden aus Tscholamandalam, d. i. Reich der Tschola, bekannt.

Die Fruchtbarkeit dieses Teiles der vorderindischen Halbinsel, sehr wesentlich bedingt durch die regenbringenden Passatwinde, den Südwest- und Nordostmonsun, ist in den verschiedenen Teilen des Landes überaus verschieden. Am fruchtbarsten sind der westliche schmale Küstenstreifen und im östlichen Tamilgebiete das Kaweridelta nebst einem Teile der nördlich davon gelegenen Provinz Südarkadu.

Das Tamilland, mit dem wir uns näher bekannt machen wollen, ist nur ein kleiner Teil des vielumworbenen Indien, auf der Karte fast verschwindend, aber immerhin ein ziemlich umfangreiches Gebiet mit rund 15 Millionen Bewohnern, so groß wie ganz Süddeutschland mit Thüringen. Es besitzt reiche, vorzüglich angebaute Ebenen, breite Flüsse und stattliche Gebirge, dazu, wie schon angedeutet, ein wunderbar reich gegliedertes Volksleben. Hier hätte ein Riehl seine Studien machen können! Nur schade, daß hier ganz besonders alles verknöchert und versteinert ist unter der tyrannischen Herrschaft der Kaste.

Die natürliche Grenze des Tamillandes

Digitized by Google

im Westen bilden die Westghats, die sich von der äußersten Südspitze des Landes bis zum Windhjagebirge hinaufziehen und stellenweise bis zu 1800 Meter Meereshöhe ansteigen. Dieser hohe, verhältnismäßig schmale Gebirgszug bildet in seiner ganzen Ausdehnung die Sprachenscheide, nur im Süden zugleich die Wasserscheide. Die Verbindung der Westghats mit den nach Nordosten sich abzweigenden Ostghats wird durch den imposanten Gebirgsstock der Nilagiri oder blauen Berge (Nilgherry) hergestellt, welche die höchste Erhebung Südindiens bilden, da die höchste Bergspitze, der Dodabetta oder Dodapet, 3000 Meter nahezu erreicht.

Weiter südlich im Distrikte von Koimbatur liegen die wenig bewohnten, fieberischen, von Elefanten, Tigern, Bären, Leoparden, Bisons und Schakalen durchstreiften urwaldbedeckten Aneimaleis oder Elefantenberge. Auch die Paluniberge (Pulney Hills), die sich im Südwesten anschließen und den nördlichen Teil des Mädureidistriktes in der Richtung von Südwest nach Nordost durchziehen, erreichen eine beträchtliche Höhe; denn in ihren höchsten Kämmen steigen sie bis zu 2500 Meter an. Infolge Wassermangels sind sie weniger angebaut, als die Nilagiris und die weiter nördlich, im Distrikte von Selam sich frei aus der Ebene erhebenden schönen Sarvarajaberge (Shervaroy Hills), die nur 1500 Meter hoch und mit vortrefflichen Kaffeeplantagen reich besetzt sind. Alle diese Gebirge sind überaus reich an landschaftlichen Schönheiten und werden wegen ihres kühleren Bergklimas und ihrer köstlichen reinen Bergluft, die Anemaleis ausgenommen, von erholungsbedürftigen Europäern, die einmal dem Glutofen der vor den Bergen lagernden Ebene entrinnen wollen, fleißig besucht. Die bekanntesten und beliebtesten Sommerfrischen sind Utakamand oder kurzweg Uti (Ooty) in den Nilagiris, Kodaikanel in den Palnis und Jerkad (Yerkaud) in den Sarvarajas. In Kodaikanel hat die Leipziger Mission vor einigen Jahren ein Sanatorium für ihre Missionare errichtet.

Von den Gebirgen im Westen senkt sich die Tamulische Schiefebene von 300 Meter Meereshöhe bei Koimbatur ostwärts dachförmig nach der flachen Meeresküste ab.

Im Norden greuzt das Tamilland an den von stamm- und sprachverwandten Telugus bewohnten Nordarkadudistrikt und weiter nach Westen hin an den Distrikt von Meisur. Die Südgrenze des tamulischen Sprachgebietes bildet ungefähr das Kap Kumari, unter dem Namen Komorin bekannt. Doch finden sich auch noch weiterhin nach Tiruwankodu (Travancore) zu tamulisch redende Schänar.

Für die Bewässerung des Landes sorgen außer den zahlreichen Kunstteichen und Kunstseen, welche die gewaltigen Regenmengen des Nordostmonsuns zum Teil auffspeichern, auch eine Zahl von Wasserläufen, die teilweise auch noch von den Regengüssen des Südwestmonsuns gespeist werden, der in den Sommermonaten auf der Westküste Indiens niedergeht, also zu einer Zeit, wo es auf der Ostküste, die ihren Monsun in den Monaten Oktober bis Dezember hat, entsetzlich heiß ist und, abgesehen von einzelnen Gewittergüssen, gar nicht regnet. Sie münden alle in den Bengalischen Meerbusen und führen in der Regenzeit ganz beträchtliche Wassermengen mit sich.

Der Hauptstrom des Landes, die eigentliche Lebensader desselben, ist der Kaweri. Zwar hat er seinen Ursprung nicht im tamulischen Sprachgebiete, sondern entspringt nordwestlich desselben auf den Westghats im Kurglande (Kodagu); aber der größte und wichtigste Teil seines Laufes geht durch tamulisches Gebiet. Aus seinem Quellgebiete heraustretend, durchströmt er zunächst die trockene Hochebene von Meisur; dann sucht er zwischen den Nilagiris und Sarvarajas hindurch, die Distrikte von Koimbatur und Selam trennend, an Irodu vorüber seinen Weg in die weite tamulische Tiefebene, die er, von Irodu sich ostwärts wendend, in zwei Hälften trennt. Ein uralter künstlicher Steindamm von riesigen Größenverhältnissen teilt den bereits zum Strome angewachsenen Fluß zehn englische Meilen oberhalb der Stadt Tritschinäpalli in zwei breite Hauptarme. Der südliche, sich auch fernerhin noch vielfach verzweigende Arm, der sein Wasser in unzähligen Kanälen und zahlreichen Nebenarmen regelmäßig über das weite Deltagebiet des Stromes verteilt und dasselbe zu einem üppigen Reisfelde macht, strömt an den Städten Tritschinäpalli, Kumbakonam und Maiweram, drei wichtigen

Digitized by Google

Hauptstationen der Leipziger Tamulenmission, vorüber und mündet, fast seines ganzen Wasserreichtums beraubt, bei dem kleinen Orte Kaweripatnam nahe bei der Stadt Manikramam ins Meer. Der breite, reißende Nordarm Kollûdam oder Kolerun, welcher reich an Krokodilen ist, mündet 87 engl. Meilen nördlich von Kap Kalimir zehn Meilen von der landeinwärts liegenden Tempelstadt Sidambaram (Chellumbrum).

In der heißen Zeit bietet der Strom, wenn man ihn vom Damme aus überblickt, der sich an seinem Süduser hinzieht, einen eigentümlichen Anblick. In der Nähe des Dammes finden sich noch Bäume, sogar einzelne Felder, die natürlich während der trockenen Zeit bestellt und abgeerntet sein wollen, da in der Regenzeit hier mächtige Fluten rauschen. Dann folgt ein breiter Streifen von Schilf und Röhricht, dahinter ein schmaler Wasserstreifen, hinter dem nochmals Schilfbänke zum Vorschein kommen. In ziemlich weiter Entfernung erst erblickt man das weiße, blitzende Sandbett, über welches in der Zeit des Monsunregens die brausenden Fluten des gewaltigen Stromes dahinschießen. Aus weiter Ferne endlich grüßt das mit Schilf und schönen Baumgruppen bestandene Norduser des Stromes herüber.

Die anderen Flüsse, wie der Palaru, Pönnaru und Wöllaru, der Weiparu und die Tamraparni sind zwar auch schon ziemlich bedeutende Ströme, aber mit dem Kaweri nicht zu vergleichen. Während alle diese Ströme in der Regenzeit in vollen Ufern gehen, ja weithin das Land überschwemmen und in einen großen See verwandeln, nehmen sie in der heißen Zeit bedeutend ab, sodaß ihr Bett oft weite Strecken hin mit Sandbänken erfüllt ist, in welche die Eingeborenen, um Wasser zu erlangen, tiefe Löcher graben und zwischen denen nur spärliche Wasserrinnen im Sande dahinschleichen. Die kleineren Flüsse trocknen dann ganz aus. Nur der mächtige Kollûdam hält mehr Wasser.

Der Kaweri hat für das Tamilland eine ähnliche segensvolle Bedeutung, wie der Nil für Ägypten. Zweimal im Jahre, zur Zeit des Nordost- und Südwestmonsuns, welche sich ja gegenseitig ablösen und ergänzen, überflutet er das „Wasserland“ im Delta und führt in seinen Fluten eine Fülle feinen, fruchtbaren Schlammes mit sich, in dem der Reis üppig gedeiht. In einem großen Teile der im Delta liegenden Provinz Tandschaur, die eine Kornkammer, oder besser gesagt eine Reiskammer ersten Ranges für Indien ist, reiht sich darum, reiche Doppelernten gebend, Reisfeld an Reisfeld, Tempel an Tempel, Dorf an Dorf; liegen doch im Delta 6025 Ortschaften, Städte und Dörfer, in dichten grünen Baumgruppen versteckt, aus denen nur die Pagodentürme hervorragen. Dem Reichtume des Landes entspricht die Bevölkerungsziffer. Dieselbe beträgt in den einzelnen Bezirken von Tandschaur zwischen 10 000 bis 19 000 auf die deutsche Quadratmeile.

Politisch betrachtet bildet das Tamilland den südöstlichsten Teil der unter dem Gouverneur von Madras stehenden Madras-Präsidentschaft. Der Sitz der obersten Verwaltungs- und Gerichtsbehörden ist die Hauptstadt Madrás. Abgesehen vom Gebiete der Hauptstadt zerfällt es in die Provinzen oder Distrikte Sengelpat, Südarkadu, Tritschinapalli, Tándschaur, Mádurei, Tirnnelweli, Koimbatur und Selam. Außerdem gehört dazu die sogenannte Tondimans Country, d. h. das zwischen die Provinzen Tritschi, Tandschaur und Mádurei eingeschlossene Gebiet des noch souveränen, aber unter englischer Oberhoheit stehenden Tondiman Radscha Marthanda Bheirawa Sing von Pudukôtei.

Diese Provinzen oder Distrikte, Tsilla genannt, sind je nach Bedürfnis in eine kleinere oder größere Anzahl von kleineren Verwaltungsbezirken, sogenannten Talúks, eingeteilt. Der oberste Beamte eines solchen Taluks ist der Tahsildar, ein eingeborner Revenüebeamter, Amtshauptmann niederen Grades. Innerhalb des Taluks giebt es dann noch richterliche Beamte, welche einander koordiniert sind und kleineren Bezirken vorstehen. Sie heißen Sub-Magistrate. Vor einigen Jahren bekleidete der Tahsildar noch dieses Amt, jetzt ist er ausschließlich Verwaltungsbeamter. Zwei Taluks stehen unter einem Deputy-Collector, der fast immer ein Eingeborner ist. An der Spitze des ganzen Distriktes steht der Headcollector, der Hauptcollector, stets ein Europäer. Es sind also nur soviele eigentliche Collectoren vorhanden, wie Provinzen, und sie beziehen ein schönes Gehalt, etwa 300 Pfund Sterling pro Monat. Der

Digitized by Google

Vertreter des Head-Collector heißt Acting-Collector (abgekürzt Ag.-Collector). Er hat in Vertretung des Hauptcollectors alle Funktionen desselben zu versehen und pflegt nach dem Ableben oder der Abberufung desselben in seinen Rang und Gehalt einzutreten, da die Regierung Leute nötig hat, welche durch längere Anwesenheit und Thätigkeit im Distrikt mit den Verhältnissen daselbst möglichst vertraut geworden sind, und deshalb nicht gern neue Beamten hinschickt. Außer dem Distrikt-Collector, der zugleich auch Distrikt-Magistrate ist und als solcher richterliche Funktionen zu verrichten hat, wie z. B. die Erledigung von Ehesachen, Landprozessen u. s. w., giebt es in jedem Distrikte noch einen Head-Assistent-Collector, also einen Assistenten des Hauptcollectors, der zugleich seinen eigenen Bezirk hat und meist ein Europäer ist, mitunter auch noch einen eingeborenen Sub-Collector. Im Distrikte von Tritschinapalli unterstehen dem Hauptcollector noch zwei Deputy-Collectoren, eingeborene Beamte, die als Verwaltungsbeamte auch richterliche Befugnis innerhalb ihres Bezirkes haben, wie der Hauptcollector im ganzen Distrikte.

Der oberste Kriminalbeamte im Distrikte ist der Judge oder Richter; unter ihm stehen der eingeborene Distrikt-Munsiff (small cause court) und die oben erwähnten Sub-Magistrates in den Unterabteilungen der Taluks. Die obersten Gerichtsbehörden der Präsidentschaft haben ihren Sitz in der Hauptstadt Madras.

Das Tamilland hat natürlich auch seine politische Geschichte, und wer einigermaßen mit den indischen Verhältnissen vertraut ist, der weiß, daß es gerade auf der Koromandelküste im vorigen und vorvorigen Jahrhundert, wie auch schon in früheren Tagen, oft recht lebhaft zugegangen ist, bis endlich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mit der endgiltigen Besitzergreifung des Landes durch die Engländer friedlichere Zeiten und geordnete Verhältnisse sich anbahnten. Die wichtigsten Notizen darüber werden später bei unserem orientierenden Rundgange durch die einzelnen Provinzen dargeboten werden.

Das Bahnwesen.

Das Puchei-Bandi, wie die Eingeborenen die Eisenbahn nennen, spielt in Indien schon eine ganz bedeutende Rolle. Größere Reisen durchs Land werden nicht mehr, wie früher, im Ochsenwagen unternommen, denn die Bahn bietet Gelegenheit genug, viel schneller und billiger nach allen Hauptorten des Landes zu kommen. Man bezahlt für die Meile dritter Klasse zwei Pfennige nach unserem Gelde. Vornehme Leute und Europäer freilich können nur zweiter Klasse fahren.

Wer hätte vor vierzig Jahren daran gedacht, daß heute solch ein gewaltiges Eisenbahnnetz das ganze Land vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden bedecken und der Pfiff und das Schnauben der Lokomotive in den Palmenwäldern und durch die Reisfelder dieses dem modernen Kulturfortschritt sonst so abholden Landes ertönen würde! Es sind ganz bedeutende Schienenstränge, die von Madras nach Bombay, von Bombay über Tschabalpur-Benares nach Kalkutta und über Delhi-Lahur nach Pischauer, von Haiderabad am Indus nach Lahur und von da hinunter nach Allahabad führen, der zahlreichen längeren und kürzeren Seiten- und Verbindungslinien gar nicht zu gedenken. Die indischen Eisenbahnfahrpläne füllen schon ein ganz ansständiges Kursbuch. Nur die weiten flußlosen Flächen von Radschputana im Nordwesten mit der Wüste Tharr und die geräumigen Centralprovinzen und Tschutia Nagpur im Nordosten des Dekhan sind abgesehen von den sie rings umschließenden Linien ganz ohne Bahn. Im Jahre 1877 betrug die Gesamtlänge der indischen Eisenbahnen 12955 Kilometer = 8051 $^3/_4$ engl. Meilen, im Jahre 1893, wo allein 429 Meilen gebaut wurden, bereits 18500 Meilen, und immer kommen noch neue Linien hinzu. Schon vor 15 Jahren betrug die Personenbeförderung nahezu 79 Millionen, und die Güterbeförderung über 16$^2/_3$ Millionen Tonnen.

Von Madras gehen drei große Bahnlinien aus. Der große Centralbahnhof, ein mächtiges, mit zwei hohen Türmen geziertes Gebäude mit schöner Façade liegt nahe am Meere im Stadtteile Räjapuram und bildet den Ausgangspunkt der 1187 Kilometer langen Bahnlinie, die nach

Digitized by Google

Bombay führt und der nur 594 Kilometer langen Madrasbahn. So heißt nämlich die Linie, die über Arkonam-Tripatur-Jrodu-Koimbatur-Palghat in 24 Stunden Fahrt nach Kalikut führt, also die Koromandelküste mit der westlichen Küste verbindet und von Tripatur aus eine Zweiglinie über die große Stadt Bangalur nach Meisur, der Hauptstadt des gleichnamigen Distriktes, entsendet. Die nicht normalspurig gebaute, 712½ Kilometer lange Südindische Eisenbahn oder Karnatikbahn hat ihren eigenen, unbedeutenden Bahnhof im Westen der Stadt südlich von dem Stadtteile Purseh.kum in der Nähe des Madras durchfließenden Kumfluſſes, und verbindet die Hauptstadt mit dem unter dem Namen Tutikorin bekannten südlichſten Hafenplatze von Jndien, Tutugudi, von wo aus die Paſſagierdampfer nach Kolombo regelmäßig verkehren. Die Hauptplätze des Tamillandes, Sengelpat, Kudelur, Sidámbaram, Majaweram, Kumbakonam, Tandſchaur, Tritſchinapalli, Mádurei und Tutugudi, abgeſehen von dem letzteren zugleich wichtige Hauptſtationen der Leipziger Miſſion, ſind an dieſer Bahn gelegen. Die Verbindung mit der Madrasbahn iſt durch eine Seitenlinie hergeſtellt, welche bei Jrodu von letzterer abweigend, bei Tritſchinapalli ſich der Karnatikbahn anſchließt und über Tandſchaur nach der Hafenſtadt Nágapatnam weiterführt. Auch das franzöſiſche Pondichery, von den Eingeborenen Puduſchéri genannt, iſt von der Station Wúlupuram aus mit der Südbahn verbunden. Durch die neuerdings erſt erfolgte Verbindung der franzöſiſchen Kolonie Karikal mit der Linie Majaweram-Muttupet iſt der Schienenweg bis auf drei Stunden an das altberühmte, einſt däniſche Trankebar, den Centralſitz der Leipziger Miſſion in Oſtindien, herangerückt. Eine Zweigbahn von Sengelpat über Kandſchipuram nach Arkonam verbindet im Norden die Südbahn mit der Madrasbahn und zugleich mit der nach Bombay führenden Linie. Auch Tirunelweli, die Hauptſtadt des ſüdlichſten Diſtriktes, iſt durch eine Zweigbahn, welche kurz vor Tutugudi nach Weſten hin ſich abzweigt, an die Südbahn angeſchloſſen. Man kann alſo alle einigermaßen wichtigen Plätze des Landes mit der Bahn erreichen und braucht ſich nicht mehr, wie früher, tage- und wochenlang im federloſen Ochſenbandi herumrütteln zu laſſen. Die Südbahn wurde erſt in den Jahren 1875—1876 erbaut. Von Madras bis zum Kaweridelta geht ſie in ſüdlicher Richtung die Küſte entlang; bei Kudelur kommt ſie dem Meere am nächſten. Von der erſten Deltaſtation Schiali wendet ſie ſich direkt nach Weſten landeinwärts; kaum hat ſie jedoch Tritſchinapalli hinter ſich, ſo nimmt ſie wieder eine ſüdliche Richtung an und führt, die Palniberge im Bogen durchſchneidend, durch die Diſtrikte von Mádurei und Tirunelweli nach Tutugudi. Dieſe Bahn iſt für unſere Miſſionare eine große Wohlthat.

Die Eiſenbahneinrichtungen ſind ja ſchließlich überall der Hauptſache nach gleich. Jn Nebenſachen iſt aber doch auf indiſchen Bahnen gar manches anders, als bei uns. Schon die ſteinernen Bahnhofsgebäude unterſcheiden ſich weſentlich und ſind nicht im entfernteſten mit unſeren ſtattlichen, oft wahre Paläſte darſtellenden Bahnhöfen zu vergleichen. Banart und Einrichtung ſind weit weniger großartig und elegant und zumal die Gebäude der kleineren Stationen ſind ſehr klein und unanſehnlich, an unſere Halteſtellen erinnernd. Außen herum iſt das Bahnhofsgelände durch einen ſchwarzen Lattenzaun abgeſchloſſen; die Bahnſtrecke ſelbſt iſt vielfach auf weite Strecken mit dichten, hohen Kaktushecken eingefriedigt, die mit ihren zahlloſen großen, ſchneeweißen Blütenſternen einen eigenartig ſchönen Anblick gewähren. Oft fährt man ſtundenweit zwiſchen ſolchen Hecken hin. Die Schienen ruhen ſelten auf Schwellen; meiſt ſind ſie auf runde, gußeiſerne Unterlagen aufgeſchraubt. Die Stationsnamen ſind in tamuliſcher und engliſcher Schreibweiſe angeſchrieben, und man muß ſich über die Kunſtfertigkeit wundern, mit der die Engländer es verſtanden haben, viele dieſer wohlklingenden Namen ſich mundgerecht zu machen, d. h. bis zur Unkenntlichkeit zu verſtümmeln. Die Züge ſind immer voll beſetzt, denn die Tamulen ſind ein gar reiſeluſtiges Völkchen. Die Wagen ſind ſehr verſchieden; auf manchen Strecken findet man ſie ſehr nett und bequem eingerichtet, während ſie auf anderen Strecken, wo man nur alte Wagen aufzubrauchen ſcheint, oft unter aller Kritik ſchlecht ſind, ſo daß man bei Regenwetter den Schirm

Digitized by Google

aufspannen muß. Auf beiden Seiten befindet sich ein vorspringendes schräges Schutzdach gegen die Sonne; die Fenster sind viel zahlreicher, als in unseren Wagen, und können mit Glas und mit sehr dichten Jalousien verschlossen werden, die dem Sonnenlichte den Eintritt völlig verwehren. Fenster reicht sich an Fenster, den Eingebornen ein willkommener Ruhepunkt für ihre Füße; denn man sieht während der ganzen Fahrt eine Menge brauner Füße aus den Fenstern hängen. Die Wagen dritter Klasse sind durch Holzplatten in fünf Abteilungen getrennt, deren jede die Aufschrift „Pattu sanangöl“ (10 Personen) trägt. Die mächtige Lokomotive wird in Ermangelung von Kohlen mit großen Holzklötzen geheizt. Die Wagen zweiter Klasse sind grünweiß angestrichen und so ähnlich eingerichtet wie unsere Wagen dritter Klasse, nur daß die Ventilation und die Schutzvorrichtungen gegen die Sonne viel besser sind; sonst wäre es ja auch nicht darinnen auszuhalten. Die Seitensitze sind mit Kokosmatten gepolstert. An einem der Wagen steht in englischer Sprache: „Für Europäer und Ostindier“ (Mischlinge), an der andern Hälfte: „Ladies only“ (nur für europäische Damen).

Kommt man des Nachts auf einen Bahnhof mit lebhafterem Verkehr, so bieten die auf den Zug wartenden Eingebornen einen eigentümlichen Anblick, wie sie am Boden, laut durcheinander schwatzend, singend oder schlafend, ihr Reisebündel auf dem Kopfe oder neben sich, herumkauern und liegen, so daß man bei der oft mangelhaften Beleuchtung sich vorsehen muß, um nicht über die Schläfer zu stolpern. Der Zutritt zum Bahnsteige steht, wenigstens Europäern, jederzeit offen, wenn sie sich nicht im Wartezimmer, das überall vorhanden ist, aufhalten wollen. In vielen dieser Wartezimmer findet man Bibeln in englischer und tamulischer Sprache auf den Tischen liegen. Wenn man nicht irgend einen Freund auf einer Station beauftragt hat, einen mit Speise und Trank zu versorgen, so muß man seinen Proviant selbst mitführen; denn sogenannte Refreshment-Rooms (Restaurationen) giebt es nur auf wenigen Stationen, auf der Südbahn gar nicht; auch das beliebte Institut der warmen Würstchen und belegten Brötchen fehlt wie manche andere Reisebequemlichkeit auf indischen Eisenbahnen. Diese Refreshment-Rooms sind nur der reisenden Europäer wegen da und dementsprechend teuer. Die gewünschte Mahlzeit muß vorher durch den Zugführer telegraphisch bestellt werden, sonst bekommt man nichts. Die Eingebornen in ihrer großen Genügsamkeit bedürfen dergleichen nicht. Was sie brauchen, wird, wenigstens auf größeren Stationen, während der Nacht feilgeboten: Wettileipak (Betelblätter mit Arekanuß), Puchei-ilei (Kautabak), Erbsen, gestoßener Reis, Pfefferbrezeln, Ananas (à 9—12 Pfg.), Orangen, Limonen, Datteln, Weintrauben, Kokosnüsse, Mangos, Jackfrüchte von penetrantem Geruche, Mandeln, Kaffee, Brot, Biskuit, Appams (Reiskuchen), Warschaparscham (Bananen), Mamparscham (Mangos), Pál (Milch), Mor (Buttermilch), Müttai (Zuckergebackenes), Kandis, Blumen, Cigarren und dergleichen. Besonders hierzu von der Eisenbahngesellschaft angestellte Brahmanen teilen an alle Durstigen, besonders natürlich an ihresgleichen, aus Blechgefäßen unentgeltlich Wasser aus, indem sie das Trinkgefäß auf einem Stäbchen darreichen, damit kein Zweifel an seiner Reinheit entstehe. Das Ausrufen der angebotenen Genußmittel erfolgt in singendem Tone, wie die Tamulen es lieben. Auf größeren Stationen kann man für schweres Geld eine Tasse Thee, ja sogar Pilsener Bier erhalten.

Das Bahnpersonal besteht mit Ausnahme der höchsten Betriebsbeamten ganz aus Eingebornen. Unsere rotbemützten Bahnhofsinspektoren fehlen also; an ihrer Stelle steht der Station-Master, mit der blauen englischen Jacke, die er zur Ankunft des Postzuges über seinen sonst nackten Oberkörper ziehen muß. Auch unsere Schaffner fehlen, nur ein Zugführer, Maschinist und Heizer ist da. Auf der Einsteigestation löst man einfach sein Billet und auf der Aussteigestation wird es beim Verlassen des Bahnsteigs mit höflichem „ticket, please!“ abgenommen. Das Fehlen der Schaffner kann bei Nacht oft unangenehm werden, da man, selbst verschlafen, leicht das Ausrufen der Aussteigestation durch den verschlafenen Portier überhört. Der stramme Zug, der in unseren Bahnbeamten steckt, fehlt bei den eingebornen Beamten; „nur keine Überstürzung!“ ist ihr Grund-

Digitized by Google

satz; wenn auch der Zug auf der Station am Abend etwas warten muß, weil einfach die Lampen noch nicht hergerichtet sind, was macht's? Da lernt man Geduld, und das ist schließlich auch etwas wert. Wer keine Geduld mit nach Indien gebracht hat, kann sie hier überhaupt lernen; manche freilich sind anderer Meinung und sagen: wer Geduld mitgebracht hat, der kann sie hier verlieren. Vor der Retirade steht bei Ankunft des Zuges der Todi (Reiniger), der, ausstaffiert mit weißer Jacke, weißen Höschen und schwarzem Zeuggurt, eingeborne Männer und Frauen an den für sie bestimmten Ort zu weisen hat.

Sämtliche Wagen bieten von 9 Uhr abends ab Schlafgelegenheit; da dürfen nämlich die an den Wänden angebrachten drei Klappbretter aufgeklappt werden, und wer eins derselben erobert hat, kann sich's darauf bequem machen. Die anderen Passagiere mögen sehen, wie sie sitzen. Deshalb nehmen die Eingebornen, auch vornehme Leute, gern ihr Bettzeug mit, wenn sie nachts reisen.

Auf indischen Bahnhöfen spielen sich oft die ergötzlichsten Scenen ab. Besonders für die kastenstolzen Brahmanen steht es oft recht schlimm, und die leidige Kaste läßt ihnen manchen bittern Wermuttropfen in den süßen Freudenbecher dieses bequemen modernen Verkehrsmittels fallen. Man bedenke nur die Menge der verschiedenartigsten Menschenkinder, die sich beispielsweise auf dem großen Centralbahnhofe von Madras bei Abgang eines Zuges zusammendrängen, und die alle durch die Vorschriften der Kaste streng voneinander geschieden sind. Sie alle müssen in einen und denselben Zug, oft Brahmane und Paria in ein Coupé. Der Zugführer ist ein unabhängiger, von der Regierung bezahlter und durch den immerwährenden Verkehr mit europäischen Reisenden schon etwas aufgeklärter Mann; was kümmert es ihn, wenn die feisten Brahmanen im Zuge während der ganzen Fahrt nichts essen und trinken dürfen, bloß weil eben ein ganz gemeiner, unreiner Paria mit im Coupé sitzt oder ein geringer Sudra seine Witze macht. Denn die Berührung eines Sudra oder gar eines Paria verunreinigt diese stolzen „zweigebornen Erdengötter" so, daß sie erst nach langen ceremoniellen Waschungen wieder Speise anrühren dürfen! Der Schaffner sieht nur die Fahrkarte an, und auf der steht hier wie dort „dritter Klasse" — also hinein, wer mit will! Trostlos und halbverzweifelt laufen sie an dem langen Zuge auf und ab, vielleicht gar auf einer Bußfahrt begriffen, in ihren gelben Pilgergewändern, Ketten von heiligenden Uruttiratschanüssen auf dem Haupte und um den Körper geschlungen, die Brust mit heiliger Kuhmistasche beschmiert, den dickbauchigen funkelnden Messingkrug in der Hand und über die Achsel ein Tigerfell und ein Bündel mit Kochgeschirren. Der Zug ist dichtbesetzt, alle Coupés sind voll, ein Separatwagen ist nicht mehr vorhanden und die Abfahrtszeit ist da — was hilft's, sie müssen einsteigen, wo sie in der Eile noch ein Plätzchen erwischen. So rüttelt die moderne Kultur an dem veralteten Institut der Kaste und ihrem starren Abschließungssystem.

Nur Frauen, denen die Volkssitte eine ganz andere Zurückhaltung den Männern gegenüber auflegt als bei uns, wiewohl die Tamulenfrau sich viel freier bewegen darf als ihre in die Zenanas verschlossenen nordindischen und mohammedanischen Schwestern, können auf Wunsch besondere Coupés erhalten, in denen es gewöhnlich sehr lebhaft hergeht; denn die indischen Frauen haben eine gar lockere, glatte Zunge. In jedem Zuge befindet sich ein Wagen für eingeborne Frauen, die allein reisen, dessen Fenster mit Eisenstäben versehen sind und der die Aufschrift trägt: „Females only."

Trotz der Hitze, die in den Wagen mit der Zeit einen sehr hohen Grad erreicht, hat eine Eisenbahnfahrt in Indien ihre großen Reize, zumal für den Neuling, der zum ersten Male durchs Land fährt und dabei aus dem Staunen und Fragen gar nicht herauskommt. Wir schließen uns der rasch vorüberhastenden Menge an, die aus dem Herzen von Madras sich zum Südindischen Bahnhofe bewegt. Die meisten fahren dritter Klasse, wir als Europäer zweiter; so haben wir an den jungen, halbgebildeten Brahmanenbengeln, die diese Klasse gern benutzen, nicht gerade die angenehmsten Reisegefährten. Bald haben wir das Häusermeer der Riesenstadt weit hinter uns, und nur ihre zahlreichen Pagoden

Digitized by Google

und Kirchtürme und das Fort grüßen noch herüber. In raschem Fluge geht es dahin. Wir fahren, vorüber an Sengelpat, Wikrawandi und Kudelur, durch manche gesegnete Flur, aber oft auch durch weite öde Strecken, in deren „von scheitelrechter Sonne Gluten“ versengtem Erdreiche nur die genügsame Palmyrapalme gedeiht. Hat aber die Bahn einmal den Wöllaru (Weißfluß) überschritten, so nimmt die Landschaft einen ganz andern Charakter an. Die von Fruchtbarkeit triefende Gegend von Sidambaram, ein kleines Gegenstück des noch reicheren Deltas, bietet mit ihren schönen Kokospalmen und weiten Reisflächen und ihrem anderweiten üppigen Pflanzenwuchse ein entzückendes Bild.

Doch der Zug eilt weiter nach dem Süden. Plötzlich, vier Meilen südlich von Sidambaram, donnert es gewaltig unter den Füßen; es ist die großartige Kollidambrücke, durch deren eisernes Fachwerk man nur mit geheimem Grausen hinabblickt in die schäumenden und gurgelnden Fluten des Stromes. Die Brücke ist 2277 Fuß lang und ihre 150 Fuß voneinander entfernt stehenden Pfeiler stehen 40 Fuß tief im Flußbett, erst 30 Fuß tief im Sande und dann noch 10 Fuß tief im festen Thonboden. Jeder der 13 Pfeiler besteht aus zwei Brunnen, welche nach geschehener Senkung mit einer aus Steinen und Kalk gebildeten Masse gefüllt wurden. Die Brücke hat also 14 Durchfahrten oder wie die Tamulen sagen „Augen“. Der eigentliche Brückenkörper besteht ganz aus Eisenkonstruktion, welche über den Geleisen eine Art Dach bildet.

Endlich sind wir drüben am Südufer angelangt, erleichtert aufatmend, und nun geht es in schneller Fahrt auf ganz ebenem Terrain durch das herrliche Deltagebiet des Kaweristromes. Wohin man schaut, Entzücken!

Die Zeit wird uns nicht lang, denn immer giebt es etwas Neues zu sehen. Ein Dorf ums andere fliegt vorüber und die Palmen, Bananengärten und Reisfelder nehmen zur Rechten und Linken kein Ende. Die dunkeln oder farbenschimmernden Häupter der Pagoden blicken überall aus den Palmen hervor, wie bei uns die Kirchtürme aus den Kastanien und Linden, darunter auch manche finstere, trotzige Gesellen.

Auch im Coupé fehlt es nicht an Unterhaltung. Freilich ist dieselbe oft danach, wenn man solch einen nur halbgebildeten, dafür aber desto eingebildeteren jungen Brahmanen zum Reisegenossen hat. Sie disputieren gern mit dem Europäer über religiöse Gegenstände, aber man merkt es ihnen an, daß sie nur mit ihrem Englisch und ihrer Beleseneheit renommieren wollen. Doch kann man auch manches anregende und verständige Gespräch mit gebildeten älteren Leuten führen und manche erfreuliche Probe ihrer feinen Höflichkeit empfangen. Freilich fehlt es auch nicht an Proben echt brahmanischer Unverschämtheit.

Das Rauchen ist auf den indischen Eisenbahnen in der zweiten Klasse nur mit Erlaubnis der Mitpassagiere gestattet.

Auf den Stationen Majaveram, und noch mehr in Kumbakonam, Tandschaur und Tritschinapalli herrscht ein reges Leben. Hochinteressant ist ein Blick hinaus auf den Bahnsteig, z. B. in Kumbakonam. Missionar Gehring schreibt darüber unter anderem: Da kommt mit majestätisch erhobenem Haupte ein dicker Brahmane. Er hat eine schwere Goldkette herausgehängt, an welcher eine goldene Uhr, direkt aus England bezogen, befestigt ist. Ihm folgt ein abenteuerlich aufgeputzter Diener in der Livree der Diener englischer Beamten. Der Stationsmeister in goldgerändertem Turban und blauem Jäckchen begrüßt ihn mit tiefem Salam; denn er ist ein grausam großer Mann, so ein Subcollector oder Unterrichter mit einem Monatsgehalt von einigen Hundert Rupien. Eine Anzahl junger Brahmanen in weißen Kleidern und mit demütiger Gebärde sind ihm auf den Fersen, und legen bei jedem seiner Worte die flachen Hände wie zur Anbetung zusammen, und sind bereit, alles zu thun, was er mit einem Seitenblicke zu wünschen geruht. Da kommt ein anderer daher mit safrangelbem Kleide, einem großen schwarzen Barte und einem dicken Zopfe, dessen Last nicht unbedeutend sein kann. In den Ohren hängen ihm dicke goldene Ringe und um den Hals eine Kette von Uruttiratschanüssen, ein Zeichen seiner Heiligkeit. Er hat die Asche im Gesicht, auf Brust und Armen nicht gespart. Wer ist denn dieser wunderliche Heilige? Es ist der Vorsteher eines reichen swaitischen Klosters in Kumbakonam, ein Pandaren. Doch nicht

Digitized by Google

nur große Leute giebt es zu sehen. Hauptsächlich freilich sind es Brahmanen, die zusteigen, und man kann sie gleich erkennen. Schlauheit und stolze Selbstgerechtigkeit steht auf allen Mienen geschrieben. Meist haben sie in ihrem Gefolge die ganze Familie. Die Mutter des Hauses mit Juwelen, wie sie jede verheiratete Frau mehr oder weniger haben muß, in Nase und Ohren, an Händen und Füßen. Auf ihrer Hüfte sitzt ein ziemlich hellfarbiger, nackender Knabe von drei Jahren mit einem Zopfe, der mit weißen Blumen geschmückt ist und in eine Quaste endet, und mit einem silbernen Kettchen um die Hüften. Ein Mädchen, auch schon mit Juwelen reichlich geschmückt — der blitzende Rubin im Nasenflügel steht dem Kinde besonders gut — hängt sich an das Kleid der Mutter, wie um sich zu schützen, während der Mutter selbst die Angst auf dem Gesichte geschrieben steht unter den vielen Männern, da sie daheim sich doch vor denselben nicht zeigen darf. Zum Beschluß noch eine oder zwei Witwen mit geschorenem Haupte, über welches sie ihr weißes Kleid gezogen haben, und mit großen Bündeln beladen; denn sie sind die Dienenden im Hause. Wer aber sind die fremdartigen Gestalten, die am Wagen vorbeigehen in schmutzigen Kleidern und mit dicken Wolldecken trotz der Hitze? Das sind Parathasis, Pilger weither vom Norden, aus Bengalen, welche nach den heiligen Plätzen im Süden wallfahrten und auch etwas schneller vom Fleck kommen wollen als in früherer Zeit. Endlich noch alle die verschiedenen Kasten, Landbauern und Handwerker, letztere vielfach mit der heiligen Schnur (s. später!) über die Brust, Sudras und Parias und Mohammedaner mit ihren roten, weiten Hosen und dem charakteristischen Ziegenbarte. Ihre Frauen haben sich ein bettuchartiges Stück Zeug in wenig malerischer Form umgeworfen, damit ja niemand ihre Schönheit sehen möge. Die ältesten sind dabei am sorgfältigsten. Hm!

Immer weiter braust der Zug. Schon taucht in der Ferne der mächtige Fels von Tritschinapalli mitten aus der Ebene auf, kurz darauf auch die Stadt. Die Gegend zeigt bald einen ganz anderen Charakter. An Stelle der üppigen Reisfelder treten zunächst öde, unbebaute Strecken, auf denen Dorngestrüpp mit wilden Bäumen und üppigen Kakteen wetteifert, und hie und da weidende Herden sich zeigen. Jetzt kommen auch Berge zu Gesicht, die nördlichen Ausläufer der Palnis, die immer näher heranrücken und immer höher aufsteigen. Die Stadt Dindigal mit ihrem Granitfelsen und Fort liegt bereits hinter uns und die Gegend nimmt immer mehr einen Charakter an, der uns an die Heimat erinnert. An die Stelle der Palmen treten andere Bäume, am Fuße der Berge der eigentümlich geformte „Schirmbaum", an Stelle der Reisfelder schmale, längliche und rings eingehegte Felder mit Dscholam (Mais), verschiedenen Hirsearten, Linsen, Tabak und dergleichen. Auch die bienenkorbartigen Hütten der Bergbewohner kann man an den Abhängen der Hügel erblicken. Die ganze Gegend macht einen eigenartigen, stellenweise gar nicht recht indischen, sondern mehr südafrikanischen Eindruck. So geht's in interessanter Fahrt durchs Gebirge, bis endlich der Zug in den Bahnhof Mädurei einläuft. Noch einmal erfreut sich das Auge im Flußbereiche des Weicharu am Anblick der grünen, wogenden Reisfelder; dann fahren wir über Tirumangalam nach dem baumwollen- und palmyrareichen Tirunelweli, bis wir endlich das blaue Meer wieder erblicken und nach 22stündiger Fahrt in den Bahnhof von Tutugudi einfahren.

Der Umstand, daß unsere Missionare auf größeren Reisen nicht mehr wochenlang auf der Straße zu liegen brauchen und sich um zerbrochene Wagen, schlechte Straßen, fehlenden Proviant, störrische Ochsen und unverlässige Kutscher nicht mehr zu kümmern haben, wie einst, hat viel Gutes; die Eisenbahn leistet der Mission wichtige Dienste. Wie alle Werke der europäischen Kultur bahnt sie ihr die Wege zur leichteren und umfassenderen Erfüllung ihrer großen Aufgaben. Freilich entgeht den Missionaren damit auch manche schöne Gelegenheit, unterwegs in den Dörfern der Heiden und in den Rasthäusern an der Straße mit den Leuten von dem Einen, was not ist, ruhig zu reden.

Seit der Erbauung der Südindischen Eisenbahn ist im Verkehrsleben des Tamillandes natürlich ein großer Wechsel eingetreten. Die Straßen, auf welchen sich der Verkehr mit der großen Metropole der Präsidentschaft bewegte, liegen jetzt einsam

Digitized by Google

und verödet; die Rasthäuser sind zum Teil sehr verwahrlost und die Straßen so heruntergekommen, daß man auf vielen derselben im Ochsenbandi recht unsanft herumgeschüttelt wird und des Nachts aus immerwährender Angst vor dem Umfallen nicht zum Schlafen kommen kann. Wer nach dem stillen, meerumbrandeten Trankebar kommen oder seiner Hoheit, dem Radscha von Pudukkotei, in seinem Ländchen und seiner schmucken Residenz einen Besuch abstatten will; wen Amt oder Geschäfte in das nördlich vom Unterkaufe des Kaweri gelegene Gebiet oder nach dem Süden der Tandschaurprovinz, in die Landbezirke und Berge von Madurei oder Tirunelweli führen, kurz in solche Gegenden, die von der Bahn abseits liegen, der muß freilich auch heute noch seine Zuflucht zum Ochsenbandi, dem einzigen Beförderungsmittel neben der Eisenbahn in Südindien, nehmen. Und das ist ja vor allem das Los unserer Missionare, die auf ihren Predigt- und Visitationsreisen im Distrikte vornehmlich Landgemeinden aufzusuchen haben, deren eingeborne Pastoren, Lehrer und Katecheten der Aufsicht des europäischen Missionars unterstellt sind. Die Zahl dieser zur Hauptstation gehörigen Außenorte ist oft sehr groß und ihre Entfernung von der Muttergemeinde eine ziemlich beträchtliche. Und mag die Seelenzahl daselbst auch nur eine geringe sein, einmal im Jahre wenigstens muß der Missionar doch nach dem Rechten sehen. Da bleibt ihm freilich nichts anderes übrig, er muß das Bandi besteigen. Seine Beschreibung gehört in eine Schilderung des Tamillandes notwendig hinein, und ich möchte den wohl sehen, der in Indien gewesen ist und sich nicht mit Vergnügen, mag auch das Reisen selbst im Bandi oft ein recht zweifelhaftes Vergnügen gewesen sein, dieses lieben, altehrwürdigen Rumpelkarrens erinnerte!

Im Bandi.

Das Reisen im Ochsenbandi.

Ehe das erste Puchei-Bandi durchs Land schnaubte und die braunen und schwarzen Eingebornen in ebenso gewaltiges Erstaunen versetzte wie die Tiere des Waldes, durch dessen Dickicht die Schienen gelegt wurden, da wurde der ganze Güter- und Personenverkehr auf viel einfachere Weise bewerkstelligt; man lief oder benutzte das Bandi. Auch heute noch reist man in Indien, wie gesagt, wo nicht die Eisenbahn den Verkehr vermittelt, nach eingeborner Art im Bandi, d. i. in einem zweirädrigen, mit Ochsen bespannten Karren, und das ist eine sehr gemütliche, mitunter aber auch recht ungemütliche Art des Reisens. Das löbliche Institut unserer schönen gelben Markerkasten, der deutschen Postkutschen mit ihrem nervenbetäubenden Fensterklirren und dem immer zum Trinken aufgelegten „Schwager“, kennt man im Tamillande nicht. Die Post befördert ihre Sachen nach Orten, wo die Bahn nicht hingeht, meist durch Überlandboten. Diese Postboten machen, wenn man sie zum ersten Male sieht, einen sonderbaren Eindruck. Sie laufen immer im Trabe. Auf dem Kopfe tragen sie ihre Briefschaften und in der Hand einen mit Klingeln besetzten Stab, so daß es, wenn sie herankommen, schellt, als ob ein Renn-

Digitized by Google

schlitten daherkäme. Dies Geräusch soll die Leute veranlassen, ihnen Platz zu machen, und vor allem den nächsten Boten, der sie nach einem Wege von einigen engl. Meilen abzulösen hat, schon von weitem auf ihr Kommen aufmerksam machen, damit er sich schleunigst marschfertig macht und keine Verzögerung in der Beförderung der Post eintritt.

Wie schnell und prompt sie übrigens ihre Postsachen auch besorgen, der hie und da noch auf steinernen Pyramiden hinlaufende Telegraph thut es ihnen doch zuvor. Denn ganz Indien ist bereits mit einem ausgedehnten Telegraphennetz überspannt. Die Personenbeförderung besorgt die Post nicht. Die Berichte über das indische Postwesen beweisen, welch großartige Fortschritte die europäische Civilisation nach seiten des geistigen Verkehrs der Inder macht. Im Jahre 1879 gab es in Indien 4392 Postschalter, im Jahre

Tamulischer Ochsenwagen.

1889 schon 7533. Damals wurden 118 Millionen Briefe und Postkarten befördert, 1889 dagegen 254 Millionen; damals 10 Millionen Zeitungen, 1889 aber 23 Millionen und im ganzen 287 Millionen Gegenstände. Im Jahre 1891—1892 betrug die Zahl der Postsendungen 374 Millionen, darunter 112 Millionen Postkarten. Davon kommt der größere Teil auf die Korrespondenz der Eingebornen. 1891 gab es in Indien 560 Zeitungen, die in 16 Sprachen, 315 von ihnen in einheimischer Sprache, erschienen. Zu dem großartigen Fortschritt im Postwesen trägt der billige Portosatz bei; denn eine Postkarte kann vom Himalaya bis nach der Südspitze Indiens, ja bis nach Rangun in Barma für 3 Pfennige gesandt werden.

Doch wieder zurück zu unserem Ochsenwagen. Der ist ein liebes, altehrwürdiges Gefährt, eine indische Specialität. Freilich kann er sich jetzt nicht mehr in seiner alten Glorie zeigen, wie vor der Zeit der Eisenbahnen. Da kam es wohl vor, daß

Digitized by Google

oft an die fünfzig dieser zweirädrigen Karren, einer hinter dem andern, gemächlich die Straße entlang schlichen, indem sich immer ein jedes Ochsenpaar dicht hinter dem vorausfahrenden Wagen hielt, um von dem Strohvorrat desselben zu naschen und sich so die saure Arbeit zu versüßen.

Wer nicht selbst im Besitze eines Baudi und der dazu gehörigen Ochsen ist, kann an jedem größeren Orte einen Wagen gemietet erhalten, und man thut bei Gelegenheit der Bestellung des Baudikaren (Bandimannes) wohl, die Zeit der Abfahrt nicht zu gewissenhaft zu bestimmen; denn diese Leute kennen keine Pünktlichkeit und kommen in der Regel einige Stunden später als bestellt.

Wie wunderlich sind doch diese Karren! Zwei hohe Räder tragen auf ihrer Achse die etwa 6 Fuß langen Bohlen, welche den Boden des Wagens bilden und so breit sind, daß gerade zwei Personen, wenn sie nicht zu wohlbeleibt sind und sich miteinander gut vertragen können, darauf Platz haben. Darüber wölbt sich ein durch dünne Bambusstäbe gestütztes Mattendach, ein willkommener und leidlich sicherer Schutz gegen Sonne und Regen. Der Kutscherfitz wird gebildet, indem zwei Latten von beiden Seiten des Wagens nach der Deichsel zu vorgenagelt werden. Über diese breitet der Fuhrmann ein Bündel Stroh, und, wenn die Sonne nicht zu heiß brennt, auch noch seinen Turban, der aus einem 10—11 Ellen langen Stück Kattun besteht. So hat er den bequemsten Sitz in der Nähe seiner lieben Öchslein, die er mit Händen und Füßen bearbeitet und deren Schwanz er dreht, daß man meint, er müßte windelweich werden und sich nicht genug verwundern kann, was so ein indischer Ochsenschwanz alles aushält. An Stelle unseres „Hü!" und „Hott!" schnalzt der Kutscher mit der Zunge, worauf die Ochsen alsbald in einen munteren Trott einsetzen. Unter dem dicken Jochbalken, welcher quer vor dem bekannten Fetthöcker der indischen Buckelochsen liegt, ziehen diese flinken, ausdauernden Tiere dahin. Der Leitung bedürfen sie nicht viel; denn ein rechtes Bild des indischen Charakters, der sich nur schwer von den Bahnen der Vorfahren und der durch sie bezeichneten Sitte abbringen läßt, wandern sie in der Spur, welche von früheren Wagen hinterlassen worden ist, und wenn eine Anzahl Baudis hintereinander fahren, so gehen die Ochsen alle in einem und demselben Geleise, kommen Wagen entgegen, so weichen sie von selber aus und gehen dann wieder in ihr altes Geleis zurück. Deswegen gehen sich auch die meisten Bandikarer in der Nacht sanfter Ruhe hin und überlassen es den Ochsen, selbst den rechten Weg zu finden. Das geht denn auch meistens ganz gut, wenn nicht etwa eine Seitenstraße abbiegt oder ein am Wege liegender Teich die Tiere zu erquickendem Trunke oder Bade einlädt. In solchem Falle wird dann oft dem arglosen Reisenden ein unfreiwilliges Bad nicht erspart. Wollen aber die Tiere störrisch werden, was gar nicht selten geschieht, so giebt es ein sehr einfaches Mittel, welches sie sofort zur Vernunft bringt; das ist die durch ihre Nase gezogene Schnur, welche im Notfalle vom Kutscher angezogen wird. Das hilft in der Regel ausgezeichnet. Der Futtervorrat für die Ochsen ist in dicken, langen Wulsten von Reisstroh am vordern und hintern Ende des Wagens quer über das Mattendach desselben befestigt (siehe Bild).

Ein aus Bambusstäben hergestelltes und mit Stricken überzogenes Gestell, das Baudibett, dient als Lager; unter dieses Bett, welches man durch die aufgelegte Matratze und ein Kopfkissen noch bequemer machen kann, werden die mitgenommenen Sachen möglichst regelmäßig verpackt, so daß die Last gleichmäßig verteilt ist; denn darauf sieht ein Baudikaren immer und er merkt es sofort, wenn der Wagen hinten oder vorn zu schwer ist, und die Ochsen merken es noch deutlicher, da ihneu ja der Wagen mit dem schweren Jochbalken im Nacken aufliegt.

In solchen Wagen reist man in Indien oft durch die stille Nacht; denn am Tage ist das Reisen wegen der großen Hitze weniger ratsam, wenigstens sehr ermüdend sowohl für die Zugtiere als auch für die Insassen des Wagens. In die Kopfgegend kommt in Ermangelung eines Kissens der Koffer zu liegen und dient als Kopfkissen. Vorn schwebt an der Decke des Wagens eine Laterne, die so befestigt ist, daß sie nicht allzusehr schwanken kann und das Licht nicht flackert. Zu Füßen, also am hinteren Ende, befindet sich an der Seite die Kusa, der beliebte poröse Thonkrug, in

Digitized by Google

dem das Trinkwasser sich infolge der Durchsickerung und Verdunstung kühl erhält, und behaglich hingestreckt vertreibt sich der Reisende die Zeit mit Rauchen und Philosophieren. Vielfach giebt es auch ein interessantes Gespräch mit dem braunen „Schwager“, der von seinen mit früheren Herrn gehabten Abenteuern in der Regel viel zu erzählen weiß; oder der Diener setzt sich hinten auf und sorgt für Unterhaltung.

Solch eine Nachtfahrt im weißen Mondschein hat viele Reize und übt auf ein einigermaßen empfängliches Gemüt einen bestrickenden Zauber aus, vorausgesetzt, daß Weg und Wetter nicht unliebsame und höchst profaische Störungen verursachen. Die Mondscheinnächte haben ja in Indien eine eigentümliche Schönheit. Und scheint der Mond nicht, so leuchten die Sterne in klarer Pracht, unter ihnen das südliche Kreuz, vom tiefblauen Himmel herab. Ein leiser, erquickender Windhauch kommt von der nahen See herüber und geht flüsternd durch die Wipfel der schlanken Kokospalmen und durch die Bambushecken, oder läßt die starren Fächerblätter der Palmyrapalmen laut und jäh aufrauschen. Wie tiefer Frieden liegt es über die träumende Erde ausgebreitet. Hie und da dringt aus einer nahen Pagode, wo man den Götzen eins aufspielt und damit den müden Sterblichen in der Nachbarschaft des Tempels den Schlaf raubt, eine eintönige Musik herüber. Vorbei an dunkeln, von Leuchtkäfern dicht umschwärmten Baumkronen, hie und da aufgeschreckt durch das häßliche, unmelodische Geheul der Schakale oder durch die dunkle Gestalt eines Eingebornen, der hinter dem Wagen geräuschlos auftaucht, um sich am Mattendache desselben festzuhalten, so geht es stundenlang dahin. Es wird einem wohl in der Einsamkeit und Stille der Nacht. Freilich in den Reisfeldern am Wege geht es stellenweise recht lebhaft zu, denn da wimmelt es von redseligen, sangeslustigen und teilweise mit gewaltigen Stimmmitteln begabten Fröschen, die nach dem Vorbild eines alten, erprobten Vorsängers, mit kurzen Unterbrechungen nur, ihr „steinerweichendes, menschenrasendmachendes“ Lied ertönen lassen. Das sind dann recht unliebsame Störenfriede. Auch sonst ist bei aller Stille der Nacht doch auch wieder in der Natur viel Leben. Das Gezirpe und Geschwirre zahlloser Insekten unterbricht die lautlose Stille, wenn sonst bis auf das Knarren der Räder alles schweigt. Zuweilen läßt sich auch ein wundersames Rauschen vernehmen, wie wenn in der lieben Heimat der Wind durch die Wipfel der Föhren streicht, daß sie die alte liebliche Waldesmelodie andacht- und sehnsuchterweckend erklingen lassen. Da träumt sich der einsame weiße Mann im fernen Lande wohl mitten unter Palmen gar lieblich zurück in die harzduftende Poesie seines Heimatswaldes, deren süßer Zauber auch mitten in der Pracht und Fülle der Tropen noch sein Herz erfüllt und ihn wie ein holder Traum aus den Tagen der Kindheit von ferne grüßt. Immer näher kommt das Rauschen, und ach, in welche traurige Prosa lösen sich alle die poetischen Stimmungen auf! Der Traum der Reisenden wird buchstäblich zu Wasser: ein Fluß ohne Brücke und Fähre kreuzt den Weg! Doch das schadet nichts; die Ochsen können zur Not schwimmen, und wenn nur die hohen Wagenräder noch Grund behalten, so geht's frisch hinüber, mit manchem Hü! und Ho!, mit manchem Puff und Knuff, hüben das steile Ufer mit hurra! hinab und drüben mit Ach und Weh im Sande wieder hinauf, während der Insasse des Wagens die malerischsten und ergötzlichsten Stellungen einnimmt und, die Beine an den Leib gezogen, mit beiden Händen vergeblich nach einem Halt suchend, jeden Augenblick eine fatale, nasse Katastrophe erwartet. Die Ochsen, zumal wenn sie vom weiten Marsche schon ermüdet sind, werden bei solchen Gelegenheiten oft recht widerspenstig, sind nicht vorwärts zu bringen, sondern legen sich, wenn man sie zwingen will, einfach nieder in den Sand. Da hört dann freilich die Poesie und Gemütlichkeit des Reisens auf und man muß einfach aussteigen und mit dem Fuhrmann die Tiere ins Wasser hineinschieben mitsamt dem Wagen. Das hilft besser als Zureden. Auch wenn in der Regenzeit die Wege aufgeweicht sind und der Wagen alle Augenblicke in einem tiefen Loche oder grundlosen Morast stecken bleibt, wiederholen sich solche unergötzliche Scenen oft mehr als einmal in einer Nacht, und die etwa vorhandenen Eingebornen sind nicht immer ohne weiteres gleich behilflich, wie-

Digitized by Google

wohl man in dieser Hinsicht auch erfreuliche Ausnahmen erlebt. In solchen Fällen heißt es dann: „ziehet, ziehet, hebt!“ Die Straßen sind zum Teil sehr ausgefahren, so daß man oft recht unsanft herumgeschüttelt wird, zumal wenn es in die Feldwege geht. Es kommt auch vor, daß ein umgefallener Baumstamm, den nicht sobald jemand hinwegräumt, den Weg versperrt und zu einem Umwege durch die aufgeweichten Felder nötigt. Das Durchgehen der Ochsen hat schon manchen Schrecken verursacht. Schlimm ist es vollends, wenn eine Achse oder ein Rad bricht oder diebische Eingeborne in der Nacht, während Fuhrmann und Insasse eingenickt sind, die Ochsen abschirren und forttreiben. In den Dörfern, durch welche die Fahrt geht, sieht man überall in den Verandas die weißen mumienartig eingewickelten Gestalten der Schläfer am Boden liegen.

Ist die Reise lang, so muß unterwegs gekocht werden. Um aber kochen zu können, muß man selbst das nötige Kochgeschirr, ferner geröstetes Brot, Thee, Kaffee, Konserven und Zucker, wohl auch Geflügel im Käfig und vorsichtshalber auch gekochtes und in Flaschen gefülltes Wasser zum Trinken nebst einem Reisefilter mitnehmen. Da giebt's allemal viel zu packen und viel zu bedenken, und schließlich hat man doch immer noch etwas vergessen.

Ist ein Bangalow (Travellers Bun-

Reise-Rasthaus.

galow) in der Nähe, so ist es gut — vorausgesetzt, daß es nicht schon von Reisenden besetzt ist. Diese Bangalows sind öffentliche Ruhehäuser, welche von der Regierung — auch schon von der heidnischen — an den öffentlichen Straßen in Zwischenräumen von 4—8 Stunden errichtet worden sind. Auch die Privatwohlthätigkeit reicher Leute sorgt hie und da für die Einrichtung solcher Ruhehäuser, die in einem Lande wie Indien, wo es, außer in den großen Städten, keine öffentlichen Gast- und Wirtshäuser giebt, von großem Wert sind. Die Bangalows sind übrigens, was ihre Größe und Einrichtung betrifft, sehr verschieden. Ein Eingeborner, der Sipahi oder Buttler, welcher zu diesem Zwecke von der Regierung dort eingesetzt ist, hat dem Reisenden auf Wunsch gegen Bezahlung gewisse Dienste zu leisten und Milch, Wasser, Reis, Holz u. s. w. zu besorgen; auch ein Bad kann man mitunter haben, d. h. einige Töpfe Wasser, die man sich im Badezimmer zur Abkühlung nach der heißen Fahrt über den Kopf gießt. Mitunter enthalten die Bangalows auch einige Logierzimmer, die natürlich sehr dürftig eingerichtet sind. Einen Tisch, einige Stühle und leere Bettstellen findet man in jedem Bangalow. Für einen sechsstündigen Aufenthalt bezahlt man ½ Rupie (1 Rupie = 16 Anna à 12 Peisa), also nach dem gegenwärtigen Kurs des Rupie etwa 60—70 Pfg.

Aber nicht immer kann man rechtzeitig ein Bangalow erreichen. Da muß dann

Digitized by Google

der Reisende mit einem Sattiram oder Tschâwadi, d. i. mit einem Rasthause der Eingebornen, vorlieb nehmen. Solche Rasthäuser, welche nur in einer offenen, von Bäumen beschatteten Halle bestehen und an den Wegen sich überall häufig finden, können von jedermann frei benutzt werden. Oft stößt man auch auf recht schöne, ansehnliche Sattirams, die einen bedeutenden Hof oder deren mehrere einschließen und von außen mit besonderen Veranden umgeben sind. Gewöhnlich befinden sich bei den Sattirams schöne, ummauerte Teiche, oft auch ein schattiger Hain. Niedrige Mauerstücke an den Straßen sind zu dem Zwecke angebracht, daß Lastträger ihre Lasten beim Ausruhen bequem absetzen und hernach wieder aufnehmen können. Sie heißen Sumei Tangi.

Ein Herd zum Kochen ist im Sattiram bald gebaut; dürres Holz giebt es auch überall, und so hängt denn der Kessel bald über dem flackernden Feuer. Unterdessen sind auch die Ochsen ausgespannt und haben ein erfrischendes Bad im nächsten Teiche oder Flusse genommen und laben sich nun an dem mitgebrachten Reisstroh. Der Kutscher macht sich abseits ein Feuer, um seinen Reis besonders zu kochen; denn mit dem Europäer und seinem Pariadiener zu kochen verbietet ihm die Kaste.

Daß wir nicht lange allein sind, dafür sorgt die Neugierde der Eingebornen. Ein Rudel ganz- oder halbnackter Jungen schaut neugierig auf die fremde Erscheinung, etwa wie unsere Jugend ein Zigeunerlager umsteht, und stellt laute Betrachtungen über die barbarischen Sitten der Fremdlinge an, die statt mit den Fingern mit Messer und Gabel und Löffel essen und beim Trinken — pfui! — das Gefäß mit den Lippen berühren. Die Älteren sind das schon mehr gewohnt; das Alter macht sie höflicher und läßt sie warten, bis das Mahl beendet ist. Dann aber muß die Neugierde befriedigt werden und die homerischen Fragen „wer und woher des Landes u. s. w." kommen der Reihe nach daran. Man trifft wohl selten auf Reisen so verschiedene Leute an wie in Indien, und vermutet gar nicht von vornherein, was in den unscheinbaren, ärmlich gekleideten Menschen oft für ein Schatz des Wissens steckt und was für feine Manieren sie haben, welch edlen Verstand sie besitzen, was für eine gewandte Rede sie oft zu führen vermögen.

Reiche Leute pflegen sich auf derartigen Reisen ein eigenes Zelt mitzunehmen.

Ganz gerädert und erschöpft kehrt man oft von einer solchen Bandireise heim, zumal wenn man länger unterwegs sein mußte, die Kleider — wenigstens in der Regenzeit — in einer recht bedenklichen Verfassung; und doch ist für jeden, der das Bandi kennen gelernt hat, das Reisen im Bandi von einem gewissen poetischen Zauber umgeben.

Die klimatischen Verhältnisse.

Wenn man sich von der tropischen Hitze Indiens wohl auch vielfach übertriebene Vorstellungen zu machen geneigt ist, so ist doch die Temperatur in den heißen, fast regenlosen Sommermonaten, zumal im Innern des Landes, hoch genug, um uns dergleichen nicht gewohnten Europäern, zumal im Anfang, höchst lästig, ja unerträglich zu erscheinen, oder wohl gar gesundheits- und lebensgefährlich zu werden. Es ist eben „9 Monate heiß und 3 Monate sehr heiß." Herz- und Leberleidende sollten beispielsweise nicht nach Indien gehen. Ein senkrecht in die Erde geschlagener Pfahl wirft zur Mittagszeit keinen Schatten, so senkrecht wie Pfeile, die vom Himmel schießen, fallen die Sonnenstrahlen auf die Erde. Die Hitze ist darum eine ganz anders geartete, eigentümlich intensivere, als bei uns an den Tagen, welche vielleicht einmal gleiche oder ähnliche Temperaturgrade aufweisen. Man kann den Unterschied wohl fühlen, aber schwer beschreiben. Auch die größte Hitze, welche in unseren Breitegraden ausnahmsweise einmal vorkommt, wirkt bei weitem nicht so erschlaffend und entnervend, wie die gleiche Temperatur in Indien. Das ist übrigens schon aus dem Grunde ganz natürlich, daß wir selten anhaltend so hohe Temperaturen, wie 30° R im tiefsten Schatten, haben. Der häufige Temperaturwechsel läßt uns die Hitze weniger unbequem und nachteilig empfinden. In Indien aber, wo monatelang Tag für Tag drückende Schwüle oder sengende Hitze über dem Lande liegt, ist die Sache eine ganz andere. Zwar steigt

Digitized by Google

auch hier das Thermometer selten anhaltend über 30° R im Schatten, sinkt aber auch in der Regenzeit nicht unter 18° R. Und noch ein anderes kommt hinzu. In unserm Klima bringen auch im heißesten Sommer die Nächte eine merkliche, ja zum Teil bedeutende Abkühlung. Wie köstlich und erquickend ist es, nach solch einem glühendheißen Sommertage am Abend in der vom Geißblatt umrankten Laube die Abendkühle zu genießen! Solche köstlich erfrischenden Abende kennt man außer an manchen Orten der Küste in Indien nicht, auch nicht in Tritschinapalli, wo die Nächte etwas kühler sind. Auch die Abende und die Nächte bringen nur eine kaum merkliche Abkühlung und sind noch drückend schwül, wenn der Wind sich nicht regt. Zwar sitzt man auch gern abends mit Windlampen in der Veranda, die zum Schutz gegen den direkten Anprall der Sonnenstrahlen vor dem Hause angebracht ist. Aber die Schweißesbächlein rieseln auch hier noch den Rücken hinab; selten nur weht von den Reisfeldern ein kühles Lüftchen herüber, das die Eingebornen frösteln macht, von uns aber als eine wahre Wohlthat empfunden wird, denn es macht die Schweißquellen auf einen Augenblick versiegen. Diese Tag und Nacht ununterbrochen andauernde Hitze wirkt im höchsten Grade erschlaffend.

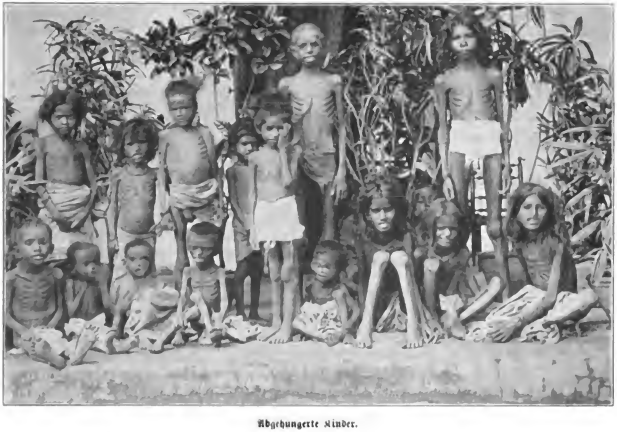
Der kühlste Monat des Jahres ist der Januar, doch ist auch da die durchschnittliche Temperatur immer noch einige Grade höher, als bei uns im Juli.

Am heißesten ist es im Mai, von dem darum ein tamulisches Sprichwort sagt: „Wer im Mai zu reisen hat, der muß ein großer Sünder sein.“ Alles atmet da Glut; was man nur anfaßt, und wäre es der Griff der Nähmaschine im schattigen Zimmer, ist heiß. Der Himmel ist blaugrau, die Luft zittert wie vor einem Backofen und der Erdboden ist versengt und geborsten von der furchtbaren, Tag und Nacht währenden Hitze. Viele Bäume verlieren ihre Blätter und stehen kahl wie bei uns im Winter. Tiere und Menschen suchen den tiefsten Schatten auf, und kein Europäer dürfte es wagen, barhäuptig ins Freie zu treten, und wäre es am frühesten Morgen, wo kaum der erste Sonnenstrahl durch die Kronen der jungen Palmen im Garten fällt. Und tritt man hinaus, so ist das Auge geblendet vom grellen Reflex des Sonnenlichtes. Oft bricht dann am Körper die fatale Prickelhitze, ein lästig juckender Hautausschlag, aus, oder Kopf und Leib bedecken sich wohl gar mit zahllosen dunkelvioletten Beulen, die sehr schmerzhaft sind und gern tiefe Narben hinterlassen. Auch die Augen werden von der Hitze sehr angegriffen. Man hat in der Sonne das Gefühl, als wäre der Kopf größer geworden, und es tritt Schwindel ein. Die Flüsse vertrocknen oder schleichen trübselig im Sande hin. Das Trinkwasser, ja wohl auch das Badewasser, muß vor dem Gebrauche erst in porösen Thonkrügen durch Verdunstung künstlich abgekühlt werden. Um während der Nacht einigermaßen ruhen zu können, darf man die Panka, das ist ein großer, an der Zimmerdecke beweglich angebrachter Mattenfächer, wenig ruhen lassen; kaum daß der Diener, welcher sie von draußen mit einem Stricke in schwingende Bewegung zu setzen hat, einmal ein wenig eingenickt ist, da tönt es schon wieder: „boy, panka!“ (Diener, die Panka!). Wem es Zeit und Mittel irgend erlauben, der entflieht in den heißesten Wochen dem Glutofen der Ebene und sucht auf den kühlen Sarvaraja- oder Palnibergen oder in Utakamand auf den Nilgiris Erfrischung und Erholung. Das gilt besonders von den im Delta ansässigen Europäern.

Alles atmet erleichtert auf, wenn die ersten Stöße des Nordostwindes Ende Oktober die Regenzeit verkünden. Dieselbe tritt nicht mit absoluter Sicherheit und Zuverlässigkeit, aber doch mit ziemlicher Regelmäßigkeit im Oktober ein, und das Wohl und Wehe von Millionen hängt von ihrem rechtzeitigen Eintritt und von ihrer ausreichenden Niederschlagsmenge ab. Ein ausbleibender oder zu spät einsetzender Monsun hat die schrecklichste Hungersnot im sicheren, unausbleiblichen Gefolge, zumal in den höheren, von Flüssen nicht berührten Landstrichen, die ganz auf den Nordostmonsun angewiesen sind. So geschah es beispielsweise im Jahre 1877, wo allein in einem Distrikte des kleinen Königreiches Meisur im Norden von Koimbatur in einem Zeitraume von sechs Monaten 150000 Stück Rindvieh und Schafe dem Futtermangel erlagen. Was würden vollends für Zahlen zusammenkommen, wenn man

Digitized by Google

die ganzen Verluste der Präsidentschaften Madras und Bombay in jenem Jahre zusammenrechnen wollte! Ein Beamter von Meisur, welcher alles that, um den Hunger von seinem Bezirke fernzuhalten, und deshalb 120000 Menschen Arbeit gab und die zum Arbeiten zu schwachen umsonst speiste, schrieb damals: „in diesem Taluk meines Distriktes allein starben im vergangenen Monat 1500 Personen, und in den letzten Tagen sah ich, was ich nie vorher gesehen habe, wandelnde Skelette, Skelette zu schwach, um zu gehen oder auch nur zu sprechen, und Leichen der Menschen, am Wege liegend und von den Hunden angefressen." Vielen, bei denen der Hunger zu lange gewährt hatte, half keine Speise mehr auf. Ein besonderer Glanz zeigte sich im Auge, das weit geöffnet in unbestimmte Ferne starrte. Ruhig und ohne Murren und Klage gingen sie schließlich etwas abseits vom Wege, wo niemand ihren Todeskampf störte, legten sich unter einen Baum oder sonst wohin und starben, ohne einen Laut von sich zu geben. In den Monaten Januar bis Mai 1877 starben in der Präsidentschaft Madras ohne Meisur 304402 Menschen



Abgehungerte Kinder.

über die Durchschnittssumme (519201), und in den zehn besonders schwer heimgesuchten Distrikten Bellari, Karnul, Kadapa, Sengelpat, Nordarkadu, Selam, Madurei, Koimbatur, Nellur und Kistna 360927 gegen früher 106453. Besser stand es in den Distrikten Südarkadu, Tandschaur, Tritschinapalli, Tirnuelweli und Malabar, obgleich auch diese schwer betroffen wurden. In Bangalur wurden damals monatelang jeden Tag 30—40 Hungerleichen in den Straßen aufgelesen, trotzdem in 9 Speiselagern täglich 35000 Menschen umsonst verpflegt wurden. Meisur verlor von seinen 5 Millionen Bewohnern gegen $^3/_4$ Millionen durch den Hunger und die in seinem Gefolge auftretenden Krankheiten. Die ekelhaftesten Stoffe wurden damals von den armen Menschen verschlungen, und viele, die auf ihr heiseres Geschrei eine Gabe erhielten, zeigten auf die Kehle, um anzudeuten, daß sie nicht mehr schlingen konnten. In Scharen von vielen Tausenden kamen die wandelnden Gerippe in die Städte gewankt, um da zu sterben. In Indien wird jedes Ersparnis in Juwelen vom feinsten Gold und Silber angelegt, welche unter Umständen wieder in

Digitized by Google

die Münze zurückwandern. Durchſchnittlich betrug der Wert dieſer eingelieferten ſilbernen Juwelen ſonſt 6000 Rupien. Im November 1877 aber war der Monatsbetrag ſchon auf 69 609 Rupien angewachſen und erhöhte ſich im Januar 1878 auf 129 836 und im September auf 1 897 550 Rupien, die als Juwelen in die Münze kamen; allein in den drei Monaten Auguſt, September und Oktober 1878 wanderten für 7 698 000 Rupien Goldjuwelen in die Münze. Dieſe Summen repräſentieren nur den reinen Gold- oder Silberwert der Juwelen, ganz abgeſehen vom Kunſtwerte. Man ſieht daraus, wie groß die Not auch unter der beſſeren Klaſſe geweſen ſein muß, denn der Hindu liebt ſeine Juwelen über alles. Obwohl die engliſche Regierung in edelmütigſter Weiſe half, ſo waren doch alle Maßnahmen und alle gewaltigen Summen, die geſpendet wurden, nicht ausreichend, dem Elend der 18—20 Millionen Hungernder wirkſam zu ſteuern.

Verteilung von Reis an Abgehungerte.

Solche traurige, ja geradezu entſetzliche Zuſtände kehren, wenn auch meiſt in kleinerem Maßſtabe, als in dem großen Hungerjahre 1877—1878, und Gott ſei Dank nur ſtrichweiſe, immer wieder, wenn der Monſun zu ſpät eintritt oder ungenügend ausfällt.

Die ärmeren Eingeborenen empfinden den Eintritt des Monſuns und den dadurch herbeigeführten Temperaturumſchlag weniger angenehm wie die im Lande anſäſſigen Europäer. Infolge ihrer dürftigen Kleidung und der ſchlechten Beſchaffenheit ihrer Wohnungen, die ihnen wenig Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewähren, müſſen ſie viel von der Ungunſt des Wetters leiden, und in der That iſt die Sterblichkeit unter ihnen im November größer, als in irgend einem andern Monate. Man hört darum den greulichen Ton der langen Totenhörner nie ſo häufig, nie ſtehen die Teufelstempel und -Tempelchen ſo geſchmückt wie in dem „Plagenmond“, wie ſie den November nennen, wo die in den Dörfern der Parias aufgehäuften Unratsſtoffe in Verweſung übergehen und dieſelben zu ebenſovielen Seuchenherden machen.

Digitized by Google

Hat der Nordoſtſturm begonnen, am Hauſe zu rütteln, ſo iſt der erſehnte Regen auch bald da und klatſcht in großen, ſchweren Tropfen auf den Erdboden. Hat es dann aber einmal richtig angefangen zu regnen, ſo regnet es auch gleich ſo gewaltig und unaufhörlich, daß Himmel und Erde gleichſam ineinander verſchwimmen, und die Luft wie ein ins Waſſer getauchter Schwamm ganz mit Feuchtigkeit geſättigt iſt. Es regnet und regnet, Tag und Nacht, tage- und wochenlang, nicht „Bindfaden“, ſondern „Schiffstaue“, wie die Eingebornen ſagen, und wenn Blitz und Donner mit im Bunde ſind, ſo ſind dieſe Naturerſcheinungen, zumal in den Bergen, von ſo majeſtätiſcher Gewalt, daß der Neuling erbebt. Wir würden, wenn bei uns plötzlich einmal ſolch ein Monſunregen niederginge, ſamt und ſonders in Gefahr kommen, zu ertrinken oder zu verſchimmeln; denn in der Monſunzeit ſchimmelt, modert und roſtet alles, was irgend die Anlage dazu hat; ſogar im Zimmer und im Bett iſt man vor der läſtigen Näſſe nicht vollſtändig geſchützt.

Die vielen geſchickt und mit ſorgfältiger Berechnung angelegten Kanäle, welche das Land durchziehen, verteilen das Regenwaſſer und die von den Bergen herabkommenden Fluten gleichmäßig über das Land, ſo daß verwüſtende Überſchwemmungen nicht leicht eintreten können, falls nicht noch andere Naturgewalten mit im Spiele ſind. Überdies iſt der Erdboden während der heißen Zeit von der anhaltenden Sonnenglut ſo ausgedörrt, daß das Waſſer in den oft fuß- bis meterliefen Riſſen und Spalten desſelben nur ſo verſchwindet; und wenn dann die Sonne wieder einmal durchbricht, dann iſt die Hitze gleich ſo intenſiv, daß ſie das Waſſer gar ſchnell aufſaugt und den Boden trocknet. Das wird beſonders von den ärmeren Klaſſen dankbar empfunden, deren jämmerliche Hütten, nur aus Lehm erbaut, unter den anhaltenden Waſſerfluten von oben ganz zerweicht werden, wenn nicht die Sonne hie und da einmal wieder aus den Wolken tritt und alles auftrocknet.

Tag und Nacht treten im Tamillande faſt ohne vermittelnde Dämmerung ein; den Unterſchied von langen und kurzen Tagen kennt man infolge der geographiſchen Lage nahe am Äquator nicht, ſondern die Tage haben das ganze Jahr hindurch faſt gleiche Länge. Sobald die Sonne hinter den Wipfeln der Palmen verſchwunden iſt, geht die Natur zur Ruhe. Eine kurze Zeit noch erglüht der weſtliche Horizont in wunderbarer Farbenpracht; dann verblaſſen die leuchtenden und zarten Tinten und der tiefblaue Nachthimmel mit ſeinem wundervollen Sternenſchmuck ſpannt ſich über die ſchlummernde Erde. In ſtiller Pracht wandeln droben die Sterne ihre Bahnen, viel intenſiver leuchtend, als in unſern nördlichen Breiten, unter ihnen das ſüdliche Kreuz, dieſes vielgerühmte Sternbild, das aber trotz der ſchönen Sterne, die es bilden, nicht den großartigen Eindruck macht, wie viele ſich's vorſtellen. Auch der Mond, deſſen direkter Strahl uns Europäern in ähnlicher Weiſe gefährlich wird, wie am Tage die Sonnenſtrahlen, indem er das Geſicht verzerrt und mondblind macht, d. h. unfähig, bei Mondſchein etwas zu erkennen, hat am indiſchen Himmel ein viel klareres, ſtrahlenderes Licht. Die Mondſichel richtet ihre Spitzen nach oben. Vor Sonnenaufgang aber ſtrahlt im Oſten der Morgenſtern, in ſolchem Glanze und ſolcher Schönheit, daß, wer ihn in Indien geſehen, den Anblick nicht wieder vergißt.

Verheerende Cyklone kommen im Tamillande wohl auch vor, treten aber glücklicherweiſe nicht allzu häufig auf.

Digitized by Google

Tamulische Schönheiten.

Damit sind nicht schwarzäugige Tamulinnen gemeint; von denen kann erst später die Rede sein. Das Tamilland hat auch andere Schönheiten, denn der lebendige Segensgott im Himmel hat sich auch hier nicht unbezeugt gelassen, sondern das Land ist voll lieblicher und großartiger Schöpfungswunder, von der stolzen Palme und majestätischen Baniane bis herab zur demütigen Banane, von den prächtigen hohen Blumenbäumen bis herab zu den duftenden, mit Millionen Blüten besäeten Rosenhecken der Berge. Viele Gegenden des Landes erinnern durch die strotzende Kraft und Fülle, durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Vegetation an die Insel Ceylon.

In den Gärten wachsen Granatäpfel, Limonen und Paradiesäpfel neben mancherlei schönen Blütenbäumen und buntlaubigen, prächtig blühenden Kroten aller Art. Der Oleander wuchert überall in den Gärten und bildet, ganz bedeckt mit einfachen und gefüllten Blüten vom reinsten Weiß bis zum tiefsten oder brennendsten Rot, im Verein mit den schönsten Rosen die farbenprächtigsten Gruppen. Hohe Kakteen, Jasmin, Laubengänge, dicht überwuchert von den üppigsten und graziösesten Schlingpflanzen, die bald mit schneeweißen Blumenkränzen, bald mit himmelblauen, orangefarbenen oder leuchtendroten Blüten ganz übersät sind, dazu Nelken, Schilfblumen, Amaryllis und viele andere farbenglühende Blumen und Blüten machen einen indischen Garten zu einem kleinen Paradiese, in welchem leider freilich auch die Schlange nicht fehlt. Die Kakteen, zum Teil hohe, dicke, baumartige Gewächse mit zahllosen weißen oder gelben Blüten, wachsen wild und werden, wie schon erwähnt, gern als Hecken und Zäune angepflanzt. Freilich sind solche Hecken leichter angelegt als wieder ausgerottet; das bloße Abhauen genügt nicht – jedes Stückchen wurzelt wieder ein und wächst weiter. Deshalb müssen diese stacheligen Hüter, wenn sie ausgerottet werden sollen, nicht nur zerstückelt, sondern außerdem zu Brei zerschlagen werden; das übrige besorgt dann die indische Sonne. Die Aloe schießt zu großen blütenbedeckten Schäften, oft von der Höhe der Palmyrapalme auf, und wird, ähnlich wie die Kakteen, zu Zäunen und Hecken verwendet.

Auch die Pfeilwurz, Arrowroot, findet man häufig in den Gärten des Tamillandes; ihre Wurzelknollen liefern das im Handel bekannt gewordene und sehr geschätzte Arrowrootmehl. Die zahlreichen und wohlgedeihenden Zuckerrohrpflanzungen im Lande beanspruchen reichliche Bewässerung, während der Indigo nur genügenden Regen verlangt.

Wenn man nun von „Schönheiten“ des Tamillandes redet, welcher soll man den Preis erteilen, der zum schattigen grünen Dome sich wölbenden Baniane, der „sternkronigen Fürstin“ Kokos, der weinspendenden „Palmkönigin“ Palmyra, oder der „Gazelle unter den Palmen“, der Areka, der segenschwer das Haupt neigenden Banane, oder den schlanken, hochaufgeschossenen grünen Bambusgarben, auf deren zarten Blättern morgens die Tautropfen wie Diamanten blitzen? Sie alle wirken zusammen, um der tamulischen Landschaft ihren eigentümlichen Reiz, ihr charakteristisches Gepräge zu geben.

Digitized by Google

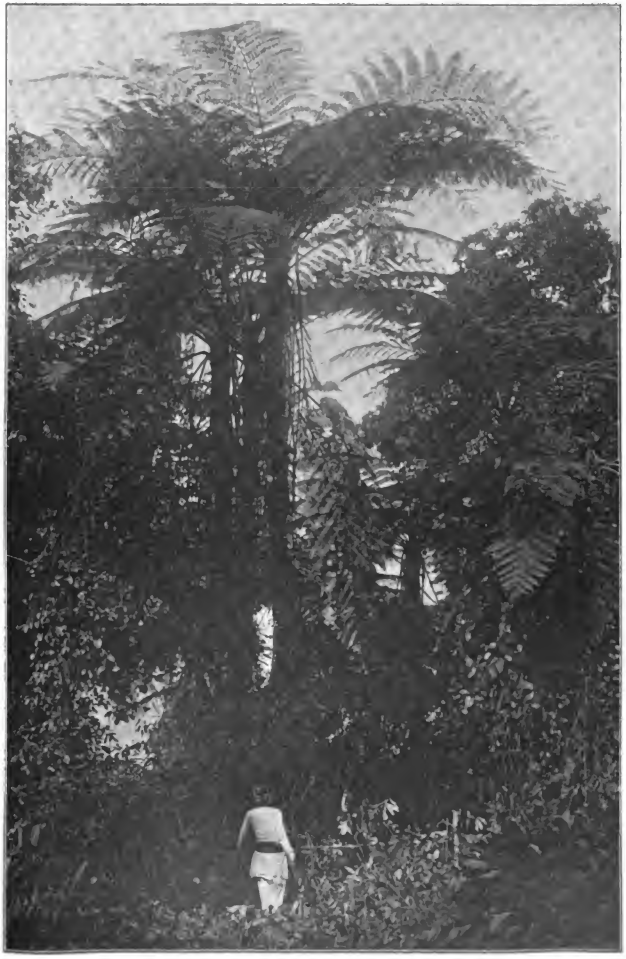
Die Palmen.

Wie könnte jemand, der Indien beschreibt, die Palmen vergessen?! Redet man doch von Indien nicht nur als von dem „Lande der Sonne“, sondern vorzugsweise als von dem Lande der Palmen. Aus weiter Ferne schon bieten sie dem wegemüden Seefahrer den ersten Gruß, wenn er sich der schönen, wie ein leuchtender Smaragd im blauen Meere schwimmenden Insel Ceylon nähert. Der blaue Duft in der Ferne, der das nahe Land verkündet, löst sich beim Näherkommen in bestimmte Linien auf, und immer deutlicher treten sie hervor, die weißen Häuser von Colombo und dahinter die schönbewaldeten Berge und — die immergrünen Palmen, die stolz ihre Wipfel in den Lüften wiegen und die wir hier gleich in solcher Fülle und in so natürlicher Üppigkeit zu ganzen Wäldern vereint finden, daß wir aus dem staunenden Entzücken gar nicht herauskommen. Und wenn wir dann an der Küste des Festlandes hinauffahren nach Madras, überall grüßen die Palmen herüber; denn auch das Festland ist reich an Palmen verschiedener Art. In der Nähe der Meeresküste überwiegt die Kokospalme, welche den sandigen Uferboden liebt und der Seeluft nicht gut entbehren kann. Doch findet sie sich auch im Innern, wenn auch nicht so zahlreich wie in der Nähe des Meeres. Im Süden herrscht die Palmyrapalme vor. Es giebt übrigens Leute, die von den Palmen und Palmenwäldern Indiens durchaus nicht so entzückt sind wie manche Berichterstatter, und die einem deutschen Nadel- oder Laubwalde mit seinen süßen Vogelstimmen und seinem frischen Waldesodem entschieden den Vorzug geben.

Wie man es nimmt! Jeder mag in seiner Weise recht haben. Der größte Reiz, den solch ein Palmenwald auf den Neuling ausübt, ist jedenfalls der des Fremdartigen, Ungewohnten. Man denke sich einige hundert lange und glatte runde Stämme, die aus dürrem, sonnverbrannten Erdreiche sich 30—40 Fuß hoch, selten höher, erheben und im Winde sich knarrend aneinanderreiben. Hoch oben am Ende tragen sie eine Krone von 18—20 langen, gefiederten und im Winde klappernden Wedeln, zwischen denen die grünen und gelben Nüsse hervorsehen. Von Vogelgesang ist keine Rede; denn die hungrigen Krähen, die da oben ihre krächzende Stimme hören lassen, und die kreischenden grünen Papageien haben vom Schöpfer die Gabe des Gesanges nicht empfangen. Unten aber am Boden wächst zwischen den Stämmen entweder gar nichts oder nur niedriges Gestrüpp, ein willkommener Aufenthalt für gefährliches Ungeziefer, besonders für die giftigen Schlangen, die das Wandeln unter den Palmen mitunter zu einem recht zweifelhaften Vergnügen machen. Das ist so ungefähr das Bild eines kleinen Wäldchens von erwachsenen Kokospalmen auf dem Festlande. Die jüngeren Stämme dagegen mit ihren oft bis zu sechs Meter langen Wedeln, die sich oben zu einer schönen dichten Wölbung verbinden, machen einen viel besseren, ja, wo sie recht üppig entwickelt sind, einen entzückend schönen Eindruck und geben reichlichen Schatten, so daß man bei ihrem Anblick die Schilderungen manches enthusiasmierten Berichterstatters gar wohl verstehen kann. Jedenfalls ist die Kokospalme trotz ihres nicht ganz so geraden Stammes viel graziöser und hat viel mehr Schwung, als die steife, besonders in der Jugend unschöne Palmyrapalme.

Die Kokospalme ist ein sehr nützlicher Baum. Sie trägt vom sechsten resp. zehnten Jahre an und wird an die hundert Jahre alt. Ein guter Baum giebt jährlich gegen hundert Nüsse. Ihre schöngefiederten Blattwedel sind ihre herrlichste Zierde. Aus den Fasern der Schale bereiten die Eingebornen Stricke, Matten u. dgl. m. Die eigentliche Nuß hat an ihrem flachen Ende drei dünne Stellen, durch deren eine der Keim hervortreten kann. Im Innern birgt sie den Samen, der in unreifem Zustande eine gern genossene süße, wässerige Milch enthält. Das feste Fleisch der Frucht liefert gerieben oder gestampft ein gelbliches Öl, das einen angenehmen Geruch hat und bekanntlich zum Kochen und Backen und zur Seifenbereitung benutzt wird. Die Nuß, welche etwa drei Wochen nach der Pflanzung zu keimen anfängt, wird flach in die Erde gelegt. Der starke weiße Keim schmeckt sehr süß und wird gern genossen. In den ersten drei Jahren erhebt sich der Stamm kaum über den Erdboden, be-

Digitized by Google



Indischer Palmenwald.

Digitized by Google

kommt aber bereits die Stärke, die der Baum hernach beibehält; erst dann beginnt ein rascheres Wachstum. Die Blätter, deren der Baum etwa in jedem Monat eins ansetzt, brauchen drei Monate bis zu ihrer vollkommenen Ausbildung und erhalten sich ein bis zwei Jahre, ehe sie abwelken. Die Palme ist sehr festgewurzelt und hat sehr zähes Holz, so daß der Sturm ihr wenig anhaben kann. Es wird zur Feuerung, aber auch als Bauholz benutzt. Die Blätter gebraucht man zum Dachdecken, die ein Meter langen Seitenblätter zum Flechten von Körben und Matten. Man kann sehr schöne, geschmackvolle Arbeiten der Art sehen. Der Saft der Blütenscheiden giebt ein erquickendes Getränk, welches in gegorenem Zustande berauscht und endlich zu Essig wird. Die harte Schale der Nuß, die sich sehr schön polieren läßt, wird zu allerlei Schmuck- und Gebrauchsgegenständen geschickt verarbeitet. Man sieht aus dem allen, was für ein hervorragend nützlicher Baum die Kokospalme ist.

Die Arekapalme ist im Verhältnis zu ihrer Höhe so dünn, daß man sich wundert, wie sie sich aufrecht erhalten kann. Sie ist die graziösfeste unter allen Palmen Indiens und nicht so verbreitet wie die anderen Palmenarten. In den Ghats wächst sie häufig, untermischt mit den hochragenden Jackfruchtbäumen, die ja dort sehr zahlreich vorkommen. Die Krone des Baumes hat nur sechs bis acht Blätter von fünf Meter Länge, deren Seitenblätter ein Meter Länge erreichen. Die Frucht des Baumes wird von den Eingebornen, stellenweise auch schon von Europäern, mit Betelblättern und gebranntem Muschelkalk gekaut. Dies Betelkauen ist in Indien allgemein in Gebrauch. Wenn man jemanden besucht, so ist das erste, was man gereicht bekommt, Betel. Es gehört dies zu den Erfordernissen der Höflichkeit und Gastfreundschaft. Wie man bei uns schnupft und „prieмt“, so, nur viel allgemeiner, kaut man in Indien Betel, sei's weil man es für gesund hält, sei es zum Vergnügen und Genuß, sei es weil man meint, dadurch einen wohlriechenden Atem zu bekommen. Der überreichliche Speichelfluß, welchen das Betelkauen verursacht, und die ziegelrote Färbung der Zähne und Lippen, welche es hervorruft, machen es für uns zu einer fast ebenso unangenehmen Sache wie das Tabakkauen. Bei Verlobungen und Hochzeiten und beim Abschluß von Verträgen darf der Betel vollends gar nicht fehlen; wenn einmal unter den Beteiligten Betel umhergereicht und angenommen worden ist, so ist die Sache so gut wie abgemacht. So spielt die in das Blatt des Betelpfeffers eingewickelte Arekanuß, der man zur Verfeinerung des Geschmackes auch etwas Muschelkalk und Tabak beizufügen liebt, bei den Tamulen eine große Rolle. Man trägt den Betel in kleinen Beuteln oder Büchschen immer bei sich, oft in den Falten des Turbans, ebenso ein Instrument zum Zerkleinern der harten Arekanüsse.

Die Palmyrapalme ist insofern die Vertreterin der Kokospalme, als sie da vorzukommen pflegt, wo jene fehlt. Man nennt sie im Tamillande die „Königin der Palmen“. Millionen von Menschen gewährt sie ihren Unterhalt, ist also nicht nur eine Schönheit, sondern auch eine Segenspenderin, letzteres vielleicht in höherem Maße als das erstere; denn nicht alle loben den Anblick, welchen die Palmyra gewährt. Sie wächst im Lande wild, wird aber auch sehr viel angepflanzt. In den südlichen Provinzen Mädurei und Tirunelweli kommt sie am häufigsten vor und bildet ganze Wälder, im ziegelroten Sande üppig gedeihend. Sie ist zwar nicht ganz so hoch wie die Kokos, aber der völlig gerade, schwarze Stamm ist etwas dicker und wird bis zu sechzig Centimeter stark. In den ersten zwanzig Jahren ist ihr Anblick geradezu unschön zu nennen; denn die Stümpfe ihrer abgebrochenen alten Blätter haften noch rings um den Stamm und verunzieren den Baum in häßlicher Weise. Sie machen ihn zugleich zu einer Art „Rühr mich nicht an!“; denn während sie im Anfang leicht abzubrechen sind, so werden sie mit der Zeit hornhart und verwunden jeden, oft auf empfindliche Weise, der in der Eile oder bei Nacht dawider rennt. Mit dem zunehmenden Alter verliert der Baum diesen entstellenden und gefährlichen Schmuck, und der Stamm erhebt sich so glatt, als ob er poliert wäre, fünfzehn bis zwanzig Meter kerzengerade in die Höhe, die riesigen Fächerblätter weit in die Luft hinausstreckend. Das Holz des Stammes ist erst vom sechzigsten Jahre

Digitized by Google

Palmyra-Palmen.

Digitized by Google

an zu gebrauchen, Bäume von hundert Jahren gelten als noch im schönsten Alter und jugendlicher Frische stehend. In diesem Alter ist der Baum sehr schön; aber die viele Bewunderung, die der Palmyra gezollt wird, hat wohl ihren Grund mehr in dem vielfältigen Nutzen, den er gewährt. Die fächerartigen, sehr großen und festen Blätter, von denen die Palme alljährlich zehn bis fünfzehn Stück neu ansetzt, rauschen bei jedem Luftzuge so jäh und klappernd auf, daß man erschrickt. Die platten Blattstiele haben stachelige Ränder und werden bis zu 1½ Meter, die Blätter selbst 3 bis 4 Meter lang und 1 bis 3 Meter breit. Sie sind etwas gewölbt und am Ende in eine große Zahl, bis zu achtzig, herabhängende Blättchen gespalten.

Der Wein, welchen die Palmyra gewährt, ist in frischem Zustande, so wie er aus den abgehauenen Blütenstielen ausfließt, ein angenehmes, sehr erfrischendes Getränk, in gegorenem oder destilliertem Zustande wirkt er sehr berauschend und ist eher einem schlechten, übelriechenden Branntwein, als dem Weine zu vergleichen. Mit wahrhaft staunenswerter Geschicklichkeit, allerdings mit Hilfe einer Klettervorrichtung, klettern die Eingebornen an den blanken, glatten Stämmen hinauf, ohne dieselben, wie wir beim Klettern zu thun pflegen, mit den Beinen zu umschlingen. Oben angelangt, befestigen sie ihren mitgebrachten Topf an den Blütenstielen und können denselben schon nach kurzer Zeit mit Saft gefüllt wieder herunterholen. Das geschieht während einer siebenmonatlichen Zeit zweimal am Tage, eine ziemlich saure Arbeit bei der indischen Hitze. Auch ein brauner, an feuchten Orten sehr leicht zerfließender Zucker, ein wichtiges Nahrungsmittel der Schânar im Süden, wird aus dem Safte der Palmyra bereitet. Holz und Blätter werden zu allen nur möglichen Dingen verwendet.

Die Baniane.

Die Baniane ist nach meinem Geschmack die majestätischste Schönheit unter den Bäumen des Tamillandes. Sie ist im Lande sehr häufig und breitet ihre gewaltigen, dunkelbelaubten Äste in mäßiger Höhe über dem Erdboden in horizontaler Richtung nach allen Seiten weithin aus. Von diesen Ästen, die ohne Stütze schließlich abbrechen und zur Erde fallen müßten, senken sich büschelartige Luftwurzeln in reicher Zahl zur Erde nieder, die, solange sie den Erdboden noch nicht berührt haben, wie Taue herabhangen und im Winde hin und wieder schwingen, wohl auch sich ineinander verschlingen und so oft seltsame Gestalten bilden. Wenn sie jedoch den Boden erreicht haben, so wurzeln sie darin fest und nehmen rasch an Stärke zu, so daß viele von ihnen einen Durchmesser von Metern erreichen und nun den mächtigen Ästen des Baumes als feste Stütze dienen. Ein Stück weiter oben gehen abermals Äste horizontal vom Stamme aus und senken ebenfalls solche Luftwurzeln hinab, und das wiederholt sich gleichsam aus verschiedenen Stockwerken übereinander, so daß bald ein ganzer Hain von grünen Laubhallen und Bogengängen entsteht, der sich nach allen Seiten hin immer weiter fortpflanzt. So bildet da, wo sie sich naturgemäß und ungehindert entwickeln kann, die ausgewachsene Baniane, wie sie denn auch in einer der indischen Sprachen direkt „Wald“ genannt wird, einen kleinen Wald für sich, in dessen dichtem Schatten eine ganze Welt von Affen, Vögeln und Schlangen sich nährt, birgt und verfolgt, einen majestätischen grünen Dom mit oft an die hundert lebenden Säulen, eine weite, luftige Halle, die von den Reisenden lieber aufgesucht wird als mancher andere dichtbelaubte Baum, unter dem Insekten hausen und der die Hitze anzieht, statt Kühlung zu spenden. Es entstehen oft sehr malerische Banianengruppen, und nicht selten geschieht es, daß der alte Stamm abstirbt und der Baum auf seinen Luftwurzeln fortgedeiht.

Es giebt unter den Banianen wahre Riesenexemplare von höchst ehrwürdigem Alter, unter deren Zweigen ganze Scharen von Menschen Schatten finden könnten. Von der Art war jene erst seit einigen Jahren eingegangene Baniane vor der Stadt Kndelur im Distrikt von Südarkadu. Dieselbe hatte einen Kronenumfang von zweihundert Schritten. Hunderte von Luftwurzeln hingen rings um den Hauptstamm herab und würden auch

Digitized by Google

zum größten Teile eingewurzelt sein, wenn nicht die Knaben aus der Stadt die günstige Gelegenheit benutzt und diesen Naturschaukeln so fleißig zugesprochen hätten, daß die meisten immer wieder am Ende abbrachen, ehe sie den Boden erreichten. Aber einige vierzig waren doch eingewurzelt, und wiewohl einzelne von ihnen kaum zehn Centimeter Umfang hatten, so wiesen andere doch schon den respektabeln Umfang von sechs bis sieben Metern auf. An die tausend Menschen haben gewiß unter dem Schatten dieses Baumes Platz gefunden, und was würde aus diesem Prachtbaume vollends geworden sein, wenn man ihm den genügenden Schutz und die nötige Pflege hätte angedeihen lassen! Eine Eigentümlichkeit der Baniane ist

Indische Baniane bei Kudelur.

ihre Vorliebe für die Palmyrapalme. Sobald sie bei ihrem fortschreitenden Wachstum sich mit den Zweigen einer solchen nähert, giebt sie ihre eigentliche Natur auf und umstrickt als Schlingpflanze den Stamm der Palmyra so vollständig, daß er wie vom Holze der Baniane umgossen erscheint und nur die ruhig weitergedeihende Krone frei behält, während der Banianenbaum seinen Schatten um sie herum wirft. Sieht man die Banianenstämme genauer an, so findet man, daß sie eigentlich aus lauter fest ineinander verschlungenen kleinen Stämmchen bestehen, zwischen denen sich viele Löcher, ein beliebter Schlupfwinkel der Schlangen, befinden. Und dieser Riesenbaum hat einen der kleinsten Samen auf Erden, viel kleiner als ein Senfkorn.

Die stolze Herrlichkeit jenes alten Kudelur-Riesen ist also nunmehr dahin. Ein Blitzstrahl zerschmetterte vor einer Reihe von Jahren den vielleicht schon

Digitized by Google

mürben Hauptstamm, so daß auch die Seitenstämme einer nach dem andern verdorrten und abgehauen werden mußten. Zuletzt standen nur noch dreizehn mäßige Stämme ohne Krone. Wohl war noch ein dicker Ast übrig, der einst eine mächtige Brücke zu einem anderen Stamme bildete, aber er war in der Mitte durchgebrochen. Man sah deutlich, daß in dem Holze keine Lebenskraft mehr war; die Zweige wurden immer spärlicher und dürftiger, die Belaubung immer kümmerlicher. Zuletzt starb er gänzlich ab. Jeder, der den Baum gesehen hat, bedauert seinen jähen Untergang.

Freilich sind solche Prachtexemplare, wie die Baniane von Kudelur eins war, nur vereinzelt zu finden, während dagegen Banianen von geringerer Größe, aber nach unseren Begriffen immer noch mächtige Bäume darstellend, überall in Indien häufig angetroffen werden. Viele Landstraßen, z. B. die Straße von Tandschaur nach Mainweram, sind seit unvordenklichen Zeiten mit solchen prächtigen Schattenspendern bepflanzt, die sich wie eine grünschimmernde Kuppel über den Weg wölben und eine große Wohlthat für den Reisenden sind.

Die Blätter des Baumes finden insofern eine nützliche Verwendung, als man sie zu runden Tellern zusammenheftet, von denen die höheren Kasten ihre Speisen genießen, und das Sammeln dieser Blätter, für welche in den Bazaren eine unbedeutende Kleinigkeit bezahlt wird, beschäftigt viele Kinder und schwache alte Männer und Frauen, die sonst zu keiner Arbeit zu gebrauchen sind und so doch noch eine Kleinigkeit verdienen. Das weiße, leichte, poröse Holz des Baumes ist wenig brauchbar, nicht einmal zum Brennholze will es taugen. Die kleinen roten feigenartigen Früchte sind ungenießbar und dienen nur den Vögeln und Affen zur Nahrung. Besonders die Krähen nähren sich gern von ihnen, wenn sie nichts Besseres erhaschen können.

Der Tamule erblickt in der Baniane ein zweifaches schönes Sinnbild. Die Luftwurzeln, welche, einträchtig bei einander stehend oder einander innig umschlingend, die Mutteräste stützen, erscheinen ihm als ein Sinnbild der Eintracht und der liebenden Verwandtenpflege. Das kommt zum Ausdruck in dem schönen tamulischen Sinnspruche: „den Luftwurzeln der Baniane gleich die Ihrigen zu stützen ist der Hochherzigen Pflicht.“ Die sich weithin ausbreitenden Äste des Baumes werden als Sinnbilder einer reichen Nachkommenschaft angesehen, daher man auch den Neuvermählten den dichterischen Wunsch zuruft: „möget ihr unverwelklich gedeihen, euch wie die Baniane ausbreitend, wie das Kusagras Wurzel schlagend und wie der Bambus von verwandten Schößlingen umgeben!“

Solch eine Baniane ist ein wundersamer Anblick, wenn am Abend der strahlendhelle Mondenschein die glänzenden Blätter versilbert oder in einer dunkeln Nacht Tausende von großen Leuchtkäfern sich in dem Geäste bewegen und dem gewaltigen Baume ein christbaumartiges Aussehen verleihen.

Das Bambusrohr.

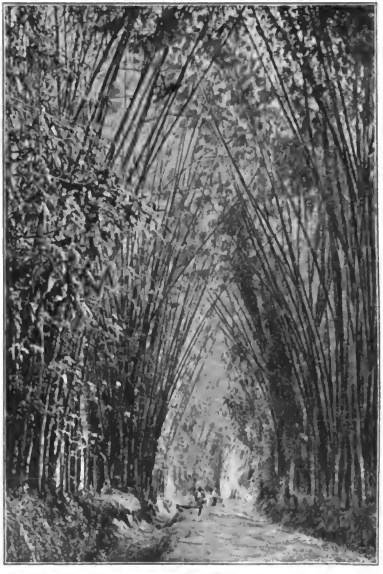
Einen fremdartig schönen, die Eintönigkeit der grünen Reisebene im Delta anmutig unterbrechenden und belebenden Anblick gewähren auch die den Lauf der Bäche und Kanäle einfassenden Bambusdickichte und die fruchtstrotzenden Bananenpflanzungen, denen man überall begegnet, wo genügend Wasser vorhanden ist.

Das Bambusrohr, bekanntlich eins der nützlichsten und verwendbarsten Gewächse der Erde, gedeiht im Tamillande sehr üppig. Häuser, Brücken, Säulen, Lanzen- und Pfeilschäfte, Möbel und Gerätschaften aller Art, Büchsen, Kapseln, Stöcke, Wagen, Sänften, Vogelbauer, Matten, Papier und sonstige Schreibmaterialien, Schmucksachen, ja sogar Kähne und noch viele andere Dinge — alles wird von Bambusrohr hergestellt, zu allem findet es Verwendung. Dazu kommt, daß die jungen Schossen der Pflanze auch ein zartes spargelartiges Gemüse und die Knoten einen süßen Saft liefern, der vielbegehrt ist. So ist also dieses riesigste aller Gräser, welches bis zu dreißig Meter hoch werden kann, eine Nutzpflanze ersten Ranges.

Das Bambusrohr wächst nicht nur in der Ebene; auch in den Bergdschangels, überall, wo es die Grundbedingung seines Gedeihens, die nötige Feuchtigkeit findet, wird es angetroffen, auf sumpfigem Boden

Digitized by Google

und an Wasserläufen; besonders liebt es sandigen Boden. Die Pflanze bildet große Trupps von Stämmen, die zusammen eine schöne breite Krone bilden; aus einer Wurzel schießen zehn bis hundert Stämme auf. Das Rohr wächst sehr schnell; man hat beobachtet, daß es in 24 Stunden um einen Meter gewachsen ist. Die Stämme oder Halme, welche unten armsdick bis schenkeldick werden und viele Knoten haben, zwischen denen sie hohl sind, schießen kerzengerade empor und neigen sich nur oben etwas über, und zwar alle nach außen, so daß die Pflanze eine riesige Garbe bildet. In ziemlicher Höhe beginnen die Äste, welche ebenso wie die sehr spitzen schilfartigen Blätter in pedantischer Regelmäßigkeit um den Stamm stehen. Die graulich falben zarten, steifen und starren Blättchen stehen horizontal an den Zweigen, deren einige aus jedem Knoten der Schößlinge hervorwachsen. Auch Dornen finden sich an den Knoten. Wo das Bambusrohr in größeren Mengen beisammensteht, da bilden die oben sich einander zuneigenden Enden der Schossen schöne dunkle Bogengänge, die im Winde jäh aufrauschen, sobald er sich nur leise erhebt. Wo Reisfelder vorhanden sind, da findet man gewiß auch Bambus. So kann man denn im Kaweridelta viele Dickichte dieses Rohres sehen, die den Lauf der Flußarme und Kanäle beschatten. In den sumpfigen Bergdschangels bildet das Rohr ganz undurchdringliche Dickichte und schießt bis zur Höhe unserer Pappeln empor.



Bambusrohr.

Die Banane.

Ungeheure Fruchterträge liefern die besonders im Delta allenthalben angebauten Bananen oder Plantanen. Weite Flächen sind mit diesen schönen und ertragreichen Pflanzungen bedeckt. Die Banane ist ein baumartiges Kraut und hat einen niedrigen von den Blattscheiden umschlossenen Stamm, welcher hohl ist. Die ganze Pflanze, deren prächtiger Schmuck ungeheure 2—3 Meter lange und $^1/_3$—$^1/_2$ Meter breite Blätter sind, wird bis zum Ende der Blätter 6—7 Meter hoch. Aus ihrer Mitte kommt ein mannslanger schenkeldicker Kolben, um den etwa ein Dutzend Blütenhaufen stehen, die hernach spannenlange und 3—5 Centimeter dicke Früchte entwickeln. Diese Früchte sitzen in Ringen um den Kolben herum, so daß derselbe einem riesigen Maiskolben ähnlich sieht und unter der Last der 200—250 köstlichen Früchte sich, ein rechtes Symbol der Fruchtbarkeit und Demut, fast bis zum Erdboden neigt. Hat ein Schößling getragen, so wird er abgeschnitten, und bald

Digitized by Google

brechen neue Schossen hervor und tragen neue Früchte. Die Früchte, welche frisch genossen und auch getrocknet und eingemacht werden, sind köstlich süß und würzig, wenn auch nicht so stark aromatisch, wie sonst die Früchte heißer Länder gewöhnlich sind. Deshalb kann man sie allezeit ohne Überdruß essen, und sie bilden die gesundeste und nützlichste Frucht des Landes. Die Pflanze gedeiht gleich dem bereits erwähnten Betelpfeffer nur im allerbesten Lande und bedarf ebenfalls fortwährender Bewässerung, während im übrigen ihre Kultur sehr einfach ist. Die Plantanenknollen werden in die Erde eingesenkt und der Boden wird ringsum festgestampft.

Feldbewässerung.

Dann bedarf die Pflanzung, abgesehen von der regelmäßigen Bewässerung, weiter keiner Pflege mehr. Man läßt die Fruchtbündel der vielen Feinde wegen, welche ihnen zur Zeit der Reife nachstellen, nie ganz reifen, sondern schneidet die Traube ab, sobald die hintersten Früchte reif geworden sind, was man an ihrer gelben Farbe erkennt. Die übrigen Früchte reifen dann in wenigen Tagen nach und können allmählich verbraucht werden.

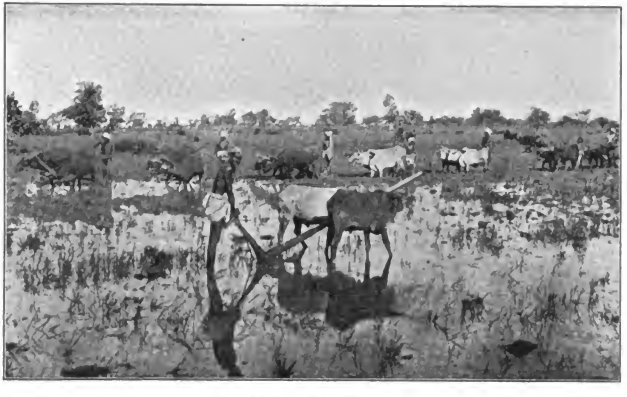
Der Reis.

Das Hauptprodukt des Tamillandes ist der Reis, welcher besonders im Deltagebiete in vorzüglicher Güte geerntet wird. Der Reis ist das Hauptnahrungsmittel der Eingebornen und ein wichtiger Exportartikel zugleich. Was den armen Thüringerwaldbewohnern die Kartoffel, das, ja noch mehr ist den Tamulen der Reis. Daher, wo irgend der Boden dazu vorhanden ist und vor allem das nötige Wasser nicht fehlt, erblicken wir Reis und immer wieder Reis. Es giebt viele Arten von Reis; hat man doch auf Ceylon allein gegen 150 Arten gezählt.

Das sogenannte Nandschej oder Reisland muß so gelegen sein, daß es von einem Flusse, Kanal oder Teiche her regelmäßig mit Wasser berieselt werden kann; denn der Reis ist eine Sumpfpflanze und muß bis zur Ernte im Wasser oder wenigstens im schlammigen Morast stehen. Kurze Zeit zuvor, ehe auf der Westküste der Südwestmonsun einsetzt, was mitten im heißesten Sommer geschieht, wo auf der Ostküste alles versengt und verdorrt und der Boden aufgeborsten ist von der furchtbaren Gluthitze, schaffen die Leute, da, wo es not thut, etwas Dünger auf das Feld. Wenn dann, von den Regengüssen des Südwestmonsuns gespeist, sich die Flüsse mit gelbem, schlammigen Wasser zu füllen beginnen und schließlich über die Ufer gehen, so wird es lebendig in den Feldern. Alles eilt hinaus und öffnet die geschlossenen Kanäle und Kanälchen, welche, mit der sorgfältigsten Benutzung des vorhandenen Terrains angelegt, wie Tausende von Lebensadern über das ganze Land, bis in die entferntesten

Digitized by Google

Fluren, wo irgend eine leichte Senkung des Erdbodens es gestattet, das fruchtbare Schlammwasser verteilen. Die einzelnen Feldabteilungen bedecken nur einen geringen Flächenraum und sind zu beiden Seiten der Kanäle in leichter terrassenartiger Absenkung hintereinander gelegen und mit Erdwällen umgeben, welche an bestimmten Stellen verschließbare Öffnungen zum Ein- und Auslaß des Wassers haben. Das Wasserrecht ist völlig geordnet, indem jeder Grundbesitzer ein Anrecht auf die Benutzung bestimmter Kanäle hat, soweit dieselbe zur genügenden Bewässerung seiner Grundstücke erforderlich ist. Sobald nun die Flüsse das Land überfluten und die Kanäle füllen, werden die Felder so lange geöffnet und von den eindringenden Fluten überrieselt, bis das völlig ausgedörrte oft fußtief aufgerissene Erdreich bis in die Tiefe hinab völlig durchtränkt und mit Wasser gesättigt und auch noch einen Fuß hoch mit Wasser bedeckt ist. Zu dieser Zeit sind also die Reisfelder in ebensoviele, durch Dämme voneinander abgegrenzte und von Kanälen durchzogene Teiche verwandelt, so daß es sehr schwer ist, zu den im Nandschej gelegenen Dörfern



Pflügen des Reislandes.

zu gelangen. Da das schlammige Wasser viele fruchtbare Erde und andere düngekräftige Stoffe mit sich führt, so bedürfen die Reisfelder durchaus keiner Ruhe und Erholung, sondern können jahraus jahrein ohne Unterbrechung bestellt werden, geben sogar in günstigen Lagen und Jahren zwei bis drei Ernten im Jahre.

Der Reis wird nicht wie unsere Getreidearten gesät, sondern gepflanzt. Schon zuvor, ehe das Wasser kommt, wird er in besonders angelegten und bewässerten Pflanzbeeten dick ausgesät, und es währt gar nicht lange, so bieten diese Beete mit ihrem sammetigen Grün mitten in der sie rings umgebenden völligen Dürre und Öde einen das Auge erquickenden Anblick dar. Ist dann das Wasser gekommen und hat die ganze Gegend wie mit einem Zauberschlage verändert, so daß sie eine große wogende Wasserfläche bildet, dann geht erst das rechte Leben in den Feldern an und es wimmelt von fleißigen Menschen, die sich beeilen, die gelegene Zeit wahrzunehmen. Es sind die hörigen Parias, denen die Verrichtung der ganzen Feldarbeit von der Aussaat bis zum Drusch obliegt. Dann waten die flinken Zebuochsen mit Behagen durchs Wasser und der primitive, für eine

Digitized by Google

Mark herstellbare Pflug, welcher nur aus einer einfachen Handhabe, der Deichsel und der hölzernen, mit einem Stück Eisen beschlagenen Pflugschar besteht, wühlt unter dem Wasser den schlammigen Grund auf. Sobald dies geschehen, werden die aus den Pflanzbeeten ausgerauften Pflanzen, in Bündel zusammengeschnürt, auf den Kanälen herzugeführt und ins Feld ausgepflanzt. Dies Geschäft verrichten ebenso wie das

Reisfelder in verschiedenen Stadien des Wachstums. (Reisfelder bei Porciar.)

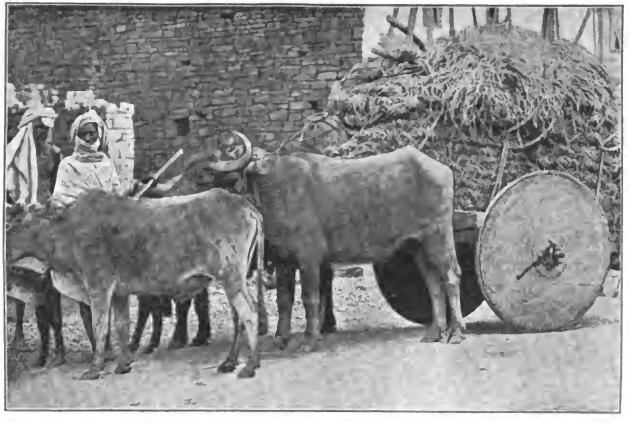
spätere Jäten der Pflanzung, wo dieses not thut, die Frauen der Parias, welche darin eine erstaunliche Fertigkeit besitzen, so daß sie große Strecken an einem Tage bepflanzen. In höchst dürftiger Kleidung stehen sie wie hochbeinige Störche im Wasser und wühlen, rechtwinklig gebückt und klagende, schwermütige Melodien vor sich hin singend, mit den Händen rastlos im Schlamm, Pflanze auf Pflanze im Grunde festdrückend. Das ist eine saure Arbeit im glühenden Junisonnenbrand; denn zu dieser Jahreszeit sendet auf der Ostküste die Sonne ihre glühendsten Pfeile nieder.

Digitized by Google

Der Reis wächst sofort an und gedeiht üppig in dem warmen schlammigen Wasser, welches gerade so lange aushält, bis der Nordostmonsun einsetzt und das ganze Land von neuem mit seinen reichen warmen Regengüssen überflutet. Bliebe dieser Regen aus, so wäre die ganze Ernte verloren und die in Indien nicht seltenen Hungersnöte sind nur dem Ausbleiben dieses Monsunregens in dem einen oder andern besonders auf dies Wasser von oben angewiesenen Landstriche zuzuschreiben. Kommt jedoch der Monsun zur rechten Zeit, so ergrünt alsbald auch das ganze künstlich bewässerte Land und die Bestellung des sogenannten Punḍschej, die dry cultivation d. h. der trockene Feldbau kann beginnen.

Es giebt übrigens auch einen im Trockenen wachsenden Reis, den sogenannten Bergreis; derselbe wird aber viel seltener angebaut und liefert viel geringere Erträge.

Wenn die Ähren zu reifen beginnen, wird das noch in den Feldern stehende Wasser abgelassen, und nachdem die Körner ordentlich ausgereift sind, beginnt die Ernte.



Reiswagen.

Die weichen Halme werden unter leise trillerndem oder summendem Gesang abgeschnitten und, nachdem sie gehörig getrocknet sind, gleich ausgedroschen. Scheunen hat man in Indien nicht, das Feld ist zugleich die Tenne. Nachdem ein ebenes Stück Land gehörig festgetreten ist, wird der Reis auf Wagen herzugefahren. Man nimmt kleine Bündel der Frucht und schlägt sie mehrere Male auf den Boden, wobei die Körner leicht abspringen. Was noch haften bleibt, das treten die Ochsen aus, denen dabei „das Maul nicht verbunden" wird, wie in Israel. Darauf nimmt man die köstliche Frucht in kleine flache Körbe und läßt sie daraus mit hoch erhobenen Armen langsam auf den Boden rieseln, wobei die Spreu vom Luftzuge (Psalm 1) weggeführt wird. Eine dreimalige Wiederholung dieser Manipulation genügt, um die Frucht vollständig zu reinigen. Nun hat man den wertvollen nellu, der im Hause sorgfältig vor den Mäusen und weißen Ameisen und anderem Geziefer verwahrt werden muß. Nellu heißt nämlich der Reis, solange er noch in den Hülsen ist; in enthülstem Zustande heißt er ârisi, in gekochtem Zustande sôru. Das Enthülsen der Reiskörner gewährt vielen armen Frauen Beschäftigung und

Digitized by Google

Verdienst. Man läßt die Körner in heißem Wasser über dem Feuer quellen und stößt, nachdem sie die Sonne wieder getrocknet hat, in einem großen steinernen Mörser die gelben Hülsen ab, worauf man die enthülsten Körner nochmals an der Sonne trocknet.

Reifendes Reisfeld.

Der Reis giebt etwa zwölffachen Ertrag; die Ernte findet von Ende Januar bis Anfang Februar statt. An vielen Orten wird, wie bereits angedeutet, mehrmals im Jahre geerntet, so daß man oft ganz frischbestellte Felder, halbwüchsige Frucht und zur Ernte reifes Getreide nahe bei einander erblickt. Es kommt mitunter vor, daß ein Nachbar dem andern das Wasser aus den Reisfeldern auf seine Felder ableitet; da giebt's dann Händel und oft langwierige Prozesse, bei denen der Rupie eine große Rolle spielt; denn die eingebornen Dorfrichter sind der Bestechung ebenso zugänglich wie viele ihrer Kollegen in den Städten.

Die Reisfelder werden mit dem sauern Schweiß der armen Parias gedüngt. Sie sind meist Hörige der Kastenleute, und die Zahl der Pariadörfer, in denen kleine, selbständige Pariabauern als Pächter der Großgrundbesitzer wohnen, ist gering.

Digitized by Google

Bilder aus dem Tierleben.

Das Tamilland ist reich an Raubtieren aller Art. Der König der Tiere, der Löwe, ist nicht im Lande heimisch, wohl aber der Herr des Dschangels, der Tiger. Der bengalische Tiger hat ja seinen Namen davon, daß er in den Ländern um den bengalischen Meerbusen zu Hause ist. Auch heute noch sind einzelne Teile Indiens, besonders Nordindien und Ceylon von diesem gefährlichen und gefürchteten Raubtiere ziemlich stark bevölkert. Beträgt doch nach den Feststellungen der indischen Regierung die Zahl der Menschen, die in Indien alljährlich dem wilden Raubzeug und den Schlangen zum Opfer fallen, gegen 20000, die der Haustiere gegen 60000. Im Gebiete des Tamillandes finden sich viele stark bevölkerte und völlig angebaute Flächen, die natürlich von dem Raubgesindel, das sich viel lieber in den Gebirgen und Dschangels aufhält, gemieden werden, so daß man in den Ebenen ganz sicher reisen kann. Mancher Europäer, der lange Zeit in Südindien gelebt hat und nicht etwa in den zoologischen Garten von Madras gekommen ist, bekommt seinen ersten lebenden Tiger erst in Europa in irgend einem Tiergarten zu sehen. Nur die Schluchten und dichten Waldungen der Aneimalais und Palnis bieten dem Tiger, Leoparden und Panther noch Schlupfwinkel genug, in denen sie als Ritter vom Strauch ein behagliches Dasein führen können. Aber auch hier wird die zunehmende Entwaldung und Besiedelung des Gebietes in nicht allzu ferner Zeit ihrem Dasein ein Ende bereiten. Bei nächtlichen Reisen durchs Gebirge kann man ihre rauhen Stimmen öfter vernehmen, und in den Ansiedlungen der Europäer auf den Bergen wagt sich nach Einbruch der Dunkelheit nicht so leicht jemand, der es vermeiden kann, über die Schwelle des Hauses, da man oft in nächster Nähe der Niederlassungen verdächtige Stimmen hört und nicht minder verdächtige Spuren findet. Auch Bären und Hyänen treiben ihr Wesen in den Schluchten der südlichen und westlichen Gebirge.

Ein anderes Raubtier, der Schakal, ist im Lande überall zahlreich vertreten und treibt sich nach Art des Wolfes in Rudeln herum. Wie oft erschrickt der Reisende im Ochsenbandi, solange er noch Neuling im Lande ist, über das unmelodische Geheul dieser Tiere, das ihn vom Schlummer aufweckt, und sieht dann die dunkeln Gestalten im Mondschein zur Seite des Weges auf den Hinterbeinen sitzen oder mit großer Hast ein Stück von dannen eilen; denn vor einem Wagen, der so aussieht, als ob sich möglicherweise ein Europäer darin aufhalten könnte, haben sie einen großen Respekt; sie mögen in dieser Beziehung auch schon schlimme Erfahrungen gemacht haben. Der Hunger treibt sie oft in Scharen in die Gärten und Gehöfte der Europäer, um da Abfälle zu suchen oder sonst etwas für den knurrenden Magen zu erwischen. Da sitzen sie denn in mäßiger Entfernung vom Hause, und singen, oft beinahe die Stimme kläglich schreiender kleiner Kinder oder das Geheul der Klageweiber bei Todesfällen nachahmend, ihren die Schläfer unangenehm aus dem Schlafe aufschreckenden Nachtgesang. Man kann sie dann nicht einmal durch einen Schuß aufs Geratewohl verscheuchen, da man nie sicher ist, ob nicht Eingeborene aus irgend einem Grunde durch den dunkeln Garten schleichen. So läßt man sie denn in der Regel heulen.

Digitized by Google

Sie sind übrigens fast ganz ungefährlich und sehr feige; den Menschen greifen sie nur im wütendsten Hunger an und wenn sie in genügender Zahl beisammen sind.

Ein charakteristisches Tier Indiens ist der Elefant. Er unterscheidet sich durch seine Größe und Gestalt sehr wesentlich von dem afrikanischen Elefanten, ist auch weniger bösartig als dieser. Man kann kaum in einen größeren Tempelhof eintreten, ohne von zahmen Elefanten, die als heilige Tiere großes Ansehen genießen und bei ihren Spaziergängen in der Stadt sich viel erlauben dürfen, angebettelt und verfolgt zu werden. Es sind dies oft ungeheure Exemplare, und man kann bei ihrem Anblick es wohl verstehen, wie indische Dichter mit ihrer ins Unendliche schweifenden Phantasie und ihrer Sucht, alles ins Ungeheuerliche zu übertreiben, darauf verfallen sind, den Elefanten gerade zu „Berg" zu nennen. Die niedrigen Häuser und Hütten der Eingeborenen verschwinden ja mitunter fast neben diesen hochragenden Kolossen.

Man hat die Elefanten auch, besonders auf Ceylon, aber auch im Süden des Festlandes, von uralters her gezähmt und zum Arbeiten, besonders zum Tragen von Lasten abgerichtet, und es ist erstaunlich, was sie leisten und wie geschickt und willig sich die plumpen Gesellen anstellen. Im Hafen von Madras werden mitunter ganze Schiffsladungen dieser Dickhäuter ausgeschifft und dann mit der Bahn ins Land, besonders nach dem Norden, transportiert.

In den Marställen der eingebornen Fürsten darf der Elefant natürlich auch nicht fehlen. Die alten indischen Fürsten gebrauchten den Elefanten für Kriegszwecke; einer von ihnen soll 6000 Kriegselefanten besessen haben. Den Soldaten Alexanders des Großen wollten diese vierbeinigen Gegner auch nicht gefallen. Jetzt sind diese Zeiten vorbei, und die Zahl der Staatselefanten, welche die Radschas zu ihrem Vergnügen und zur Repräsentation halten, ist eine beschränkte. Die Außenfläche des Rüssels und die der Spitzen beraubten Stoßzähne sind gewöhnlich vergoldet. Auch sonst sind diese Tiere, z. B. mit prächtigen Decken u. s. w., reich geschmückt und tragen auf ihrem Rücken eine Art Baldachin, aus köstlichen bunten Stoffen gefertigt, in welchem die Reiter Platz nehmen, während der Führer des Tieres auf dem Halse hinter den ungeheuren Ohren desselben sitzt.

Das Tamilland ist, wie Indien überhaupt, auch reich an Affen verschiedener Art und Größe, die nicht nur in den Bergwäldern hausen, wo man sie auf Spaziergängen herdenweise auf Felsen und Bäumen antrifft, sondern auch in bewohnten Gegenden, wo sie mitunter eine wahre Landplage bilden, da man ihnen als heiligen Tieren allen Willen läßt. In manchen Gegenden sind die Bäume, welche die breiten Landstraßen einfassen, besonders die fruchttragenden, ganz voll von grauen Affen, die, am Schwanze aufgehängt, sich von Ast zu Aste schwingen oder herabklettern und dem Reisenden ungeniert über den Weg laufen; denn in bewohnten Gegenden sind sie durchaus nicht scheu, und man kann es erleben, daß sie einem im Rasthause im Handumdrehen das Pferde- und Ochsenfutter und was sie sonst erwischen können, wegstehlen und sich nur schwer verscheuchen lassen. Die hohen Tempeltürme, auf denen sie sich besonders gern herumtreiben, bieten ihnen reiche Gelegenheit, sich in ihren Kletterkünsten zu üben. In Tirunamalai sind außer der großen Pagode alle Häuser und Straßen voll davon, und es ist nicht ungefährlich, durch die Straßen zu gehen, da die unnützen Geschöpfe eine besondere Vorliebe für abgedeckte Dächer und fliegende Dachziegel haben; wer seinem Nachbar einen Schabernack anthun will, braucht nur bei Nacht einige Hände voll Reiskörner auf dessen Dach zu werfen, und er darf gewiß sein, daß die Affen tags darauf das Abdecken des Daches, falls die Ziegel nicht in Kalk festgelegt sind, auf das gründlichste besorgen, um jedes in die Ritzen gefallene Körnchen aufzusuchen. So decken sie oft ganze Häuser ab, und die dummen Leute, statt ihnen mit einigen Schrotschüssen die Lust zum Dachdeckerhandwerk zu verleiden, sind in ihrem Aberglauben ganz wehrlos gegen diese unantastbaren und unverbesserlichen Taugenichtse, die ihnen auch sonst allerlei ärgerlichen und nachteiligen Schabernack spielen. In den Bazaren stehlen sie, was sie erlangen können und wonach sie gerade Appetit verspüren, ungestraft und un-

Digitized by Google

gehindert, weil die Religion sie unter ihre schützenden Fittiche nimmt; denn der Affe spielt ebenso wie der Elefant, der Pfau und viele andere Tiere in der indischen Mythologie eine Rolle. Es giebt übrigens in den Wildnissen der Gebirge eine sehr große schwarze Art, die einzelnen Reisenden, wenn sie nicht sehr vorsichtig in ihrem Verhalten sind, leicht gefährlich werden können; denn sie sind boshafte, leicht reizbare Geschöpfe und verfügen zum Teil über ein starkes, gefährliches Gebiß. Die Affen werden auch abgerichtet und wie bei uns zur Schau umhergeführt, und es kann dem Missionar leicht begegnen, daß mitten in der Predigt solch ein ungebetener Gast, vielleicht von seinem Herrn absichtlich dazu veranlaßt, durch die offene Kirchthür eintritt und durch seine Grimassen die Andacht stört.

In den Bergen und Dschangels hausen zahlreiche Büffel, Gazellen, Antilopen, Rehe, Hasen, Wild- und Stachelschweine. Die Büffel sind ungeschlachte schwarze Gesellen, fast ohne Haar und mit gewaltigen Hörnern versehen. Die Gazellen werden oft jung eingefangen und gezähmt und sind dann sehr zuthunliche Tierchen.

Eine lästige Gartenplage bilden die Eichhörnchen und Krähen, die den süßen Guavas und Mangos oft mehr zusprechen, als dem Eigentümer lieb ist, und denselben nötigen, die schönsten Früchte in Säckchen einzuhüllen, um sie vor dem zudringlichen Raubgesindel zu schützen. Überhaupt ist wohl kaum ein Land so überreich an zwei-, vier-, sechs- und mehrbeinigen oder ganz beinlosen, geflügelten und ungeflügelten Plagegeistern aller Art, wie Südindien. Die Geier und andere Raubvögel begnügen sich nicht mit den in den Tempeln nistenden Tempeltauben, sondern statten auch den Hühnerhöfen gern ihren verhängnisvollen Besuch ab. Krähen und sperlingartige Vögel, die oft scharenweise durch die offenen Fenster ins Zimmer kommen, bereiten durch ihre Zudringlichkeit und Naschhaftigkeit ebenso wie durch den abscheulichen Lärm, welchen sie verursachen, nicht minder Verdruß und Plage, wie die großen Fledermäuse, die sich oft in großer Menge in den Zimmern einnisten, es durch ihren Schmutz und üblen Geruch thun. Die Ratten, welche der Hausfrau beim Öffnen des Speiseschrankes mitunter entgegenspringen, sind nicht nur viel größer als unsere Hausratte, sondern die häßlichen, borstigen Tiere sind auch weniger harmlos und gehen auf den Mann. Das widerliche Geschrei der Pfauen, die in Tempeln und Höfen zahlreich gehalten werden (der Pfau ist dem Kriegsgotte Subramanien heilig), und das häßliche Kreischen der grünen Papageien bieten einen recht unliebsamen Ersatz für die süßen Stimmen unserer Singvögel, die man in Indien ähnlich nur in den Bergen zu hören bekommt; denn Indien ist ebenso wie viele andere Tropenländer zwar reich an prächtig gefiederten Vögeln, aber arm an Singvögeln.

Nicht nur die Flüsse, sondern vor allem das nahe Meer versorgen das Land reichlich mit Fischen, soweit es möglich ist, dieselben bei der Hitze zu transportieren. Die Fischverkäufer, die von Trankebar nach Majaweram ihre Waren bringen, legen den weiten Weg im Trabe zurück, um bald an Ort und Stelle zu sein, ehe die Fische verdorben sind. In den Flüssen und Teichen findet sich hie und da das im Norden Indiens viel häufigere Krokodil, und von Eidechsen aller Art, großen und kleinen, wimmelt es überall. Im Land der Bäume birgt sich das buntschillernde Chamäleon mit seinen eigentümlich umrandeten Augen und seiner fadenförmigen Zunge. Die Eidechse ist auch eins von den „heiligen" Tieren, die nicht getötet werden dürfen. Eine kleine Art liebt die Wohnungen der Menschen; sie wird palli genannt und ist ein liebes, zutrauliches Tierchen. Jeder Tisch, jeder Schrank, jedes große Bild hat seine Eidechse, welche je nach ihrem Aufenthaltsorte eine hellere oder dunklere Färbung annimmt. In alle zugänglichen Körben, Kasten und Schachteln legen die zierlichen Tierchen ihre Eier, und es ist lustig anzusehen, wie flink die kleinen Dinger, kaum daß sie dem Ei entschlüpft sind, an den platten Wänden hinaufeilen. Die Eingeborenen halten ihren Schrei im Hause unter gewissen Umständen für glückverheißend. Dem Europäer sind sie ganz angenehm, da sie ihm die Fliegen wegfangen, die den Schreibenden oder Lesenden, sobald die Lampe auf dem Tische steht, zudringlich umsummen. Kaum daß es hell im Zimmer geworden ist, so kommen die Tierchen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und beginnen

Digitized by Google

ihre Jagd ganz ungeniert und ohne irgendwelche Furcht vor dem Menschen. Ja, es kommt vor, daß sie ihm am Federhalter emporklettern und durch den Bart kriechen. Auch den Abfällen auf dem Eßtische stellen sie gern nach.

Viel weniger gern gesehen ist ein anderer Hausgast, der Frosch, der, offenbar der Kühlung nachgehend, besonders in der heißen Jahreszeit häufig die kühler gebauten Häuser der Europäer mit seinen Besuchen beehrt und bald in einer dunkeln Ecke am Boden, bald an der Wand, ja sogar im Halse der Kusa, des porösen thönernen Wasserkruges, sitzt und einen nicht wenig erschreckt und überrascht, wenn er plötzlich von der Wand herunterpatscht, oder aus der Kusa beim Ausgießen des Wassers ins Trinkglas fällt. Besonders unangenehm werden diese breitmäuligen Gesellen, wenn die Regenzeit die Reisfelder unter Wasser setzt und das kühle Naß den Fröschen neuen Lebensmut verleiht.

Doch es giebt noch ganz andere Plagegeister von weniger harmloser Art, die giftigen Schlangen und Skorpionen. An giftigen und unschädlichen Schlangen ist Indien überreich: Boa, schwarze Schlange, Pfeilschlange, Peitschenschlange, die prächtige grüne Baumschlange und vielerlei Vipern und Nattern und vor allem die furchtbare Cobra capella oder Brillenschlange — das sind lauter Namen, die in Indien wohlbekannt und zum Teil sehr gefürchtet sind.

Der Biß der Brillenschlange tötet in kürzester Zeit einen erwachsenen Menschen. Sie wird 4—6 Fuß lang und ist im Verhältnis zu ihrer Länge ziemlich dick. Ihren Namen hat sie von der dunkeln, brillenförmigen Zeichnung, die sie hinter dem kleinen Kopfe am Halse trägt, und die besonders dann deutlich sichtbar wird, wenn das Tier gereizt sich aufbäumt und den Hals dick aufbläht. Wehe dem armen Eingeborenen, der arglos einherschreitend mit dem nackten Fuße auf eine im Grase oder Sande ruhende Kobra tritt! Aber auch den Europäern wird sie oft gefährlich, denn sie ist sehr leicht reizbar und man findet sie oft an Stellen, wo man sie am allerwenigsten vermutet, so daß man gar nicht begreifen kann, wie sie dahin kommen konnte. Ja man sagt ihr sogar nach, daß sie außerordentlich rachsüchtig sei und noch nach Stunden dem auflauere, der sie gereizt hat.

Die Eingeborenen brauchen — wie man allgemein sagt, mit Erfolg — Zaubereien gegen den Biß der Schlange. Eine Kobra zu töten, gilt als sündhaft, und die Leute lassen sich durch nichts dazu bewegen. Sie belegen sie mit dem Namen nalla pämbu, d. i. gute Schlange, worin man offenbar eine Art captatio benevolentiae zu erblicken hat, und füttern sie in ihren Häusern, wenn sie sich da einnistet. Und das geschieht oft; denn die Schlange liebt die Kühle und hält sich deshalb gern im Schatten und im Schutz von Mauern, Wänden und dichten Gebüschen auf. Als einmal eine Wand im Badezimmer des Missionshauses zu Kumbakónam niedergelegt wurde, fand man in den Höhlen, welche die weißen Ameisen durch dieselbe gegraben hatten, nicht weniger als sechs giftige Schlangen auf einmal. Das giebt ein Halloh, wenn eine Schlange im Hause entdeckt wird! Während alles mit Knitteln und Hacken und was sonst gerade zur Hand ist, herbeieilt, fliegt die Schlange, die immer erst zu entfliehen sucht, ehe sie sich zur Wehre setzt, pfeilgeschwind dahin, so daß sie nur durch ein vollständiges Kesseltreiben endlich erlegt werden kann, indem man sie von allen Seiten umringt. Dabei gilt es natürlich: Vorsicht und schnelles Handeln! Solche Jagden ereignen sich jedoch nur in europäischen Häusern.

Die Kobra wird von den Eingeborenen oft gezähmt, um sie für Geld sehen zu lassen. Zuvor wird ihr natürlich das Gift genommen. Solche Schlangenbändiger begegnen einem überall im Lande. Sie führen ihre Kobras in geflochtenen Körben mit sich, die an Stricken von einer quer über die Achseln gelegten Stange herabhängen, und lassen sie, am Boden kauernd, nach den Klängen einer dickbauchigen Pfeife tanzen. Die Schlange bäumt sich beim Klange der Musik auf und wiegt den Oberkörper hin und her, als habe sie die Absicht, zu beißen.

Im Missionshause zu Poreiar bei Trankebar kamen eines Tages zwei Jungens atemlos angerannt und sagten, daß sie beim Teiche im Missionsgehöft zwei große Schlangen gesehen hätten, die in ein Loch gekrochen wären, die eine derselben eine Brillenschlange, die andere eine

Digitized by Google

ſogenannte Sarei, welche für das Männchen der Kobra gehalten wird und größer aber nicht ſo giftig iſt, wie dieſe. Es blieb nichts übrig, als einen Schlangenfänger kommen zu laſſen. Der erſchien denn auch mit ſeiner Flöte und ſeinen ſonſtigen Geräten. Allein ſeine Muſik lockte die Schlangen nicht aus dem Loch, und ſo mußte zur Hacke gegriffen werden. Das Loch ging aber bald hierhin, bald dorthin, und führte ſchließlich unter einem Baume ziemlich tief in der Erde fort. Der Baum mußte deshalb geopfert werden. Plötzlich wollten die Jungens die Schlange geſehen haben, der Fänger aber behauptete, es ſei bloß das Stäbchen geweſen, mit dem er die Richtung der Höhle unterſuchte. Aber plötzlich fuhr er in die Höhe und rief: angeriguttu! da iſt ſie! Damit ſpuckte er irgend eine Medizin, die er im Munde hatte, in das Loch, und dann faßte er blitzſchnell den Schwanz der Schlange und hielt ſie hoch in die Luft, ſie immer geſchickt um ſich ſchwenkend, ſo daß ſie ihn

Schlangenbeſchwörer.

nicht beißen konnte. Es war eine große, dicke Kobra, die voller Wut immer ſtrebte, ihn ins nackte Bein zu beißen. Plötzlich hatte er die Schlange mit der andern Hand hinter dem Kopfe gefaßt und zeigte den Umſtehenden die Giftzähne, daß es allen recht gruſelig zu Mute wurde. Nun endlich machte ſich der Mann daran, die Giftzähne einzeln auszubrechen, wobei das Tier ſich jämmerlich krümmte. Nachdem dies geſchehen, preßte er die Giftdrüſen aus, und die Giftmaſſe, welche er auf einem Steine präſentierte, wäre hinreichend geweſen, eine ganze Menge Menſchen zu töten. Hierauf nahm er etwas Gift und rieb es auf ſeinen Arm, wo es bald wie Seife ſchäumte. Nachdem er die Schlange noch einige Male in ein Blatt hatte beißen laſſen, faßte er ſie mit zwei Fußzehen am Schwanze, ließ den Kopf frei und fing an, auf ſeiner Flöte zu blaſen. Sofort erhob ſich die Schlange und tanzte mit aufgeblaſenem Halſe, bald dahin, bald dorthin ſich wendend, um zu beißen. Endlich mußte er der Sache ein Ende machen, indem er ſie in ſeinen Korb ſchlüpfen ließ, in welchem ſich ſchon eine Kobra befand. Er hob den Deckel des Körbchens auf und

Digitized by Google

rief, indem er die darin befindliche Kobra reizte: He, mach Platz, jetzt bekommst du Gesellschaft! Dann steckte er den Kopf der andern Schlange hinein, half ihr mit einem Klaps nach und im Umsehen war sie in den Korb geschlüpft. Die ganze Prozedur machte einen recht unheimlichen Eindruck. Übrigens wäre der Mann nicht dazu zu bringen gewesen, die Kobra zu töten. Am andern Morgen fand er auch, mit dem Spürsinn einer Rothaut die Spuren im Sande verfolgend, die andere Schlange, die er der einbrechenden Dunkelheit wegen am Abend zuvor nicht mehr hatte fangen können, und die sich während der Nacht in ein anderes Loch verkrochen hatte. Diesmal mußte die Schlange den Kopf hergeben, da der Mann im Eifer mit der Hacke fehlhieb. Diese letztere war sieben Fuß lang, während die Kobra 4¼ Fuß maß und an der dicksten Stelle, wenn sie den Hals aufblies, so dick wie ein Männerarm am Handgelenk war. Der Mann sagte noch, daß er am Abend einen Giftzahn der Kobra übersehen habe und ihn am Morgen nachträglich habe herausnehmen müssen.

Es kommt vor, daß während die christliche Dorfgemeinde in der Kapelle versammelt ist und der Predigt des Missionars lauscht, plötzlich der Schreckensruf pämbu! pämbu! laut wird. Eine Schlange ist aus dem Strohdache mitten zwischen die Andächtigen niedergefallen, und der Gottesdienst muß so lange unterbrochen werden, bis das Tier erlegt ist.

Die Skorpionen sind nicht ganz so gefährlich, wie die Schlangen, doch kann der Stich des großen schwarzen unter Umständen auch tödlich werden, während der Stich des kleineren, rötlich-gelbbraunen nur eine starke Geschwulst und oft tagelange heftige Schmerzen verursacht. Der schwarze Skorpion, dessen Rumpf etwa die Größe eines mäßigen Flußkrebses hat, wird mit dem langen Schwanze bis zu 15 cm lang, der rote nur 6—8 cm. Beide laufen sehr schnell am Boden hin und stechen nur, wenn sie gereizt, d. h. berührt werden. Das letzte Glied des langen, aus vielen rundlichen Gliedern bestehenden Schwanzes, welches mit einem gekrümmten Stachel versehen ist, enthält das Gift.

Der Skorpion ist gewöhnlich da, wo man ihn am wenigsten vermutet; deshalb werden viele Leute gestochen, viel mehr, als von den Schlangen gebissen werden, gegen die man sich sorgfältiger schützt und schützen kann. Man braucht nur deren beliebteste Aufenthaltsorte zu vermeiden, z. B. Steinhaufen, Hecken und Gesträpp, verfallene Mauern und dergleichen. Bei Nacht geht man nicht ohne Licht und verursacht möglichst viel Geräusch, wodurch sie verscheucht werden. Freilich kann es ja wohl vorkommen, daß sich ein Schlänglein in eine breite Dielenritze der Veranda oder längs der Wand so eng einund anschmiegt, daß man sie nicht gewahr wird und in Gefahr gerät. Dem Skorpionenstich ist man viel leichter ausgesetzt, zumal rasche, unvorsichtige Leute. Man greift frühmorgens in einen Schuh, ohne ihn erst am Boden ausgeklopft zu haben — da hat man seinen Stich weg. Auch bei Kisten und Kasten gebietet die Vorsicht: erst hineinsehen, ehe man hineingreift! Denn die Skorpionen schlagen gern ihr Nachtquartier in solchen Dingen auf oder fallen hinein, ohne sich wieder heraushelfen zu können. Der Schneider sitzt auf der Matte am Boden und flickt; da fällt ihm klapp! etwas auf den Turban. Ein unvorsichtiger Griff nach dem Turban, und ein heftiger Schmerz am Finger sagt ihm, was für ein Ding es war, das da von der Decke herabfiel. Der lange Schwanz des Tieres ist immer auf dem Rücken aufgerollt und zum Schlage bereit; er ist ja die Waffe, mit der sich der Skorpion seine Beute zur Nahrung verschafft. Berührt man nun unversehens das Tier, so schnellt es sofort den Schwanz nieder; der Stachel am Ende desselben dringt dabei ins Fleisch und führt das schmerzende, heftige Zuckungen verursachende Gift in die geschlagene kleine Wunde. Solche Wunden werden am besten gleich nach dem Stiche mit Eau de Cologne ausgebrannt.

Es ist nicht leicht, das ziemlich behende Tier zu fangen, aber die Eingeborenen verstehen es meisterlich. Sie machen eine Schlinge in einen Faden, werfen dieselbe dem Tier geschickt über den Schwanz und ziehen sie alsdann zu. Mittelst einer Schere wird dann der gefährliche Schwanz abgeschnitten.

Bei dem Kapitel „Insekten“ thut sich eine neue Aussicht auf ein Heer von

Digitized by Google

Plagegeistern auf, die es darauf abgesehen zu haben scheinen, den Herrn der Schöpfung zu quälen und ihm das Leben so sauer wie möglich zu machen. Ja, diese zahllosen „pütschis“ mit ihrer Zerstörungswut, ihrem Blutdurste, ihren oft unangenehmen Düften und sonstigen fatalen Eigenschaften haben in Indien schon manchen sonst ruhigen, geduldigen Mann fast aus der Fassung gebracht.

Da sind zunächst die Ameisen zu nennen, von denen es Legionen giebt, schwarze, braune, gelbe, weiße, große, kleine, geflügelte und ungeflügelte. Nichts ist vor ihnen sicher, kein Honigtopf, und wenn er gleich an einem mit Leim bestrichenen Faden von der Decke herabhängt, kein Eingemachtes und was sonst an Süßigkeiten im Hause ist. Sitzt man bei Licht am Schreibtische, so schwärmen sie herein, verlieren dabei die leichten Flügel und fallen auf den Tisch nieder, wo sie wie rasend hin und her rennen. Schlägt man sie tot, so giebt es einen abscheulichen Geruch, der schwer zu beseitigen ist. Auch auf Gesicht, Hals und Hände lassen sie sich im Fluge nieder, und zwar mit großer Zudringlichkeit; kaum daß man sie verscheucht hat, so sind sie schon wieder da, ähnlich wie unsere großen Schmeißfliegen und Pferdebrehmen. Nach jedem Regen schwärmen sie ins Zimmer herein. Ihr Biß ist sehr schmerzhaft.

Eine große Ameisenart baut sich aus dem Staube des aufgewühlten Fußbodens eine Art Laufgraben, indem sie zwei einander parallel laufende Dämme aufschichten, zwischen denen sie hin und wieder laufen. Das thun sie, um der Aufmerksamkeit einer kleineren Ameisenart zu entgehen, welche ihnen nach dem Leben stehen und sie töten, wo sie ihrer habhaft werden können. Es ist übrigens erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit sie diese Laufgräben herstellen.

Die fliegenden weißen Ameisen sind eine Art der Termiten, d. i. der in Indien überaus verbreiteten weißen Ameisen. Dieselben sind weit boshafter und gefährlicher, als alle anderen, und verursachen manchem Baumeister viel Kopfzerbrechens. Es ist kaum möglich, ihnen beim Bauen den Zugang zu den Gebäuden abzusperren. Die kleinste Ritze genügt, um ihrem Heere als Marschroute auf ihrem Zerstörungszuge zu dienen. Wir können uns von dieser Ameisenplage gar keine rechte Vorstellung machen. Sie bilden ein wohlorganisiertes Heer mit Kundschaftern und Patrouillen zum Rekognoszieren, und es bleibt so leicht nichts von ihren scharfen Zangen verschont. Balken, Matten, Bücher, Kleider, Schuhe — alles verwüsten sie. Und wie schnell geht das! Man darf nie ein wertvolles Buch auf dem Boden liegen lassen, wenn man nicht Gefahr laufen will, es am Morgen durchhöhlt zu finden, kunstreich, aber so vandalisch, daß es einfach unbrauchbar ist. Fällt in der Nacht eine Mütze vom Nagel, so ist am Morgen gewiß nur noch das Schild davon übrig. Legt der Missionar seinen Talar während der Nacht auf die Lehmbank der Sakristei, so fehlt am Morgen der Rücken. Von manchem neuerbauten Hause muß schon nach kurzer Zeit das Dach abgebrochen werden, weil die Ameisen das Sparrenwerk völlig ausgehöhlt haben.

Ein Heer von Käfern, Schaben, Mücken und Augenfliegen, Wanzen und Tausendfüßen sorgen ebenfalls bestens dafür, daß es einem nicht zu wohl wird im Schatten der Palmen. Kaum hat man sich abends in die Veranda gesetzt, da kommen sie, vom Lichte angezogen, herbei. Ssss! so kommen die großen unflätigen Nashornkäfer angesummt; halb fliegend, halb taumelnd schwirren sie von einer Wand zur andern, bis sie endlich zur Erde fallen und trotz ihres Horns und Panzers mitsamt den vielen Läusen, die sie am Körper haben, zertreten werden. Die lästigen Muskitos, wahre Ungeheuer von Blutdurst, rauben einem während der Nacht manche Stunde Schlafes, trotz der Panka, die auch zu ihrer Verscheuchung beitragen soll. Die kleinen lästigen Augenfliegen, die es direkt auf die Augen abgesehen haben, verursachen oft wahre Qualen. Einen erfreulichen Anblick gewähren dagegen die schönen bunten, mitunter handgroßen Schmetterlinge und die prächtigen Leuchtkäfer in den dunklen Baumwipfeln.

Doch wer wollte sie alle aufzählen, die großen und kleinen Wesen, die in diesem großen Lande zum Nutzen und zur Plage der Menschenkinder in Bergen und Thälern, in Schluchten und Gewässern und in den Lüften sich ihres Daseins freuen!

Digitized by Google

Die tamulischen Haustiere.

Nur über die Haustiere Südindiens dürfte noch ein Wort am Platze sein. Wenn wir hier in der Heimat durch ein Dorf gehen, o wie fahren da aus den Hofthoren und Hausthüren die Haus-, Hof- und Kettenhunde hervor, daß man froh ist, das Dorf endlich mit heiler Haut und ganzen Beinkleidern im Rücken zu haben. Auch tritt man bei uns selten in ein Bauernhaus, ohne daß einem ein Kätzchen zärtlich schnurrend und sich anschmiegend um die Füße herumschmunzelt, oder ein Kater sich mit krummem Buckel uns pfauchend entgegenstellt, um bei der ersten sich bietenden Gelegenheit mit einem mächtigen Satze zu verschwinden. In Indien kommen beide Tiere wohl auch als Haustiere vor, aber seltner als bei uns. Gute Hunde können das Klima nicht vertragen, sie werden bald krank oder gar toll. Der eigentlich in Indien einheimische Hund, der häßliche gelbe Pariahund mit aufwärts gebogener Rute entbehrt nicht bloß die guten Eigenschaften und mancherlei Tugenden, welche bei uns den Hund zum Freunde und Hausgenossen des Menschen machen, sondern ist auch, was sein Äußeres anbelangt, ein wahres Scheusal in Hundegestalt. Er könnte nicht leicht unschöner und unnützer sein, als er ist. Seinen Namen hat er davon, daß er besonders in den Pariadörfern sich in großer Zahl herrenlos herumtreibt. Die indischen Katzen sind (ob infolge des Klimas?) tückischer und bissiger als die unsrigen.

In den Pariadörfern giebt es Schweine die Menge, die bei unserem Eintritt grunzend das Weite suchen, während die nackten Kinder in die Hütten kriechen und alles verwundert den „Padri“ anschaut, der in das schmutzige, stinkende Nest tritt, in das doch kein Brahmane den Fuß zu setzen wagt. Auch Kühe werden gehalten, und zwar auch von den Europäern, zumal wenn sie Kinder haben, denen man reine, unverfälschte Milch geben muß, die man von den Eingeborenen nur schwer bekommen kann. Nur darf man hierbei nicht an unsere schönen, glatten Milchkühe denken, von denen eine einzige pro Tag bis über 20 Liter hergiebt. So reichlich geben sie in Indien auch nicht annähernd, dazu sind sie zu klein und zu schlecht genährt; es fehlen ja, abgesehen von einigen Berggegenden, unsere schönen saftigen Wiesen und vor allem unsere duftenden Kleefelder. So müssen sich die armen Tiere einen großen Teil des Jahres hindurch mit dürrem Wurzelwerk, das mit Hacken aus der Erde gekratzt wird, begnügen; nur während der Regenzeit bekommen sie Gras, welches von einer besonderen Grasfrau für einen monatlichen Lohn von zwei Rupien geliefert wird, aber nicht die saftigen und gewürzigen Kräuter enthält, wie unser Wiesenfutter. Daneben füttert man auch Ölkuchen (punnäku).

Die indische Kuh giebt nicht eher Milch her, als bis das Kalb einige Züge am Euter gethan hat. Stirbt dasselbe, so hört die Kuh meist auf, Milch zu geben. Aber die armen Kälbchen müssen sich recht jämmerlich behelfen; denn es wird ihnen nicht Zeit gelassen, sich satt zu saugen, und anderes Futter erhalten sie nicht, solange sie noch nicht imstande sind, das schlechte Gras und Stroh zu kauen. Auch die Art der Butterbereitung weicht von der unsrigen insofern ab, als man die Milch erst abkocht und sie dann in einer Flasche so lange schüttelt, bis sich weiße Klümpchen zusammenthun. Die so gewonnene Butter ist nicht zu vergleichen mit unserer deutschen Landbutter. Rindfleisch ist in der Regel ebenso wenig zu kaufen als Schweinefleisch, da die Eingeborenen, abgesehen von den Parias, die überhaupt außer Glasscherben und Kieselsteinen so ziemlich alles genießen, kein Rind- und Schweinefleisch genießen und auch hier das Fleisch eines so großen Stückes sich nicht so lange halten würde, als zu seinem völligen Verbrauche nötig wäre. Dafür ißt man das Fleisch der Schafe, Ziegen, Truthühner, Enten und Tauben. In Pudukotei bekommt man fast nur Ziegenfleisch zu essen.

An Geflügel fehlt es nicht. Hühner, Enten, Truthühner, wild eingefangene und gezähmte Pfauen wimmeln und schreien durcheinander auf dem Hofe, daß es eine Lust ist — oder auch nicht, wenigstens nicht für die Ohren. Auch die Vögel, von denen das Sprichwort sagt: „wer sein Geld nicht kann sehn liegen, der kaufe sich Tauben, da sieht er's fliegen!“ sind zahlreich vorhanden.

Als Zugtiere benutzt man Zebuochsen

Digitized by Google

und Pferde. Die ersteren sind bei guter Pflege große und kräftige, schlank gewachsene und sehr ausdauernde, flinke Tiere, meistens von rötlicher oder braungelber Farbe; weiße sind seltener und werden teurer bezahlt. Sie unterscheiden sich von den deutschen Landochsen durch die vollständig andere Form des nach hinten gebogenen Gehörns und vor allem durch ihren zwischen den Schultern sitzenden Fettbuckel, welchen auch die Kühe haben. Sie sind oft recht bösartige, störrige Tiere, die ihren Kopf für sich haben und nicht gern jemand anders, als den Kutscher, den sie kennen, in ihrer Nähe dulden.

Die einheimischen Pferde sind kleine, heruntergekommene Tiere, die höchstens als Lastiere zu gebrauchen sind. Die besseren Arten sind alle fremder Abstammung und erst aus dem Auslande, besonders Australien und Hinterindien, eingeführt worden. Die australischen Gäule sind hohe, kräftige Tiere, die Pegu-Ponies kleine flinke Renner mit kräftigem Bug und starker Mähne. Statt Hafer erhalten sie als Kraftfutter Kollu (Linsen).

Digitized by Google

Das Volk und die Kaste.

Wie schon erwähnt, haben wir uns das große, weite Indien nicht als ein Land mit einer einheitlichen Bevölkerung und einer Sprache vorzustellen. Schon hinsichtlich der Hautfarbe der Bewohner finden wir eine große Verschiedenheit; vom lichten Strohgelb macht dieselbe alle Nüancen des Braun bis zum tiefsten Schwarzbraun durch. Welch ein großer Unterschied besteht zwischen den höheren Volksklassen, insonderheit der Brahmanen mit ihrer hellen, fast europäischen Gesichtsfarbe und ihren intelligenten, oft edelgeformten Gesichtszügen und den plumpen, rohen und unwissenden Parias! Da merkt man es auf den ersten Blick, daß man es nicht nur mit den Repräsentanten ganz verschiedener Volksklassen, sondern mit ganz verschiedenen Volksstämmen zu thun hat. Ein noch wichtigeres Unterscheidungsmerkmal bilden die Sprachen des Volks; wir finden in Indien an die 20 verschiedene, größtenteils zum indogermanischen, teils auch zum mongolischen Sprachstamme gehörende Sprachen, die zum Teil nur wenig oder gar nichts miteinander gemein haben, und neben der Hauptsprache noch gegen 120 sehr wesentlich voneinander abweichende Dialekte. Es hat ziemlich lange gewährt, ehe mit Hilfe der Sprachforschung einiges Licht in die Dunkelheit gebracht werden konnte, die von jeher über den Völkerverhältnissen Indiens lag. Die Frage nach der Urbevölkerung des Landes ist bis heute noch ein ungelöstes Rätsel und wird es wohl auch bleiben. Man hat die Reste der Urbevölkerung in den kleinen Bergvölkern vor sich zu haben geglaubt, der Khols, Khonds, Sabars, Bhillas, Uraons, Mundaris, Larkas oder Hos, Bhumidschas und Kharrias, die in den Windhjabergen und weiter östlich zerstreut wohnen und noch ihre eigene Sprache, Religion und Sitte für sich haben. Doch es giebt auch Gründe, welche gegen diese Annahme sprechen.

Wie wir das Land nach Maßgabe seiner geographischen Beschaffenheit in zwei große Hälften, Hindustan und Dekhan, geschieden haben, so müssen wir auch die Bevölkerung, nach Maßgabe der Sprachverhältnisse, in zwei große Völkergruppen scheiden; es sind dies die im Norden und in einem Teile der Westküste ansässigen Völker arischer Abstammung und die den Dekhan bewohnenden Drawida- oder Nischadavölker. In den ersteren, die fast den ganzen Norden einnehmen, erkennen wir die direkten Nachkommen der alten Arier; ihre Sprachen, das (am weitesten verbreitete) Hindi, das Sindhi (am unteren Indus), das Pandschabi und Kaschmiri (am oberen Indus), das Gudscharati (auf der gleichnamigen Halbinsel), Marathi und Konkani sind nichts anderes, als Dialekte des von den Ariern mitgebrachten und in verschiedenen Dialekten (Prakrit) gesprochenen und mit Sprachteilen der Urbevölkerung vermischten Sanskrit; ebenso das Bengali im Mündungsgebiete des Ganges und das im Süden desselben gesprochenen Urija.

Diesen Völkerschaften, die sämtlich iranischer Herkunft sind, stehen die Drawidavölker turanischen Ursprungs gegenüber. Die Scheidung beider Volksstämme ist aber keine ganz reine. Die niederen Volksklassen unter den arischen Stämmen im Norden erkennt man trotz ihrer arischen Sprache an ihrer Farbe und Gesichtsbildung als Turanier, und ebenso bezeugt uns die ganze Erscheinung der Brah-

Digitized by Google

manen im Süden und ihre mit vielen Sanskritbrocken untermischte Sprache, daß sie arischer Abkunft sind und nur die Sprache des Landes, in dem sie wohnen, angenommen haben.

Unter den zur Drawidafamilie gehörenden Völkern findet sich zum Teil eine so große Verschiedenheit der äußeren Erscheinung, der Sitten und Lebensweise, daß man wohl in Zweifel kommen möchte, ob wir in ihnen lauter Angehörige desselben Volksstammes zu erblicken haben. Während manche, wie die Tamulen, Telugus, Malealim und Kanaresen schon lange ihre eigene Schriftsprache haben, so haben andere erst durch europäische Vermittlung, also in neuerer Zeit, eine solche erhalten. Paul Wurm unterscheidet deshalb in seiner Geschichte der indischen Religion zwischen den „kultivierten" Drawida- und den „unkultivierten" Nischadavölkern; zu den letzteren sind die im Innern wohnenden Khonds, die weiter nordöstlich hausenden Khols, die Bhillas, Kolis und Maras am Windhjagebirge, die keine eigene Sprache mehr haben, sowie die Tuluvas in der Landschaft Kanara, die Badagas, Todas, Kurumber und Kotas in den Nilgiribergen, die Iruler in Dschangel nördlich vom Kaweri und die Tamulisch redenden Schánar im äußersten Süden zu rechnen.

Wir beschränken uns auf die Verhältnisse im Tamillande. Welch ein reichgegliedertes Volksleben tritt uns bei ihnen entgegen, welche Mannigfaltigkeit von Volkstypen, Sitten und Gebräuchen und Überlieferungen!

Volk und Kaste — diese beiden Begriffe gehören in Indien unzertrennlich zusammen. Das Volk kann nicht beschrieben werden, ohne auch der Kaste Rechnung zu tragen, und wenn wir die Hauptrepräsentanten der Kaste vor unsern Augen haben Revue passieren lassen, so steht in ihrer Gesamtheit das Volk vor uns da. Das Volk, die Nation ist dem Tamulen gar nichts, die Kaste ist ihm alles, er lebt nicht sowohl im Volke, als vielmehr in der Kaste, die den Centralpunkt des socialen Lebens in Indien bildet.

Die strenge Absonderung der einzelnen Kasten voneinander schreibt sich von der Anschauung des Hindu her, als seien die Angehörigen verschiedener Kasten auch verschiedene Wesen, keineswegs einerlei Art und Geschlecht, sondern von verschiedenerlei Art und Wertung, wie etwa Wolf und Hund, Pferd und Esel, Tiger und Hauskatze trotz ihrer Verwandtschaft miteinander ganz verschieden geartete Tiere sind. Diese Anschauung kommt zum Ausdruck in jener Darstellung des Weisen Patasara, nach welcher aus dem Gotte Brahma nach und nach Wesen von verschiedener Eigenschaft und Güte entsprungen sein sollen, aus dem Munde die Brahmanen, aus den Armen die Kschátrijas, aus den Lenden die Waischias und aus den Füßen die Sudras. Wie aber der Stamm eines Baumes sich mit der Zeit in immer mehr Äste zerteilt und diese immer zahlreichere Seitenzweige treiben, so geschah es auch mit diesen vier Kasten, den Hauptästen des indischen Volksstammes, die sich ebenfalls in viele Hunderte, ja Tausende von Unterkasten und „Kästchen", wenn man so sagen dürfte, zersplittert haben, wie wir es jetzt in ganz Indien und besonders in dem reichgegliederten Volksleben der Tamulen gewahren.

Der Kastenunterschied ist ein so tiefgehender und die Absonderung der einzelnen Kasten voneinander eine so strenge, daß Angehörige verschiedener Kasten weder miteinander essen noch sich voneinander Speise bereiten lassen, ja daß sie weder einander heiraten noch auch nur in demselben Hause bei einander wohnen dürfen. Vielfach findet man eine Art Kastenvorstand, und jede Kaste hat ihre Kastensitte und ihr Kastengesetz, welche absolut bindend sind. So hat auch jede Kaste ihre besondere Beschäftigung, in die ihr keine andere eingreifen darf. Darum hat das Sprüchlein: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" wohl nirgends in der Welt so wörtliche Erfüllung gefunden, wie in Indien. Das Geschäft oder Gewerbe des Vaters geht, mit Ausnahme der Pantscha-Kammaler (s. später), stets auf den Sohn über. Von den Kastenleuten, die, nachdem sie englische Schulen besucht haben, als Beamte in den Dienst der Regierung treten, sehen wir natürlich hier ebenso ab, wie von den eingeborenen Christen, die nach Belieben ihren Beruf wählen, weil das Kastenvorurteil bei ihnen gebrochen ist und sie durch ihren Übertritt zum Christentum ja überhaupt ihrer Kaste

Digitized by Google

verlustig gegangen sind. Unsere Verhältnisse lassen einem jeden, soweit seine Mittel und Anlagen in Verbindung mit seiner Neigung es ihm gestatten oder nahe legen, die freie Wahl seines Berufes offen. Jeder Bauernsohn kann Handwerker, Lehrer, Soldat, Richter, Pfarrer, Arzt oder sonst etwas werden, wenn er nur Geld und Lust und sonst das Zeug dazu hat. Und so geht es durch alle Stände hindurch. Wohl giebt es ja auch bei uns sogenannte „Familientradition" hinsichtlich der Wahl des Berufes, aber dieselbe ist aus mehr oder minder freier Entschließung der einzelnen Generationen und ihrer Individuen hervorgegangen, seltner durch bestimmenden Einfluß äußerer Verhältnisse herbeigeführt worden. In Indien ist das ganz anders; da ist der Sohn des Ackerbauers eben ein geborener Ackerbauer; die Söhne des Webers sind geborene Weber, der Sohn des Barbiers ist ebensogut ein prädestinierter Barbier, wie sein Urahn einer war, der vor 1000 Jahren mit Messer und Schaumbecken hantierte. So tragen sogar die Geräte und Werkzeuge der Handwerker noch denselben primitiven Charakter, wie in uralten Zeiten; der Pflug des Ackerbauers ist kaum ein Pflug zu nennen — eine hölzerne Deichsel, eine ebensolche Handhabe, eine hölzerne Pflugschar mit einem Streifchen Eisen beschlagen, alles für eine Mark herstellbar. Neuerungen liebt ja der Hindu nicht; was durch den „Brauch" geheiligt ist, das hält er mit zähem Konservatismus fest. Darum hat das Kastenwesen die Vervollkommnung des Handwerks keineswegs in der Weise begünstigt, wie man es nach dem Vorhergesagten meinen sollte; wie der Vater gearbeitet hat, so arbeitet der Sohn, und wie der Urgroßvater gearbeitet hat, so arbeiten von jeher auch die Urenkel des Urenkels. Dieses starre Festhalten des Hindu am Herkommen macht ihn für jeden Fortschritt von einer niedrigeren Stufe auf eine höhere schwer zugänglich.

Aus dem Umstande, daß der Hindu ganz und gar in seiner Kaste lebt und aufgeht, daß die Kaste ihm alles ist, erklärt es sich, daß Nationalgefühl und Patriotismus ihm ebenso fremde Begriffe sind, wie allgemeine Humanität. Ein Brahmane würde einen Pariah ruhig sterben und verderben sehen, ohne sich seiner anzunehmen, und wenn er dazu nur die Hand auszustrecken brauchte. Zur Hebung des Volkes hat diese innere Zerspaltung, Zersplitterung und Zerklüftung mit dem rein lokal auf je die einzelne Kaste gerichteten Interesse natürlich nicht beigetragen, obgleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß die strenge Absonderung der Kasten voneinander auch in mancher Hinsicht ihr Gutes gehabt. Doch hat Missionar H. recht, wenn er schreibt: „Wenn irgendwo, so ist der Fluch der Völkertrennung in Indien zu seiner äußersten Verwirklichung gekommen. Wenn man bedenkt, daß die meisten dieser Kasten und kleinen „Kästchen" sich nicht untereinander verheiraten dürfen, so kann man sich vorstellen, wie schnell aller Fortschritt, alle gesunde Entwicklung in solch einer Verwandtschaft geknickt und wie einseitig das sociale Leben derselben werden muß. Erstarrung, gedankenloses Festhalten an der Tradition, sklavisches Beugen des Einzelnen unter die Gesamtheit, das sind die Folgen der Zersplitterung dieses reichangelegten Volkes. Wie chinesische Mauern scheidet die Kaste die einzelnen Volksklassen voneinander, so daß nur schwer ein lebendiger Austausch stattfinden kann. In den Städten, unter der unmittelbaren Einwirkung der englischen Macht, Civilisation und Schulbildung ist es schon um vieles besser geworden. Aber wo diese Einwirkung aufhört, in der großen Masse des Volkes, hat die Kaste mit ihrem Abschließungssystem noch ihre alte Macht. — Wir dürfen uns keine Illusionen machen, die Kaste wird uns und unsere Kindeskinder noch überleben."

Wie ist nun diese eigentümliche Einrichtung entstanden? Daß die Urbewohner Indiens, sagen wir besser die in kleinen Reichen im Lande wohnenden turanischen Stämme, welche die Arier bei ihrem Eindringen vorfanden, die Kaste schon gehabt hätten, ist nicht anzunehmen. Vielmehr datiert allen Anzeichen nach ihr Bestehen in Indien erst seit der Einwanderung der Arier, welche sie mitbrachten und schon früher besaßen, als sie noch am Oxus und Jaxartes wohnten; denn sie schieden sich in die drei Kasten, der Brahmanen, Kschátrijas und Waischias, die etwa unserem Lehr-, Wehr- und Nährstande entsprechen. Die

Digitized by Google

Brahmanen repräsentierten die Priesterkaste, die Kschátrijas die Kriegerkaste und die Waischias die Ackerbau treibende Bevölkerung. Diese Teilung des Volkes in drei Stände, welche man die politische Kaste nennen kann, hat nichts Absonderliches an sich, wenn wir uns unter den Kschátrijas den Adel des Volkes vorstellen, der sich stolz über die „bürgerlichen" Waischias erhob und aus dem auch die Könige herkamen, der aber nach langen, erbitterten Kämpfen der Priesterkaste der Brahmanen den Vorrang einräumen mußte, so daß dieselben nicht bloß als Ratgeber den Königen zur Seite, sondern über den Königen standen. Auch bei andern Völkern finden wir ja ähnliche Zustände und Vorgänge; man denke nur an den schroffen Gegensatz zwischen Patriciern und Plebejern bei den alten Römern, an die Kämpfe der mittelalterlichen Kaiser und des Adels mit dem Klerus und die Unterdrückung des Bürger- und Bauernstandes durch den Adel in der vorreformatorischen Zeit. Auch heute noch giebt es ja bei uns kastenähnliche Verhältnisse; zwischen dem hohen Adel und dem Bürger- und Bauern- und Arbeiterstande, zwischen den besitzenden und besitzlosen Klassen des Volkes, zwischen dem Großindustriellen und seinen Arbeitern ist ja im großen und ganzen eine fast ebenso unüberbrückbare Kluft befestigt, wie zwischen den Kasten. Redet man doch direkt von dem bei uns in verschiedenen Ständen herrschenden „Kastengeist". Freilich handelt es sich dabei nicht um eine principiell vorgeschriebene Absonderung des einzelnen Standes von dem andern, sondern um persönliche und anerzogene Vorurteile und Antipathien der einzelnen Stände gegen einander.

Wir haben uns in Indien den obengenannten Vorgang wohl so zu denken, daß erst der Adel und die Priester gemeinsam das übrige Volk in Gehorsam und Unterwürfigkeit brachten, und daß alsdann zwischen beiden langwierige, blutige Kämpfe ausbrachen, welche auch durch die Sage von Parasu Rama, dem Sohne Dschamadagnis angedeutet werden, und endlich mit der Unterwerfung der Kschátrijas unter die Brahmanen endeten. Die Zeit dieser Vorgänge ist wie das meiste in der alten indischen Geschichte nicht mit Bestimmtheit anzugeben.

In Indien selbst also, wo die von den Ariern „Mletschas", d. i. Barbaren genannten Urbewohner diese Einrichtung noch nicht hatten, besteht die Kaste erst seit jener Zeit, wo die Arier über Pischauer und Attok erobernd in das Land des Indus und Ganges eindrangen und nach heftigen Kämpfen und Fehden untereinander immer weiter vordrangen, mit den Bedas kultivierend und zu Agnis und Indras Ehren ihre begeisterten Lieder singend, bis endlich die arische Kultur sich bis zum Kap Kumari hinab verbreitete, und zwar nicht bloß durch das Schwert der arischen Helden, sondern auch durch die friedliche Mission der Arier. In Einsiedeleien zurückgezogen führten viele ein beschauliches, der Heiligkeit gewidmetes Leben, welches nicht ohne Eindruck auf die Bewohner des Landes blieb, die den Ariern übrigens auch bei ihren Eroberungszügen nach dem Süden mitunter beigestanden zu haben scheinen, wie aus alten Sagen ersichtlich ist.

Die große Masse der an ihrer dunkleren Hautfarbe noch heute zu erkennenden und zu unterscheidenden Urbewohner wußte, als diese japhetitischen Fremdlinge von Norden ins Land eindrangen und dasselbe erfüllten, nichts Besseres zu thun, als sich zu unterwerfen und Religion und Sitte der Eroberer ganz oder zum Teil anzunehmen. Dafür kamen sie glimpflich weg; denn wenn sie auch dienstbar gemacht wurden, so räumten ihnen doch, schon aus Klugheitsrücksichten, zumal in Gegenden, wo die Arier ihre Macht noch nicht völlig entfalten konnten, die Eroberer eine bevorzugte Stellung vor ihren Volksgenossen ein, die sich beim Herannahen der Völkerflut aus dem Norden in Gebirge und unwirtliche Gegenden zurückzogen und da nach ihrer alten Lebensweise und unter Beibehaltung ihres alten Teufelsdienstes als Jäger, Hirten und Fischer fortlebten; denn diese wurden aller Rechte beraubt, unrein und ehrlos erklärt. Ihre Zahl beläuft sich heute auf etwa 25—27 Millionen, von denen nur noch gegen neun Millionen in ihrer alten Separation in den Gebirgen und Dschangels leben, während die übrigen als Unreine, Ehr- und Rechtlose unter den Kastenleuten zerstreut leben und ebenso, wie jene, Tschandálen, d. i. Kastenlose, heißen. Man faßt sie gewöhnlich im Tamillande unter dem Namen Parias zusammen; die englische Regierung

Digitized by Google

nennt den Paria neuerdings Pándschama, d. i. der „fünfte Mann“, der nicht zu den Kasten gehört.

Die ersteren, d. h. die sich unterwerfenden, behielten teilweise, besonders im Süden, wo die Eroberer nicht so zahlreich auftraten, eine ziemlich unabhängige Stellung und zwangen sogar die fremden Eindringlinge, sich ihnen in Sprache und Religion bis zu einem gewissen Grade zu akkommodieren. Sie bildeten mit der Zeit zu den drei Kasten der Arier eine vierte Kaste, die der Sudras, auch Manmakkal, d. i. Kinder des Bodens, genannt. Sie repräsentieren heute, wo die alte Kschátrija- und Waischiakaste, wenigstens in Südindien, so gut wie ausgestorben, resp. wahrscheinlich durch allmähliche Vermischung in den Sudras aufgegangen ist, den Handwerker-, Ackerbauer- und Handelsstand. Die übrigen, die Parias (tamulisch Pareiers von parei-Trommel) sind bis auf den heutigen Tag kastenlos geblieben. Sie bilden die unterste, verkommenste und verachtetste Volksschicht.

Wir haben es also hier mit der ethnographischen Kaste zu thun, welche durch die Gegensätze Brahmanen (Kschátrijas und Waischias) auf der einen und Sudras (und Parias) auf der andern Seite bezeichnet wird, und von der Paul Wurm in seiner Religionsgeschichte sagt: „Wenn ein Volk in die Wohnsitze eines anderen eindringt und dasselbe unterwirft, so bildet sich in der Regel kein freundliches Verhältnis, wenigstens für den Anfang; die Angehörigen der zwei verschiedenen Völker werden nicht zusammen essen und noch weniger zusammen heiraten. Wenn nun vollends die zwei Völker von verschiedener Hautfarbe sind, so wird die dunklere Farbe von der helleren unterdrückt, und wenn sie längst eine und dieselbe Sprache reden, kann doch der Weiße sich nicht entschließen, den dunkleren Nachbar als ebenbürtig zu begrüßen. So ist es erklärt, wie die Arier, als sie in das Gangesland kamen, die früheren Bewohner desselben, die heutigen Sudras, niemals für ebenbürtig hielten; es ist das die ethnographische Kaste.“

Die Kaste hat auch einen religiösen Charakter, insofern sie zwischen Reinen und Unreinen einen Unterschied macht, und zwar offenbar im Sinne der religiösen Reinheit. Die über alle anderen Stände hervorragende, dominierende Stellung der Brahmanen, die als Erdengötter angesehen und geehrt wurden, gab ihnen den Charakter besonderer Heiligkeit vor den anderen Volksklassen. Diese dehnten das Verhältnis wieder auf die unter ihnen stehenden Klassen und die außerhalb des Rahmens der Kaste stehenden Volksbestandteile aus, welche gegenüber den Kastenleuten als unrein angesehen wurden.

Das schnelle Überhandnehmen der Zahl der Sudrakasten deutet darauf hin, daß auch ein professioneller Charakter der Kaste eigen wurde. Die Namen der ältesten Zweige der Sudrakaste, welche bekannt geworden sind, bezeichnen meist einen Beruf oder ein Handwerk, oder sind hergenommen von Gegenden, wo das eine oder das andere Handwerk in besonderer Blüte stand, ein deutlicher Fingerzeig, daß die Verschiedenheit des Lebensberufes und der Arbeitsthätigkeit zu immer zahlreicheren Absonderungen und Abspaltungen innerhalb der Sudrakaste führte, wie denn in der That die zahllosen Sudrakasten von heute nichts anderes sind, als eben so viele Berufsklassen. Es ist kaum glaublich, zu welchen kleinlichen Unterscheidungen innerhalb eines und desselben Berufes dieses Absonderungssystem geführt hat. Zerfällt doch manche Kaste in weit mehr als hundert Unterabteilungen, die zumeist nicht untereinander heiraten dürfen, wie z. B. die Hirtenkaste der Öd'eier. So ist das indische Volk, weit davon entfernt, „ein einig Volk von Brüdern“ darzustellen, vielmehr ein Konglomerat von größeren und kleineren selbständigen und auf ihre Kastenvorzüge eingebildeten, eifersüchtigen oder neidischen Gemeinschaften, die untereinander wenig oder nichts gemein haben.

Was nun die kastenlosen Parias betrifft, denen die ebenfalls kastenlosen Paller fast gleich stehen, so trifft der Name „arme Parias“, der fast eben so stereotyp geworden ist, wie der Ausdruck „arme Heiden“, in vollem Umfange zu. Die Parias sind arm in jedem Sinne, arm an Leib und Seele, arm an Geld und Gut, arm an Erkenntnis und Ansehen und allem, was ein Mensch nur besitzen kann. Wenn irgendwo in Indien eine Menschenklasse lebt, die unser tiefstes Mitleid zu erregen imstande ist, so sind es diese ärmsten, wie das Vieh geachteten,

Digitized by Google

recht- und schutzlos jeder Willkür preisgegebenen Leute. Unbeschreiblich ist die Tiefe der Verkommenheit und die schreckliche sittliche und materielle Armut, in welche diese Volksklasse, die gewiß einst bessere Zeiten gesehen hat, wo sie den Sudras annähernd gleichwertig waren, durch jahrtausendelange Knechtschaft und Unterdrückung, Verachtung und Not herabgesunken ist. „Ohne Aussicht auf ein Entkommen aus dieser Lage, ohne sittliche Energie, sich aus derselben zu erheben, gehen sie in stumpfer Gleichgültigkeit dahin. Wie der Vater von der Wiege, d. i. von dem nackten Fußboden an, auf den man ihn gleich nach der Geburt gelegt, bis zum Scheiterhaufen gehungert und gedarbt hat als ein unreiner, verachteter Hund, so muß es der Sohn auch erfahren" (aus einem Briefe des Miss. G.).

Wie schon erwähnt, stehen die Parias meist in einem Hörigkeitsverhältnis zu den Kastenleuten. Auch sie haben unter sich verschiedene Abteilungen, die sich ziemlich streng voneinander scheiden, wie z. B. die wegen ihres Umgangs mit dem „verunreinigenden" Leder sehr verachteten und unreinen Sakklis (Schuhmacher), die Veddiar oder Leichenbrenner und Abdecker, die Todis (Grubenreiniger), welche allen Unrat fortschaffen, und andere mehr. Die erste Stufe nehmen unter ihnen die Wälluwer oder Priester ein. So haben auch sie ihren Stolz und ihr Standesbewußtsein und bilden sich auf ihre Musikinstrumente, unter denen die Trommel die erste Rolle spielt, ihren weißen Schirm oder Wedel oder sonst was nicht wenig ein.

Im übrigen zerfallen sie in zwei große Hauptabteilungen, die ansässigen und die hörigen oder armen Parias. Die ersteren bauen das Land, welches sie von einem Großgrundbesitzer pachten, der ihnen auch zugleich einen Teil des zur Bewirtschaftung nötigen Viehes und den zur Bestellung des Landes und zum Lebensunterhalt bis zur ersten Ernte erforderlichen Reis leiht, und für alles als Pacht und Entschädigungssumme etwa 70 % der Ernte erhält. Freilich bleiben von diesen 70 % nach Abzug aller Abgaben, die er an die Regierung, den Barbier, den Zimmermann, den Schmied, den Flurwächter, die Dorfvögte, den Wasseraufseher u. s. w. zu entrichten hat, höchstens 30 % zum eigenen Verbrauche übrig, dem Paria aber von seinen 30 % entsprechend weniger, da er dieselben Abgaben im kleinen zu entrichten hat. Bei einer guten Ernte würde das notdürftig zur Erhaltung des Lebens ausreichen, wenn die Leute mit einigen Händen voll Reis den Tag über sich begnügen gelernt hätten.

Die „armen" Parias sind großenteils, soweit sie nämlich nicht in europäischen Diensten stehen, Hörige oder doch eine Art Hörige der Gutsbesitzer und anderer wohlhabenderer Leute. Sie geraten häufig durch ihre Hochzeiten in dieses Abhängigkeitsverhältnis, unter dessen Druck sie in der Regel bis an ihr Ende zu seufzen haben, da sie nur in vereinzelten Fällen imstande sind, die ihnen zur Ausrüstung der Hochzeit und zur Beschaffung des Brautkleides dargeliehene Summe dem Darleiher, dem sie darüber Hypothek auf ihre Person geben mußten, zurückzuzahlen; denn das Wenige, was die Frau z. B. durch Reisenthülsen oder Grassammeln verdient, jagt der Mann zum größten Teile in Gestalt von Palmschnaps, welchen die Parias sehr lieben, durch die Gurgel. Selten bringen sie es, mit einem für die Hälfte der zu erhoffenden Eier geliehenen Huhne anfangend, allmählich zu einer Ziege oder gar zu einer Kuh. Oft zwingt sie die Not, ihre Zuflucht zu Schnecken, Ameisen, Eidechsen und dergleichen zu nehmen oder gar ihre Nahrung auf der Straße und im Kehrichthaufen zu suchen.

Sobald die kleinen Pariajungen einigermaßen herangewachsen und dazu imstande sind, müssen sie die Herden der Gutsbesitzer weiden. So wachsen die kleinen Bengel, ganz nackt und ohne Zucht und Aufsicht unter der brennenden Sonne herumstrolchend, heran und lernen das Stehlen und andere bedenkliche Künste aus dem Fundamente.

Wenn die Ernte herein ist, so dauert es in der Regel nicht lange, bis der geringe Vorrat verbraucht ist, und die Not beginnt. Der Paria findet wenig Arbeit und Verdienst mehr und muß bis zur nächsten Ernte brav hungern, so daß man alle seine Rippen zählen kann.

Bei der großen Not und dem drückenden Mangel, denen der Paria einen großen Teil des Jahres hindurch ausgesetzt ist, kann es uns nicht verwundern, daß er die

Digitized by Google

Stelle des Aasgeiers versieht und diesem Konkurrenz macht, indem er über

Ein Paria.

jedes Stück gefallenen Viehes, das ihm in der Regel überlassen wird, mit heißhungriger Gier herfällt, indem er die besten Stücken gleich verzehrt, das übrige aber in Streifen geschnitten an der Sonne zu späterem Verbrauche trocknet. Das macht ihn natürlich erst recht verächtlich und unrein in den Augen der Kastenleute, die überhaupt kein Rindfleisch essen. Der Paria aber kennt keine religiösen Skrupel und keinen Ekel, wo es gilt, dem knurrenden Magen etwas zuzuführen.

Die Not macht ihn auch oft zum Diebe und Lügner, zum argen, zudringlichen Bettler und Trunkenbolde. Er vergißt eben gern im Trunke seine Not.

Der Paria hat es leider nicht gelernt, sich einzurichten. Was er hat, das verbraucht er schnell und vergißt, für die arbeitslose und darum sorgenvolle und entbehrungsreiche Zeit des Jahres zu sparen. Für den schlechten Kallu (Palmschnaps), den ihm der Händler teuer genug aufhängt, vergeudet er einen großen Teil der Ernte. Man darf freilich hierbei auch nicht vergessen, daß der Ärmste den ganzen Tag über Last und Hitze genug zu tragen hat, während er von dem blendenden Reflex des Sonnenlichts auf der Wasserfläche getroffen und bis an die Knöchel oder tiefer im heißen Schlamme watend seine nackte Haut der stechenden, alles versengenden Sonnenglut aussetzen muß. Dieser Umstand und der andere, daß der arme Kerl, den daheim eine Mahlzeit erwartet, die ebensowenig den Magen befriedigt, als sie dem Gaumen zusagt, doch nach irgend etwas Erfrischendem und Reizendem Verlangen hat, ist an dem Jammer des Kallutrinkens gewiß mit schuld, das überdies den Körper weniger empfindlich für die Hitze machen soll.

Wie die Farbe der Parias viel dunkler ist, als bei den Kastenleuten, denn manche haben eine völlig schwarze Hautfarbe, so haben auch seine Gesichtszüge einen viel plumperen, stumpfsinnigeren Ausdruck, so daß man, abgesehen von anderen Merkmalen, schon daran sofort den Paria erkennt. Und aus diesen Leuten hat die Leipziger Mission vortrefflich gebildete, amtstüchtige und amtstreue Pastoren herangezogen, deren Wirken die höchste Anerkennung verdient und von berufener Seite bereits gefunden hat!

Überhaupt hat das Christentum schon viel zur sittlichen und socialen Hebung dieser armen Leute gethan, um sie aus

Digitized by Google

ihrer tiefen Versunkenheit herauszureißen. Auch die Engländer haben die soeiale Stellung der Parias durch Anerkennung ihrer Gleichberechtigung und ihre Zulassung zu manchen kleinen Ämtern etwas zu heben gesucht. Dem Europäer in Indien sind sie ganz unentbehrlich, da er aus ihnen seine Dienerschaft zur Verrichtung von allerlei persönlichen und häuslichen Dienstleistungen sich auswählen muß. Der Koch, der Diener, der Pferdeknecht, der Ochsenknecht und Kutscher, der Gärtner, die Grasfrau und die Tannikatschi (Wasserfrau) und Todifrau (die allen Unrat und Kehricht fortschafft) — sie alle sind Parias.

Fern vom Pariadorfe haben sich die Sudraleute, die besonders in den Städten die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung bilden, angesiedelt.

Da wohnt zunächst etwas abseits vom Sudradorfe der Wannan oder Wäscher. Jede Kaste hat ihren resp. ihre besonderen Wäscher. Dieser Wannan hat ein saures, mühseliges Gewerbe, denn er muß ja für alle Leute seiner Kaste, für die er arbeitet, die Wäsche besorgen. So sieht man ihn denn oft mit einem gewaltigen Bündel Wäsche auf den Schultern hinter seinen gleichfalls schwer beladenen Esel zum Flusse oder Teiche ziehen, um dort seine schmutzige Bürde abzuladen und Stück für Stück reinzuschlagen; denn er hat eine ganz andere Reinigungsmethode, als die bei uns übliche. Kaum hat er sein Bündel zur Erde geworfen, so beginnt die Prügelwäsche oder Wäscheprügelei, wie man es nun lieber nennen will, indem ein Stück nach dem andern, mag es noch so fein oder altersschwach sein, auf einem Stein bis zur völligen Reinigung windelweich geschlagen wird. Hat er Strümpfe von Europäern mit zu waschen, so beschleunigt er die Reinigung gern dadurch, daß er sie mit Sand füllt und dann tapfer auf den Waschstein losschlägt, eine vielleicht ganz praktische, aber die Haltbarkeit der Strümpfe auf eine harte Probe stellende Methode. Jedenfalls ist diese Art von Wäsche bei der sengenden Glut der indischen Sonne ein sehr saures Stück Arbeit, das dem armen Wannan manchen Schweißtropfen auspreßt. Aber dafür hat er auch um so weniger Sorge um das Trocknen der Wäsche; dieselbe Sonne, die ihm das Waschen so sauer macht, besorgt ihm das Trocknen in kurzer Zeit auf das vortrefflichste. Was würden wohl unsere Hausfrauen zu solcher Wäscheprügelei sagen? Aber „häuslich, sittlich"! Auch der Europäer gewöhnt sich bald an diese an die Haltbarkeit der Wäsche so hohe Anforderungen stellende Art der Reinigung. Die Kaste der Wannar[1]) ist sehr klein im Verhältnis zu anderen Kasten.

Der Ampadden (Barbier) ist eine wichtige, unentbehrliche Person in jedem Orte, da jeder männliche Kopf vom dritten Jahre an bis auf die dichte Scheitellocke (kudumi) am Hinterkopfe glatt rasiert sein muß, und die Frau des Ampadden Hebammendienste verrichtet. Diese Ampadder sind unheimlich gesprächig und wissen ihren Kunden immer das Neueste, dazu auch Wunderdinge von ihren Göttern zu erzählen, darunter recht unsaubere Histörchen.

Der Schneider (Teijelkaren) gehört natürlich auch zu den Sudra-Kastenleuten, und es fehlt nicht an Schneidern, wiewohl man versucht wäre, zu fragen: wozu dort ein Schneider? denn zu nähen giebt es ja an der Kleidung der Eingeborenen nicht viel. Die Leute arbeiten sehr solid, mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden sitzend und den Turban mit Nadeln bespickt, so daß ein deutscher Schneider oft seine Not hat, das aufzutrennen, was ein indischer genäht hat. Sie kommen, wie die meisten Handwerker, zu dem, der ihnen einen Auftrag giebt, ins Haus und fertigen dort die verlangte Arbeit.

Auch die Bäcker (Appakärer, d. h. Reiskuchenmänner), Töpfer (Kujaver in der Schriftsprache oder Kusaver in der Vulgärsprache) und der Veittien, der eingeborne Arzt,[2]) sind Sudras.

Der Schmied (Karman oder Kollen) hat wohl hie und da seine besondere, primitiv eingerichtete Werkstatt, schlägt aber auch gern im Hofe oder sonst im Freien seine Werkstatt auf. Zunächst werden in einer Erdvertiefung die nötigen Kohlen gebrannt und für den Gebrauch mit Reis-

[1]) Wannan Singular, Wannär Plural. Ebenso Ampadden und Ampadder, Wöllalen und Wöllaler u. s. w.

[2]) Man beachte das an die Witze der Fliegenden Blätter erinnernde Zusammentimmen der Namen Veittien für den Arzt und Veittien für den Leichenbrenner, den tamulischen Totengräber!

Digitized by Google

hülsen gemischt. Ein Ambos, vielleicht auch nur ein als Ambos dienender Stein, zwei als Blasebalg dienende Schläuche aus Ziegenfell, ein Hammer, eine Zange und Feile — das sind seine Werkzeuge und Geräte. Ein Feuerchen wird in einem Erdloche angezündet, eine Steinplatte oder eine dünne Lehmwand dahinter aufgerichtet, und die Schmiedewerkstatt ist fertig. Der mit untergeschlagenen Beinen am Boden sitzende Gehilfe nimmt die Bälge unter die Arme und macht den nötigen Wind, und bald spritzen die glühenden Funken lustig umher — die nackte braune Haut des Schmiedes scheint ganz unempfindlich dagegen zu sein. So einfach diese Vorrichtungen sind, so liefern die Leute doch damit jede gewünschte Arbeit, und zwar vollständig solide und sauber genug, sogar feinere Arbeiten, wie Schlösser und dergleichen. Denn Schlosser und Schmiede gehören derselben Kaste an; nur die Hufschmiede, welche übrigens ihre Eisen kalt schmieden und dieselben ohne vorherige Erhitzung dem Hufe vortrefflich anzupassen verstehen, bilden eine besondere Kaste für sich.

Höchst einfach ist die Art, wie das Eisen und der Stahl bereitet

Indische Schmiede. (Nach der Zeichnung eines Eingeborenen.

werden, deren der Schmied als Rohmaterials zu seiner Arbeit bedarf. Man baut am Fundorte des roten, löcherichten Eisensteines einen Lehmofen, feuchtet das Erz an und schichtet es, erst eine Schicht Kohlen, dann eine Schicht Erz und so fort, im Ofen auf, bis er voll ist. Der Ofen wird angezündet und das Feuer mit ebensolchen Schläuchen, wie sie der Schmied gebraucht, gleichmäßig angeblasen, und das Eisen nach eingetretener Schmelze mit Zangen herausgeholt und durch Hammerschläge von den anhaugenden Schlacken gereinigt. Aus diesem noch sehr spröden und brüchigen Material fertigt man den besten Stahl, indem man das zerschlagene Eisen nebst einem Bruchteile (1/4 des Gewichts) Kassiaholz und Schwalbenwurzblätter in Tiegel füllt, die, ans Lehm und Reisspreu bereitet, mit einem irdenen Deckel verschlossen und luftdicht verschmiert werden. Diese Tiegel setzt man, mit Kohlen umgeben, in einen einfachen Lehmbrennofen, wo sie einige Stunden einer starken Glühhitze ausgesetzt werden. Dadurch wird der im Eisen vorhandene überflüssige Kohlenstoff ausgeschieden und damit die Sprödigkeit des Materials so gehoben, daß der gewonnene Stahl von vorzüglichster Güte ist.

An der Spitze der Handwerkerkasten

Digitized by Google

stehen die Eisen-, Kupfer-, Gold-, Stein- und Holzarbeiter, die sogen. Pantscha-Kammaler oder Fünfgewerke, zu denen auch die Schmiede gehören. Weil die Zimmerleute, Steinmetzen, Gelbgießer, Kupfer- und Goldschmiede früher ihre beste Kraft auf die Ausschmückung der Tempel und des Götzendienstes überhaupt verwendeten, und noch heute als Tempeldiener eine bevorzugte Stellung beanspruchen, so dürfen manche von ihnen, und aus demselben Grunde auch andere Handwerkerkasten, z. B. der Kújaren oder Töpfer, der den Ehrentitel Velan, d. i. Arbeiter, trägt, die aus lose zusammengedrehten Fäden bestehende heilige Schnur tragen. Sie sind sich dieses Vorrechts wie ihrer bevorzugten Stellung überhaupt stolz bewußt, zumal da sie den Titel Asarien (Priester, in Form der ehrenden Anrede Asareiar) führen dürfen. Trotzdem und trotz ihrer großsprecherischen Ansprüche als „Nachkommen des Wiswakarma, des himmlischen Weltbaumeisters“ haben sie sich eine höhere bürgerliche Stellung nicht zu verschaffen gewußt, sondern genießen

Tischler.

nur bei den Mischkasten, zu denen sie gehören und deren angesehenste sie bilden, eine besondere Achtung.

Auf einem Bauplatze finden wir gleich drei Handwerker zusammen. Draußen in der Veranda sitzen die Tischler, am Erdboden die Zimmerleute und auf dem Gerüste die Maurer. Die Tischler und Zimmerleute (Tatschcr) sind ganz geschickte Leute; eine Fuchsschwanzsäge, ein Zirkel, ein Meißel, ein Holzhammer, ein einfacher Hobel, ein Bohrer und eine Art Axt sind ihr ganzes Werkzeug, und doch bauen sie damit sehr gut gearbeitete Dächer, Fenster und Thüren u. s. w., und zwar mit Händen und Füßen arbeitend. Denn während sie mit den Händen sägen, hämmern, meißeln, bohren und hobeln, dienen die Füße als Schraubstock, Werkbank, Klammer und Zange, weil diese Gegenstände ihnen so gut wie unbekannt sind. Es ist wunderbar, wie geschickt diese menschlichen Vierhänder mit den Füßen und Zehen umzugehen wissen. Die wenigen vorhandenen Werkzeuge sind überdies noch sehr primitiver Natur, so daß man erstaunt, wie sie so feine Arbeiten damit liefern können, die uns durch die Fülle der schönen Motive, welche wir an ihnen finden, ebensosehr überraschen, wie es die ein-

Digitized by Google

sachen, praktischen Handgriffe thun, deren sich die Leute zur Herstellung der Sachen meist bedienen.

Unter den Zimmerleuten giebt es sehr gute Köpfe, die Tausende von Versen aus den alten heiligen Schriften auswendig wissen. Die Steinmetzen heißen Kaltatschcr (Kal = Stein).

Die Maurer (Kodder) entnehmen den zum Bauen nötigen Lehm am liebsten gleich an Ort und Stelle aus der Erde. Zwar giebt es Ziegelbrennereien im Lande, welche die Bausteine gleich fertig liefern, z. B. um Pannurutti. Doch hat man oft recht weit dahin, und während der Regenzeit ist oft kein rechter Verlaß auf rechtzeitige Lieferung; deshalb brennen sie die Maurer häufig gleich neben dem Bauplatz, indem sie den Brennofen gleich aus den ungebrannten Steinen selbst bauen, und zwar so, daß sie Löcher zum Holzanlegen zwischen den Steinen frei lassen. Die Steine werden dabei alle gleichmäßig von der Hitze erreicht und geraten meist sehr gut. Zum Mörtel wird zweierlei Kalk verwendet; entweder brennt man kleine weißliche Steine aus dem Kawery, die dann zu Pulver zerstoßen werden, oder man sammelt am Meere Muscheln, die ebenso zum Gebrauch hergerichtet werden. Während der erstgenannte Steinkalk mehr als Bindemittel beim Mauern neben Lehm verwendet wird, so benutzt man den Muschelkalk als Abputz an den Wänden und Säulen. Solche Wände, welche die Maurer meisterhaft zu glätten verstehen, glänzen wie polierter Marmor. Da dieser Kalk sich schwer mit dem Sande verbindet, so erfordert die Herstellung des Mörtels viele Arbeit, welche von einer größeren Anzahl jüngerer Frauen hinter dem Bau verrichtet wird. Diese Frauen heißen Sittu oder Sittal (von siru klein, al bezeichnet die Person, also sittal = kleine Person), ein Name, mit dem auch kleine Jungens bezeichnet werden. Männliche Arbeiter werden stets einfach durch al bezeichnet („ich beschäftige heute zwanzig al"). Der Kalk wird in kleine mit Brettern ausgelegte Gruben geschüttet und darinnen vermittelst vier Fuß langer eisenbeschlagener Stangen zu Pulver gestoßen und mit dem Sande untermengt, und damit auch hübsch Takt dabei gehalten wird, pflegen die Frauen dazu allerlei Lieder zu singen, indem eine vorsingt und die anderen wiederholen oder antworten. Auf den Ruf der Maurer: „däi, däi,[1]) mannu konda!" (kleine Handlangerin, bring Lehm!) eilen die jugendlichen Helferinnen, deren jeder Maurer eine hat, mit dem Lehmtopf auf dem Kopfe flink die schwankende Bambusleiter hinauf, nachdem sie das Gewünschte mit einer uförmlichen Hacke in den Topf befördert haben.

Das Gerüst, auf dem die Maurer arbeiten, sieht ganz gefährlich aus. Da die Gerüste nur aus dünnen, oft krummen Bambusstangen bestehen, die mit dünnen Kokosfaserstricken verbunden und geradegezogen sind, während oben zwei Bretter darüber liegen, so ist es kein Wunder, daß die ganze Geschichte fortwährend schwankt, sobald man sich oben bewegt. Deshalb können die Maurer auch keine Steine und keinen Mörtel oben vorrätig haben, sondern jeder Stein wird ihnen von einem Jungen während der Arbeit einzeln zugereicht, so daß das Hinauflangen der Steine vom Lagerplatze bis auf das Gerüst oft eine ganze Menge von Leuten erfordert. So wird auch der Kalk in kleinen Rationen hinaufgelangt und gleich auf die Steine ausgeschüttet, und das zum bessern „Binden" nötige Wasser erhalten die Maurer gleichfalls nur töpfchenweise zugereicht. Das verursacht vielen Lärm, weil es alle Augenblicke an etwas fehlt, und vieles Lamentieren von seiten der Weiber, die versichern, es gehe nicht schneller.

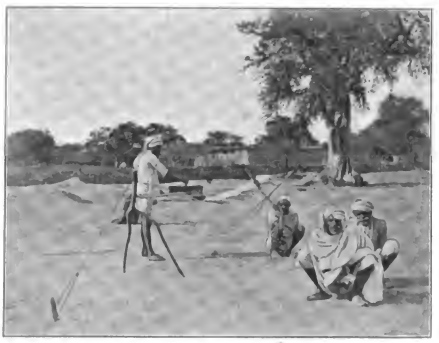
Auf diesem Gerüste nun, oder auch direkt auf der Mauer sitzend, arbeiten die Maurer, solange der Bauherr anwesend ist, so flink, als wollten sie in einem Tage den Turm zu Babel bauen. Hat er aber den Rücken gewendet, so geht es viel langsamer, und sie seufzen bei jedem Steine, den sie aufheben. Gerade banen ist nicht ihre Sache, sondern sobald man ein Auge verwendet, so steht alles schiefwinkelig und krumm da. Da heißt es aufpassen. Die Leute nehmen sehr mäßigen Lohn, wenige Annas den Tag und bekommen auch nicht mehr. Wenn der indische Maurer nur so viel verdient, daß er seine paar Hände voll Reis, ein paar Bananen, etwas Betel

[1]) Verdorben aus adi, Sklavin, Dienerin; der eigentümliche Klang dieses Rufes ist schwer anders wiederzugeben.

Digitized by Google

zum Kauen und seine Pfefferbrühe zum Reis hat, so ist er zufrieden.

Ein feinerer Mann ist der Goldschmied, der Taddan, und „man merkt es diesen Leuten gleich an, daß sie sich aufs Wiegen und Wägen verstehen, wenn man gewahr wird, wie sie still beobachten und mit verbindlichem Lächeln ihre Bemerkungen machen, mit denen sie in der Regel den Nagel auf den Kopf treffen.“ Will man ein gutes Schmuckstück haben, so kommen sie gern ins Haus und fertigen es da unter den Augen des Bestellers, der ihnen die erforderlichen Gold- oder Silbermünzen dazu giebt. Nur mit Hämmerchen, Zange, Feile und Blasrohr bewaffnet fertigen sie die zierlichsten, kunstvollsten Sachen. Ihr Ofen ist ein zerbrochener Topf, das Gebläse ein kleines Röhrchen; den Schmelztiegel fertigen sie sich an Ort und Stelle aus Thonerde und Kuhmist, und diese Tiegel werden so fest, daß sie im Feuer nie springen.



Weber.

Die Weber (Salier, Sönier, Nesawukarer; nesawu = Gewebe) bilden eine ziemlich zahlreiche Kaste, die in manchen Städten ganze Straßen bewohnt, und es giebt mancherlei Unterabteilungen, von denen manche, z. B. die Seidenweber (Pattunalkarer; pattu = Seide, nál = Faden, auch übertragen so viel als Leitfaden, Regel, Kanon, Richtschnur), wohlhabende und intelligente, zum Philosophieren und Disputieren geneigte Leute sind, die während der Arbeit, sei es, daß sie Baumwolle zupfen oder auf der Straße das Garn für die langen Frauenkleider webefertig machen, manches interessante Gespräch führen. Es ist sehr schwer, mit ihnen auszukommen im Gespräch, wenn man nicht vollkommen fertig in der Sprache und imstande ist, ihnen in die Schleichwege ihrer Dialektik zu folgen. Wenn man denkt, sie in ihrer Rede gefangen zu haben, so schlüpfen sie einem mit aalglatter Behendigkeit wieder aus den Händen. Da hat schon mancher gewandte Missionar seine liebe Not gehabt.

Übrigens geht der frühere Wohlstand der Weber jetzt bedeutend zurück, wenigstens derer, die gewöhnliche Gebrauchsstoffe anfertigen, da sie mit der billigen englischen Fabrikarbeit, welche den indischen Markt überschwemmt, vermöge ihrer langsamen und soliden Arbeit nicht mehr konkurrieren können. Das Sprüchlein „time is money“ ist jedem Tamulen unverständlich; sie haben immer Zeit und nehmen sich zu allem Zeit. Die Weber verdienen teilweise kaum noch den vierten oder fünften Teil dessen, was sie vor zwanzig Jahren verdient haben. Die Webevorrichtung, die sie meist im Freien unter einem Baume anbringen, ist die denkbar einfachste, und man muß sich wundern, wie die Leute mit dieser primitiven Vorrichtung so schöne Sachen, selbst das feinste Musselinzeug zu weben imstande sind. Sie sitzen beim Weben am Boden und haben die Füße in einer Erdvertiefung; den „Schemel“ unserer Weber vertreten Stricke, die in die Grube hinabhängen und mit einer Schlinge an den großen Fußzehen befestigt sind.

Auch Gelbgießer, Drechsler ꝛc. liefern sehr schöne Arbeiten, Gebrauchsgegenstände sowohl als Nipp- und Spiel-

Digitized by Google

und Schmucksachen. Das Gleiche gilt von den Kanar, den Kupfer- und Kesselschmieden.

Von den Kallern werden wir später bei dem Kapitel über Tritschinapalli reden und können sie deshalb hier übergehn.

Eine Abzweigung der Kallerkaste bilden die einst so kriegerischen und auch jetzt noch rohen, ungeschlachten Serweikarer, welche mit ihrem Kastennamen eigentlich Waunier heißen und in Tritschinapalli und den angrenzenden Gebieten ihren Wohnsitz haben. Kräftige Gestalten und unermüdliche Arbeiter, stehen sie in auffallendem Gegensatz zu den übrigen Tamulen. Es kommt ihnen nicht darauf an, einmal die ganze Nacht hindurch unter monotonem Gesang am Ziehbrunnen zu arbeiten, um ihren Reisfeldern und sonstigen Pflanzungen Wasser zuzuführen. Sie haben einen sehr konservativen Zug in ihrem Charakter und hängen fest, wie Glieder einer Kette, untereinander zusammen und treten einer für alle und alle für einen ein. Ein Zug von schlichter Geradheit und Offenherzigkeit zeichnet die Angehörigen dieser Kaste vorteilhaft vor andern Kasten aus.

Eine andere Ackerbauernkaste sind die nicht gerade im besten Rufe stehenden Achampadier, die ihren Namen („die Innenbeschäftigten") jedenfalls den Wachtdiensten verdanken, die sie früher im Innern des Königspalastes gethan haben. Ihre Ehen, deren Glück vielfach durch das unter ihnen im Schwange gehende Laster der wilden Ehe (kulavu) getrübt wird, sind so locker, daß das Sprichwort im Volksmunde geht: „Solange der Strick am Halse des Elefanten haftet, so lange wird das Tali am Halse einer Achampadiersfrau hangen."

Den letzterwähnten Kasten sehr nahe steht die Hirtenkaste der Idoier (mehr wie Öd'eier gesprochen), d. h. der „Mittleren", nämlich zwischen Landbauern und Kaufleuten, welche von dem Ertrage ihrer Herden und in den Städten vom Milchhandel leben. Sie sind Viehzüchter. Ihre acht Hauptkasten zerfallen wieder in je achtzehn Unterabteilungen, so daß die Idoierkaste nicht weniger als 144 Unterkasten aufweist; nach einer andern Angabe sind es deren nur 104. Nur wenige von diesen Unterabteilungen haben Heiratsgemeinschaft, nämlich die sogenannten Tarruma-Kilei-Kasten („Liebeswerkzeug-Kasten"). Sonst stehen sie sich ganz fremd gegenüber. Die Sitte unserer deutschen Landbewohner, das aus der Kirche zurückkehrende Brautpaar, um ein Geschenk zu erhalten, mit einem bunten Bande aufzuhalten, findet sich in ähnlicher Weise bei den Idoiern, unter denen einst der Gott Krischna, eine Inkarnation des Wischnu, geboren worden sein soll, weshalb noch heute zu seinen Ehren alljährlich ein Fest mit Stangenklettern gefeiert wird. Dasselbe soll daran erinnern, daß Krischna einst mit seinen gestohlenen Butterwecken auf einen Baum geklettert sein soll.

Außer den bereits genannten findet man noch eine große Zahl von Ackerbauernkasten, wie die Reddies, Padeiatschis u. s. w. im Tamillande, unter denen es viele einflußreiche Familien giebt. Wir erwähnen nur noch die vornehmste und angesehenste von allen, die der Wöllaler. Sie sind der eigentliche Landadel Südindiens, ein edler, besonders uns Deutschen sympathischer Menschenschlag. Der Name Wöllaler bedeutet so viel wie „Leute, die wöllämmei, d. i. Ackerbau treiben". Auch sie bilden nicht eine ungeteilte, einheitlich abgeschlossene Kaste, sondern man muß zwischen drei Hauptabteilungen unterscheiden, den Sorshijern am Kaweri, den Karalern in Mädurei und den Tondamandala-Wöllalern in der Gegend von Kandschipuram, Provinz Sengelpat. Eine vierte Abteilung, die Koteipattu-Wöllaler in der Provinz Tirunelweli bauen eigentümlicherweise Mauern um ihre Wohnsitze.

Die Sorshijer behaupten, von den alten Tscholakönigen abzustammen, und haben darum, wie überhaupt die Wöllaler, einen darauf hindeutenden, etwa unserem Adelstitel entsprechenden Ehrentitel: Püllei, d. h. Kind, nämlich der alten Könige von Tscholamandalam. Dieselbe Prätension erheben die Karaler und Tondamandala-Wöllaler. Der Titel Püllei wird immer dem Namen angehängt, z. B. Arokiam Püllei, Dewasagajam Püllei. Von den beiden letztgenannten Abteilungen sind die Tondamandala-Wöllaler die angesehenere; sie sind äußerst religiös und eifrige Verehrer des Gottes Siwa. Am dritten Tage ihrer Hochzeiten muß die Braut zur Probe kochen, und das junge Paar darf

Digitized by Google

erst nach allerlei Schabernack essen. Auch sonst haben sie vielerlei eigentümliche Gebräuche bei ihren Hochzeitsfesten. Das Gleiche finden wir bei den Koteipattu-Wöllalern, bei denen z. B. der Bräutigam der Braut das Hochzeitstali um den Hals hängen muß, während sie durch einen dichten Vorhang von ihm getrennt ist. Es giebt nur sehr wenige Unselbständige unter den Wöllalern.

Die ganze äußere Erscheinung des Wöllalen ist eine edle, ansprechende; die Gesichtszüge sind denen der Brahmanen am ähnlichsten, obschon sie nicht so markiert und fein geschnitten sind. Die Wöllaler sind fast lauter schöngewachsene, wohlproportionierte Gestalten und zeichnen sich durch üppiges schwarzes Haupthaar, das leider nach tamulischer Manier am ganzen Vorderhaupt abrasiert ist, helle Gesichtsfarbe, große schwarze Augen, edelgeformten Mund, hohe Stirn und prächtige, tadellose Zähne aus. Auch sonst sind sie eine angenehme Erscheinung, wenn sie mit ihrer in tadelloser Weiße schimmernden Kleidung, die aus zwei geschmackvoll umgeschlungenen Stücken Zeug besteht, mit stolzem, sicheren Auftreten einhergeschritten kommen. Und wie wohlthuend berühren im persönlichen Umgange ihre feinen, gewandten Manieren. Die Wöllaler treten ziemlich selbstbewußt auf und wachen sorgfältig über alle ihre Vorrechte und Titel. Leider fehlt es bei ihnen vielfach an Offenheit und Wahrheitsliebe, und sie lieben es, zu intrigieren. Ohne diesen auf ihren Charakter fallenden Schatten wären sie wirklich ganz prächtige Menschen. Wie wohl verstehen sie ihre Worte zu setzen! Über alles, was sie sagen, breitet sich der Duft der feinsten Höflichkeit aus. Wenn irgend eine Kaste, so sind diese Wöllaler ein Zeugnis für die Richtigkeit der weiter oben ausgesprochenen Behauptung, daß die strenge Absonderung der Kasten voneinander in mancher Hinsicht auch ihr Gutes gehabt hat. Die besseren Kasten hatten an ihr eine Schutzwehr gegen den entsittlichenden, degenerierenden Einfluß sittlich verkommener Kasten. Auch unter den Beamten der Regierung findet man viele Wöllaler, wie sie denn überhaupt gern in die Stadt ziehen. Sie sind auf diesem Gebiete die gefährlichsten und glücklichsten Konkurrenten der Brahmanen. Uns Deutsche zieht an den Wöllalern das tiefe Gemüt an, wie es sich beispielsweise in den Poesien des Wöllalerdichters Tajumanar offenbart, die man hinsichtlich ihrer Gefühlsinnigkeit und mystischen Tiefe gar wohl mit denen eines Lenau und Angelus Silesius vergleichen könnte. Das ist eine in Indien sehr auffallende Erscheinung.

Von der Kaste der Schannar reden wir später bei der Beschreibung der Provinz Tirunelweli.

Eine eigentümliche, im ganzen Tamillande verbreitete Kaste, deren Name oft mit einem amüsierten Lächeln und lustigen Augenzwinkern genannt wird, sind die sogenannten Komutti (Komutti heißt „Kuhstoß“), die als Mischkaste kein höheres Ansehen genießen. Man kommt aus Indien nicht so leicht zurück, ohne daß einem die Geschichte oder Mythe der Entstehung dieser Kaste erzählt worden wäre. Sie soll nämlich die Frucht des Umgangs eines Brahmanen mit einer Pariafrau sein. Einst sei ein Brahmane bei Nacht in ein Sattiram gekommen und habe sich ermüdet neben einen Grasbündel auf die Erde schlafen gelegt, ohne zu ahnen, daß jenseits des Bündels bereits eine Pariafrau schlief. Des Nachts sei eine hungrige Kuh ins offene Sattiram gekommen und habe das Bündel weggestoßen (muttikiratu heißt stoßen, kö die Kuh). Der Brahmane sei der Versuchung nicht gewachsen gewesen und so sei durch die Verbindung des Brahmanen mit der Pariafrau der Ahnherr der Komuttikaste entstanden. Die Komuttis handeln mit Salz und vielen anderen Artikeln.

Sehr verbreitet, auch über die Grenzen des Landes hinaus, ist die Kaste der Tschettie oder Wanicher. Sie sind die wohlhabendste und einflußreichste Sudrakaste, die aber an Ansehen sonst, als Mischkaste, hinter den Wöllalern und anderen reinen Kasten zurücksteht. Sie sind nächst den Mohammedanern die Geldjuden Südindiens, und haben auch von ihrer Fertigkeit im Güterausschlachten manches erbauliche Pröbchen abgelegt. Bei den Brahmanen stehen sie ja wegen ihres Reichtums und ihrer Freigebigkeit gegen Priester und Tempel in gutem Ansehen; aber das hilft ihnen trotzdem zu keiner höheren gesellschaftlichen Stellung, als sie ihnen, als Mischkastenleuten, in den Augen des Volkes zu-

Digitized by Google

kommt. Da sie den ganzen Handel in ihren Händen haben und schlaue, spekulative Geschäftsleute sind, besitzen sie oft ganz bedeutendes Vermögen. Aus dem Umstande, daß nicht einmal ihr strotzender Geldbeutel den Mangel, daß sie eine Mischkaste sind, in den Augen der Kastenreinen zuzudecken vermag, kann man recht deutlich erkennen, wie eingebildet und eifersüchtig der Tamule auf seine Kastenehre ist; denn sonst hat ja der Tamule vor nichts größeren Respekt, als vor einem wohlgefüllten Beutel und einem gehörigen Embonpoint, welches letztere in Indien fast stets zu einem Rückschluß auf die Wohlhabenheit seines Besitzers berechtigt. So fehlt es denn auch unter den Tschettis nicht an Wohlbeleibtheit, und diese dicken Herrn bilden sich nicht wenig darauf ein. Bei ihren Hochzeiten machen sie einen so unsinnigen, verschwenderischen Aufwand, daß manche wohlbegüterte Familie dadurch schon dem Bankerott nahe gebracht worden ist; denn solch ein reicher Tschettie feiert selten Hochzeit, ohne zugleich 20—100 und mehr Hochzeiten von armen Paaren auf seine Kosten auszurichten und seine Diener mit kostbaren Geschenken an Geld, goldenen Ringen und dergleichen zu beglücken. Auch für Feuerwerk und anderen kostspieligen Aufwand werden bei dergleichen Gelegenheiten unsinnige Summen ausgegeben und ganze Scharen von Bettlern, „heiligen" und unheiligen, und — natürlich! — Brahmanen gespeist. So geht oft der Verdienst vieler Jahre in einer einzigen Woche drauf. Sie tragen den Oberkörper von der Hüfte an unbekleidet, und als einst der Vicekönig von Indien eine Deputation solcher reichen Tschetties empfing, da erschienen sie ungeniert in derselben Tracht.

Die Krone des indischen Volkstums bilden die Brahminen, wie sie bei uns gewöhnlich anstatt „Brahmanen" genannt werden. Nur schade, daß diese Krone so verdorrt und verwildert ist.

Brahmana heißt so viel wie „einem Brahman gehörig", d. h. Sohn eines Brahman. Was ein Brahman ist, erfahren wir aus den Vedaliedern, nämlich eine besondere Kategorie von Priestern, ein Priester nämlich, der den ganzen Gang des Gottesdienstes, damit kein Fehler begangen würde, zu überwachen hatte, also eine Art Oberpriester. Die Brahmanen aber sind die Nachkommen dieses Brahman. Daß sie eine so dominierende Stellung im Volke gewonnen haben, ja sich selbst „Erdengötter" nennen und als solche von jeher anerkannt wurden, erklärt sich aus dem Pantheismus der altindischen Religion. Die Götter derselben waren ja keine persönlichen, greifbaren Wesen, sondern Gedankendinge, abstrakte Begriffe. Der Mensch will aber etwas Höheres, eine greifbare persönliche Autorität haben, an die er sich halten, zu der er aufblicken, mit der er in persönliche Gemeinschaft treten kann. Das kam den Brahmanen zu statten; sie wurden zu Erdengöttern, zu denen das Volk mit anbetender Ehrfurcht aufblickte, und sie haben diesen Vorrang, der sie hoch über alle ihre Volksgenossen stellt, durch die Jahrtausende zu behaupten gewußt, und wachen heute, wo es in der Kaste überall kracht und bröckelt und eine langsame Auflösung derselben sich unverkennbar anbahnt, mit besonderer Eifersucht über ihre Kastenvorrechte, wiewohl es einige brahmanische Hindu-Reformer giebt, welche die Schäden des Kastenwesens anerkennen und selbst bekämpfen, auf die Gefahr hin, aus der Kaste ausgestoßen zu werden. Die Brahmanenkaste hat sich im Gegensatze zu den Kschâtrijas und Waischias fast ganz rein und unvermischt erhalten und nur die Sprache ihres Wohnsitzes angenommen, wiewohl man auch im Süden die Brahmanen, die direkten Nachkommen der alten Brahmanas noch an den vielen Sanskritworten, welche sie einmengen, von den Sudras unterscheiden kann. Ob ihre arische Abstammung ganz rein ist, erscheint mindestens sehr zweifelhaft, da es neben solchen mit fast europäischer Hautfarbe, besonders auf den Dörfern, auch dunklere, ja stellenweise fast schwarze Brahmanen giebt, welche letzteren offenbar keine reinen Arier sind. Neben den hochstehenden Saiwa- und Waischnawa-Brahmanen giebt es auch noch eine dritte, sehr verachtete Klasse, die sogen. Madhwascharija-Brahmanen mit schwarzem Siegel auf Stirn, Brust und Armen; die Saiwas dagegen zeichnen sich mit Asche, die Waischnawas mit weißer Erde. Sie sind die unwissendsten, die sich vom Volke füttern lassen, während die Saiwas sich im Besitze des größten Teiles der Litteratur befinden und über 1000 Tempel besitzen, also zehnmal mehr, als

Digitized by Google

die die Lehre der Vedas nicht so rein und unverfälscht bewahrenden Waischnawas.

Die Brahmanen sind nicht alle Tempelpriester, sondern nur ein Teil derselben. Viele durchziehen das Land, sei es als bettelmönchartige Tagediebe, sei es als fahrende Sänger, die für Geld heilige Gesänge vortragen. Andere wieder leben als Gutsverwalter oder als Lehrer der Philosophie. Vor allem bemühen sie sich eifrig um Regierungsämter. Um eine Anstellung bei der Regierung zu erlangen, bückt sich der stolze Nacken dieser Erdengötter bis in den Staub. Es ist dies ein Umstand, der in seiner Gefahr für die Mission nicht unterschätzt werden darf. Alle niederen Beamtenstellen, zum Teil auch schon höhere Staatsämter, sind, seit die Regierung Eingeborenen, die ein bestimmtes Staatsexamen bestanden haben, den Zugang zu diesen Ämtern eröffnet hat, in den Händen der Brahmanen. Da die höhreren englischen Vorgesetzten dieser brahmanischen Beamten ihr Amt gewöhnlich doch nur kürzere Zeit an demselben Orte versehen und darum oft weniger orientiert sind, so sind diese mit ihrer eingehenden Lokalkenntnis jenen unentbehrlich. So kommt es, daß die brahmanischen Regierungsbeamten einen festen Ring bilden, in den einzudringen einem Sudra oder gar einem Paria sehr schwer ist. Darum finden unsere eingeborenen Christen trotz der Fürsprache der Missionare im Staatsdienste fast gar keine Verwendung, und die christliche Kaiserin von Indien wird vielmehr fast ausschließlich von heidnischen eingebornen Beamten bedient. Natürlich machen diese brahmanischen Beamten, fast lauter entschiedene Feinde des Christentums, ihren Einfluß bei jeder sich bietenden Gelegenheit gegen dasselbe geltend. Übrigens machen sie sich durch diese Dienstbarkeit unter einem fremden Regiment, die ihnen eigentlich als Brahmanen untersagt ist, ihren Heiligenschein zu schanden, und die Ausschließung der anderen Volksklassen von den Ämtern macht ihnen die Sudras zu Feinden. So kann schließlich aus dieser bedenklichen Sache vielleicht noch einmal ein Vorteil für die Mission erwachsen.

Überall, wo es etwas zu verdienen giebt, sei's ehrlich oder unehrlich, sind die Brahmanen bei der Hand; bei allen Disputationen führen sie das erste Wort und machen durch den Einfluß ihrer angesehenen Persönlichkeit, wie durch ihre unerschöpfliche Klugheit und ihren haarspaltenden Verstand ihren Partnern oft das Leben recht sauer. Ein Brahmane muß ja 30000 Sanskritverse auswendig wissen. Durch ihre Kenntnis der Vedeu behaupten sie in einen Zustand göttlichen Wesens hineingeboren zu sein; deshalb nennen sie sich „Zweigeborene". Das Lesen und Lehren der Vedas ist ihr priesterliches Kastenvorrecht, denn während nach Manus Gesetz die Obliegenheiten der Kschátrijas darinnen bestehen, das Volk zu beschützen, Wohlthätigkeit zu üben, Opfer darzubringen u. s. w., die der Waischias darin, für die Haustiere zu sorgen, Almosen zu geben, Handel zu treiben, den Acker zu bebauen u. s. w., die der Sudras aber darin, den anderen Kasten in demütiger Unterwürfigkeit zu dienen, so sollen die Brahmanen die Vedas lesen und lehren, Opfer darbringen und beaufsichtigen u. s. w. Die Priesterwürde erlangen die Brahmanen durch die heilige Schnur, die sie spätestens im achten Jahre unter feierlichen Ceremonien angelegt bekommen und deren Anlegung eine Art Wiedergeburt oder zweite Geburt bewirken soll. Die Schnur besteht aus lose zusammengedrehten Baumwollenfäden und wird um den nackten Oberkörper getragen, wo jedermann sie auf den ersten Blick sehen kann. Sie wird geweiht, indem alle Anwesenden sie unter Hersagen von heiligen Sprüchen berühren. Auch die alten Kschátrijas trugen eine Schnur, aber nicht aus Baumwolle, sondern aus Hanf; die der Waischias bestand aus Schafwolle. Heute tragen nur Brahmanen und solche Sudras, die den Titel „Priester" führen dürfen, die Schnur. Die jungen Brahmanen heißen nach Empfang der Schnur Brahmatscharias; den Namen Brahmanen erhalten sie erst mit dem zwölften Jahre. Bei der alsdann bald erfolgenden Verheiratung erhalten sie eine neue Schnur. In der Zwischenzeit haben sie viele religiöse Übungen zu verrichten und viel auswendig zu lernen. Die Fäden der Schnur werden nicht gesponnen, sondern nur mit den Fingern gedreht, wobei auf die Güte der Baumwolle und auf die Art, wie sie zwischen den Fingern gehalten wird, ebenso sorgfältig geachtet wird, wie auf die Zahl der verwendeten Schnürchen. Die

Digitized by Google

Schnur der Brahmatschrias hat drei, die zweite Schnur sechs Fäden mit zwei Knoten, und zwar vermehrt sich die Zahl der Fäden nach dem Verhältnis, wie die Brahmanen Kinder bekommen bis auf eine durch die Vedas bestimmte Höchstzahl. Die Anlegung der Schnur geschieht unter Beobachtung einer Anzahl von Förmlichkeiten.

Zwei Brahmanen.

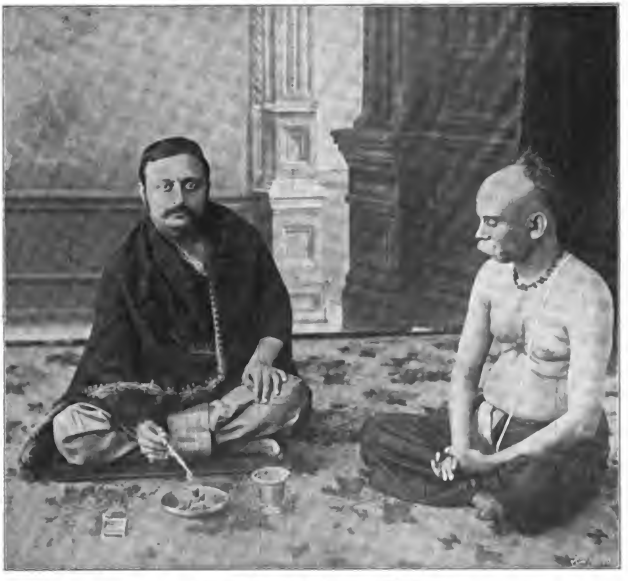
Ebenso wichtig wie diese Investitur ist dem Brahmanen seine möglichst baldige Verheiratung, um seine heilige, für das gedeihliche Fortbestehen der Welt angeblich so hochwichtige Kaste möglichst zahlreich zu erhalten und fortzupflanzen. Schon vom zehnten Jahre an gelten alle bis dahin nicht verheirateten Brahmanenmädchen als alte Jungfern. Darüber später mehr.

Die Brahmanen bringen täglich Opfer dar, denn sie geben vor, die Götter müßten samt und sonders verschmachten, wenn sie nicht von ihnen gespeist würden. Daher opfern sie täglich zweimal. Des Abends sieht man ihre Frauen mit Früchten, Butter und Mehl aus dem Hause treten. Daraus bereiten die Priester eine Mahlzeit für den Götzen, gießen ihm Milch und Honig über den Kopf, waschen ihn, begießen ihn wieder mit Butter, bemalen und schmücken ihn, und endlich fallen sie platt nieder auf die Erde und beten das kleine Scheusal an. Ist dies geschehen, so wenden sie ihre Zaubersprüche an, durch welche sie die Götter in ihrer Gewalt zu haben meinen, und die sie mitunter auch gegen die Missionare brauchen. Ferner halten sie tägliche Andachten, von denen, wie sie meinen, die Erhaltung der Welt abhängt.

Missionar H. entwirft im Luth. Miss.-Bl. ein sehr plastisches, anschauliches Bild von der äußeren Erscheinung und dem Thun und Gebaren eines Tempelbrahmanen: „Betrachte dir einmal solch einen Erdengott, wie er einherschreitet, wenn er zum Tempel geht, um dort sein Gebet zu verrichten. Wie hell ist seine Hautfarbe, wie fein markiert sind seine Züge! Da merkt man gleich, daß diese Brahmanen ein ganz fremder Volksstamm in Indien sind, von den niederen Kasten beinahe ebenso verschieden, wie die Europäer von den Indern. Sie nennen mit Recht ihre Kaste „Farbe“,

Digitized by Google

denn noch jetzt, wo ſie ſchon Jahrtauſende lang unter der Glutſonne Indiens wohnen, ſticht das Weiß ihres Geſichts von dem Dunkel der indiſchen Urbevölkerung merklich ab. Wie, wenn es wahr wäre, daß ſie Vettern der deutſchen Stämme ſind, die einſt das ſtolze Rom überwanden und ſich in Deutſchland niederließen? Die blauen Augen haben ſie freilich nicht, aber eine Geſichtsbildung, die der europäiſchen ſo nahe als möglich kommt. Ihre geiſtige Begabung iſt groß; der Direktor einer engliſchen Miſſionsſchule verſicherte mir einſt, daß die Brahmanenknaben das Engliſche ſchneller lernten und beſſer ausſprächen, als der Durchſchnitt der eng-



Göpenanbetung mit dem Brahmanen als Vorbeter.

liſchen Kinder daheim. Doch ſehen wir uns unſern Tempelbrahmanen weiter an. Er iſt barhaupt, nur ein kleines Zöpfchen hat er am Hinterhaupte übrig gelaſſen. Der Schnurrbart darf natürlich ſo wenig wie bei einem andern Tamulen fehlen. Sein Oberkörper iſt nackt; ſo kann man das Zeichen ſeiner Würde, die berühmte Schnur, gut ſehen. — Um die Hüften hat er ein ſechs Ellen langes Stück Zeug kunſtvoll geſchlungen, ſo daß ſeine Beine nur wenig ſichtbar ſind. Gravitätiſch ſtolziert er einher, ſorgfältig die Berührung mit ihn verunreinigenden Gegenſtänden, wie Leder, Knochen u. ſ. w. vermeidend. Jetzt kommt er zum Tempelteiche. Die erſte Weihe ſeiner heiligen Perſon vollzieht er durch Waſchungen im Teiche oder Fluſſe. Beim Baden wendet er ſich nach Oſten und betet das geheimnisvolle, allmächtige Gaiatri-

Digitized by Google

Gebet, vor dem selbst die Götter zittern und das allen Sündenschmutz wegnimmt. Ehe er das Gebet ausspricht, muß er sich sammeln und in die rechte Positur setzen. Er muß alle Öffnungen seines Leibes zuschließen, seinen Atem so lange als möglich anhalten, sich wohl vorsehen, daß die heiligen Worte nicht in das ungeweihte Ohr eines Sudra fallen, und dann langsam und leise jene berühmten Worte im Sanskrit vor sich hinsprechen:

Tat Savitur varenyam bhargó dévasjá
Dhimahi dhijo jo na praschódajat!

(d. h. „Wir denken nach über das herrliche Licht des göttlichen Savitri (Sonnengottes), möge er unsere Erkenntnisse fördern!“). Fragst du ihn, was diese Worte bedeuten, so kann er dir weiter keine Auskunft geben, als daß sie ein Gebet an den Sonnengott seien. Wie sorgfältig und peinlich verrichtet er dann alle anderen Gebräuche der löblichen Reinigung, die bis ins einzelnste in seinen heiligen Büchern vorgeschrieben sind. Da muß er, um seine Zähne zu reinigen, ein bestimmtes Zweiglein von einem Baume unter Gebet abschneiden, und nun, ohne seine heilige Hand durch Speichel zu verunreinigen, sich die Zähne putzen, dann im Teiche, oder noch besser im Flusse, baden, dabei seine Gedanken auf die Götter Wischnu und Brahma richtend, und endlich, sich gegen die Sonne kehrend, dreimal Wasser ausspritzen, um dem Sonnenlichte zum Siege über die bösen Geister zu verhelfen. Dann schlägt er sein ebenfalls durch Wasser geheiligtes Unterkleid um die Hüften, schmiert an seine Stirn etwas Asche von Kuhmist, womit er sich als Anbeter des Siva bekennt, oder ein wenig Teig von Sandelholzstaub. Hierauf trinkt er etwas Wasser aus dem Flusse, spritzt wieder zu Ehren aller Götter, deren Namen er nennt, dreimal Wasser um sich her, faltet seine flachen Hände und betet die Götter der acht Himmelsgegenden an, indem er sich im Kreise herumdreht. Nun heiligt diese irdische Heiligkeit durch eine Art Kreuzeszeichen das Haupt, den Bauch, die rechte und linke Schulter, ja unter Gebet bekommt jedes seiner Glieder bis auf jeden einzelnen Finger eine besondere Weihe durch Berührung mit dem Daumen. Zuletzt schöpft er etwas Wasser in seinen Messingkrug, pflückt einige Blumen und so kehrt er nun ganz rein und heilig nach seiner Wohnung zurück, wo er alsbald Verse aus den Puranas zu lesen und ein neues Opfer darzubringen hat. Dann ist er ganz heilig und kann an seine Geschäfte gehen. Wie sauer lassen sich's doch diese Erdengötter mit der Reinigung ihres Fleisches werden! — Aber wie fährt dabei ihre Seele! Sie ist ein desto schmutzigerer, stinkenderer Pfuhl aller Sünden und Schanden. In der Lüge und Verstellung, im Intriguenspiel und Feindschaften stiften, in der raffiniertesten Wollust und ungebundensten Zügellosigkeit des faulen und geilen Fleisches übertreffen die Brahmanen alle anderen Kasten. Was für ein Abgrund der Unsittlichkeit thut sich nur auf in dem Institut der Baiaderen und der Götzenfeste, welche nur darauf angelegt sind, den Lüsten des Fleisches unter dem Deckmantel der Religion Vorschub zu leisten. — Ein römischer Missionar, der zwanzig Jahre lang unter den Brahmanen gelebt hat, nennt ihr Herz einen Ameisenhaufen, wimmelnd von Lug und Trug. Es ist wohl keine Frage, daß die Brahmanen in ihrem jetzigen Zustande ein Fluch des Volkes sind. Gottlob giebt es Ausnahmen, glänzende Ausnahmen, welche zeigen, was durch den Einfluß einer sittlichen Erziehung und besonders des Evangeliums aus diesem edlen Geschlechte noch werden kann; aber diese Ausnahmen ändern nichts an der allgemeinen Regel, daß die Kaste der Brahmanen das indische Volk in demselben Maße degradiert und ruiniert, als sie sich über alle anderen Kasten erhaben zu sein dünkt.“

Sie sind ein überaus *selbstsüchtiges Geschlecht* und stellen den höchsten *Höhepunkt priesterlicher Gewalt* auf Erden dar. Das Volk ist ganz in ihrer Gewalt. „Alles in der Welt,“ sagen die Brahmanen, „gehört uns!“ Es fällt keinem Menschen ein und darf keinem einfallen, irgend ein wichtigeres Geschäft, etwa eine Reise, einen Bau, eine Hochzeit und dergleichen zu unternehmen, ohne daß zuvor der Brahmanenpriester und sein Tagebuch, in dem von jedem Tage und von jeder Stunde genau angegeben ist, für welches Geschäft sie günstig oder ungünstig seien, für Geld und gute Worte zu Rate gezogen worden wäre. Die Tamulen sind ja arge Tagewähler, und die Priester

Digitized by Google

machen sich dies zu nutze und halten den Aberglauben hübsch warm; denn sie brauchen Geld, Reis und Butter, um sich gut zu nähren; denn:

„Köstlich dem Wischnu ist die Verehrung,
Heilige Salbung ist köstlich dem Siva,
Der Sonne ist Anbetung köstlich
Und den Brahmanen — Speise."

Wo irgend ein Streit zu schlichten ist, da liegt die Entscheidung in ihrer Hand, und niemand darf alsdann wagen, ihre Autorität in Frage zu stellen und an der Unfehlbarkeit ihres Urteils zu zweifeln. Ihr durchdringender Verstand kommt ihnen dabei ebenso zu statten, wie ihre große Anmaßung. So herrschen sie gleich Göttern über das Volk, unfehlbar wie Päpste haben sie ungeheure Autorität. Ihren Anspruch auf göttliche Verehrung gründen sie hauptsächlich auf folgenden Spruch:

„Dewadinam jagatsarvam,
Mantradinäm täddevatä,
Tanmantram Brähmadinäm:
Brahmana mama devata!"

Das heißt: „Die Welt wird von den Göttern beherrscht, die Götter werden von den Mantras (geheimen Gebetsformeln) beherrscht, die Mantras sind in der Brahmanen Gewalt, folglich sind die Brahmanen unsere Götter!"

Sie sind da, nicht um dem Volke zu dienen, sondern um zu herrschen, das Volk niederzutreten, auszusaugen; sie sind Wölfe, die sich vom Fette der Herde mästen. Wie sie die Unzucht systematisch betreiben, so ist auch ihr Erpressungs- und Ausbeutungssystem bis ins kleinste Detail ausgearbeitet. Die Tamulen müssen ein Zehntel ihres Einkommens den Priestern opfern. Da sind Tempelsteuer und Fußopfer und andere Abgaben zu entrichten, und wer sie nicht entrichten wollte, der hätte Leibeigenschaft oder gar den Fluch der Brahmanen, der besonders gefürchtet wird, zu gewärtigen. Thut jemand ein Gelübde an den Gott Siva, so muß der Betrag desselben dem Brahmanenpriester übergeben werden. Der macht zunächst Halbpart und verlangt hernach noch einmal die doppelte Summe dafür, daß er den Betrag dem Gotte übergiebt. Vor Badefesten senden sie ihre Agenten aus, um das Volk zu größerer Freigebigkeit anzuspornen. Sind in einem Tempel die Leute lässig im Zahlen, so behängen sie wohl den Gott mit Ketten. Erschrocken fragt das Volk: Warum trägt denn der Swami Ketten? Ja, so antworten die Priester, der Gott hat Schulden und kann sie nicht bezahlen, deshalb trägt er Ketten! Alles erschrickt, und bald ist die angebliche Schuld bezahlt. In Tritschinapalli wurde einmal ein Gott herumgetragen; das Brett, auf dem er stand, zerbrach, und das schwere Götzenbild fiel in den tiefen Sand. Die Menge erschrak. Was thun? Die Brahmanen wußten Rat: bringt sofort 500 Rupie und 1000 Butteropfer, so ist der Gott versöhnt! In wenigen Stunden war alles beisammen. In Srirangam ist ein Brunnen, der oft mit geschmolzener Butter bis oben angefüllt ist, und dann von den Brahmanen ausgeschöpft wird. Als einst in Kalkutta („Schwarzburg") die Polizei nachts durch die Straßen patrouillierte, rannte ein Mensch mit einem schweren Gegenstande auf dem Rücken eilig davon. Es war ein Priester, der ein wertvolles Götzenbild aus dem Tempel gestohlen hatte, um es der kostbaren Steine zu berauben, mit denen es geschmückt war. Priester und Götze mußten die Nacht im Polizeigewahrsam zubringen. Im Königreiche Tiruwankodu (Travancore) muß jeder Brahmane zeitlebens unentgeltlich gespeist werden. Das kostet das Land alljährlich viele Hunderttausende. Jeder König von Trawankur muß sich nach seinem Regierungsantritt wiegen lassen. Dieses Tulabharam, d. i. „Gewicht der Schwere", wie die Ceremonie genannt wird, ist eine große Festlichkeit, zu der von allen Seiten ganze Scharen von Brahmanen herbeiströmen, die wochenlang gespeist und überdies beschenkt sein wollen. Soviel der König wiegt, so viele Pfund Gold muß er den Brahmanen zum Geschenke geben. Ist er nach seinem Regierungsantritt noch zu schmächtig, so wartet man noch eine Weile, und sein brahmanischer Koch sorgt schon dafür, daß er nicht leichter wird und vielleicht auch, daß er das Wiegefest nicht allzulange überlebt.

Auf Hochzeiten müssen die Brahmanen ebenfalls gespeist werden, was oft Tausende von Mark verschlingt. Also nichts anderes sind diese Brahmanen, als die personifizierte Selbstsucht, Habsucht und Genußsucht. Auch die durchwandernden Pilger werden von den Brahmanen gehörig gebrandschatzt. Der Paria muß dem Brahmanen schon auf weite

Digitized by Google

Entfernung auf den Ruf villern! (fort mit dir!) seitwärts ausweichen, und müßte er dabei, wie das auf Wegen, die zwischen Reisfeldern hindurch führen, unvermeidlich ist, ins Wasser oder in den tiefsten Schlamm gehen. Begegnet dem Brahmanen einer seiner Sudraschüler, so hat sich derselbe auf die Erde niederzuwerfen und ruft „andamāris"! d. i. „erlauchter Herr!" Der Brahmane aber setzt ihm den Fuß auf den Nacken und sagt: „asirwādam!" d. h. „Segen!"

Alle Herrlichkeit der Brahmanen ist zusammengefaßt in ihrem Hohenpriester, dem Tāmbiran, der, eine Art Papst der Brahmanen, wie ein Gott angesehen ist. Er hat seinen Sitz außerhalb des Tamillandes, in Haiderabad, zieht aber beständig im ganzen Lande umher, um den Brahmanen, welche das heilige Siegel (Muttiradanam) noch nicht empfangen haben, dasselbe auf beiden Schultern einzubrennen. Das Siegel hat das Aussehen von Pockennarben. Für seine Mühewaltung erhält er von jedem Versiegelten ½ bis 600 Rupie, je nach dem Reichtum der Leute. Daneben kollektiert er auf seinen Rundreisen auch gleich die Abgaben, zu denen jeder Brahmane verpflichtet ist und deren Höhe je nach der Höhe des Einkommens verschieden ist. Jeder Beamte bezahlt den achten Teil seines Gehalts (1½ Monat), Grundbesitzer entrichten auf je 1 Kani (= 24 grounds à 2400 □ Fuß) 3 Rupie, jede Witwe durchschnittlich 1½ Rupie. Man kann sich einen Begriff von den Schätzen machen, die er von jeder Rundreise mit heimbringt. Führt er doch außer vier großen Elefanten, die ihn immer begleiten, Kamelen und Pferden an persönlichem Eigentum einschließlich seiner Juwelen und anderer Schätze, einen Wert von 3½ Millionen Rupie immer mit sich, zu dessen Bewachung er sich zwölf Polizisten hält, die ihn immer begleiten. Seine Ländereien bringen ihm jährlich ½ Million Rupie ein. Dem entspricht auch seine Ausgabe von monatlich 4550 Rupie durchschnittlich; für sich und seine brahmanischen Begleiter braucht er täglich 70 Rupie, für Pferde, Elefanten und Ochsen nur 10 Rupie, für die Dienerschaft 50 Rupie. Die Polizisten und Musiker erhalten monatlich 100 Rupie, die Palankinträger 50 Rupie, seine zwei Frauen daheim 200 Rupie. Dazu kommen noch 100 Rupie monatlich für Extraausgaben. Ein großes Gefolge begleitet ihn auf seinen Rundreisen. Seine Habe führt er in 15 Bandis mit sich, außerdem begleiten ihn 32 Brahmanen mit ihren Frauen, 12 Sudras, die seinen Palankin tragen, 12 Musikanten und die schon erwähnten 12 Polizisten und ein weiteres Gefolge von 100 Mann. Bei feierlichen Aufzügen entfaltet er einen gewaltigen Pomp; vor ihm her ziehen Musikanten, Trabanten und Baiaderen, Sänger, die zu seiner Ehre Lieder singen, Herolde, die seine Tugenden preisen. Er selbst reitet auf einem prächtigen Elefanten, der über Kleider dahin schreitet, während man zu beiden Seiten Weihrauch und große seidene Sonnenschirme trägt. Oben auf dem herrlich geschmückten Elefanten sitzt er auf goldenem Stuhle, angethan mit edelsteindurchwirkten Kleidern von Gold und Silber und das Haupt geschmückt mit edelsteinschimmernder Tiara. Alles fällt vor ihm nieder auf das Gesicht und betet ihn an wie einen Gott. Für gewöhnlich wird er im Palankin getragen.

Trotzdem das tamulische Volk infolge des tausendjährigen knechtenden Einflusses der Kaste und seines Götzendienstes vom Gifte der Lüge durchdrungen und zu einem beklagenswerten Zustande von Unfreiheit und Erstarrung herabgesunken ist, so kann man ihm doch, vorausgesetzt, daß es sich den Einflüssen des Christentums und der christlichen Kultur noch mehr als bisher erschließt, noch eine schöne Zukunft in Aussicht stellen; denn es trägt eine zähe Lebenskraft und einen tiefen Fonds von Begabung in sich, wie es ja auch bereits zurückblicken darf auf eine Vergangenheit, die das Alter der jetzigen civilisierten Geschichtsvölker um mehr als das Doppelte übertrifft. Es ist einem Riesenbaume zu vergleichen, durch dessen Wipfel die Stürme von Jahrtausenden hindurchgebraust sind, und in dessen Schatten 280 Millionen wohnen. Zu beklagen ist nur, daß der majestätische Baum in eine so verwilderte Krone ausläuft, wie die Kaste der Brahmanen es ist.

Die Anwesenheit der Mohammedaner in Indien datiert etwa seit dem Jahre 1000 nach Christi Geburt. Zuerst setzten sie sich nach siegreichen Kämpfen im Pandschab fest unter Mahmud dem Ghas-

Digitized by Google

naviden; 200 Jahre später sind schon Delhi und Lahur die Mittelpunkte ihrer Macht, die sich unter verschiedenen Dynastien mehr und mehr ausbreitete und endlich bis nach Bengalen hinein erstreckte, bis im Jahre 1526 das von Mongolen begründete Reich des Großmogul erstand, welches sich weit nach dem Süden hinab erstreckte. Später verfiel die Macht der Mohammedaner. Im Jahre 1803 fiel das Reich des Großmogul, und die politische Machtherrschaft der Mohammedaner war damit gebrochen. Die zahlreichen Bekenner des Islam in Indien können es noch heute nicht vergessen, daß sie einst die Herren des Landes waren und blicken mit souveräner Verachtung auf die Eingebornen. Auch im Verkehr mit den Europäern sind sie sehr steif und zurückhaltend. Sie sprechen Hindustani; das Tamil gebrauchen sie nur sehr unvollkommen. Äußerlich erkennt man sie schon an ihrem Vollbarte.

Digitized by Google

Tamulische Dörfer und Häuser.

Fast alle tamulischen Dörfer bestehen aus zwei streng gesonderten Hälften, die nur wenige hundert Schritte auseinanderliegen. Die eine Hälfte, das Kramam genannt, liegt in schönen schattigen Baumanlagen versteckt und wird nur von Kastenleuten, den Brahmanen und Sudras, bewohnt, während die andere Hälfte, das

Ein Tamulendorf.

von den Parias bewohnte Tscheri oder Paritscheri, frei und unbeschattet mitten in den Reisfeldern daliegt, meist auf einer geringen Erhöhung des Bodens. Im Kramam selbst ist wieder das Brahmanenviertel von dem Sudraviertel geschieden; auch im Tscheri nimmt man mitunter eine ähnliche Scheidung wahr.

Man findet in dem von Brahminen, Großgrundbesitzern, kleinen Landbauern, Handwerkern und Geschäftsleuten bevölkerten Kramam oft ganz ansehnliche, zum Teil sogar zweistöckige, massiv von Steinen erbaute Häuser, deren an sich nettes, wohnliches Aussehen ungemein durch die sauberen Veranden gewinnt, welche sowohl die Außenwände des Hauses nach der Straße zu als auch das Gebäudeviereck um den Hof einfassen und auf zahlreichen oft mit schönen Schnitzarbeiten verzierten Säulen ruhen. Man findet flache Steindächer und solide Ziegeldächer durcheinander. Von Kellern, Scheunen und Stallungen ist so gut wie nichts vorhanden; während der Regenzeit, wo es nicht im Freien bleiben kann, steht das Vieh in Schuppen, die ganz primitiv aus zusammengebundenen Bambusstangen errichtet und mit Stroh oder Palmblättern bedeckt sind. Das Stroh bleibt in großen Feimen unter freiem Himmel, und diese Strohhaufen geben einen ziemlich sicheren Anhaltepunkt, wenn man den Wohlstand des Gutsbesitzers beurteilen will.

Die Bewohner des schmutzigen, stinkenden Tscheri sind leibeigene, rechtlose und besitzlose Parias, die den Bewohnern des

Digitized by Google

Kramam gegen einen Hundelohn in Geſtalt von Naturalien ihre ganze Feldarbeit beſorgen und überhaupt ihnen als Tagelöhner, Feldwächter, Viehhirten, Läufer, Leichenbrenner, Abdecker, Grubenreiniger u. ſ. w. dienen müſſen. Außer einer Menge unſchöner Schweine, die im Straßenſchmutze wühlen und bei unſerm Eintritt grunzend das Weite ſuchen, und den häßlichen kläffenden Pariahunden mit ſtruppigem gelben Fell erblicken wir wenig Vieh und nur geringe Vorräte von Stroh. Das ganze Tſcheri macht einen elenden Eindruck und beſteht aus einem Komplex planlos durcheinander gebauter, erbärmlicher Lehmhütten, deren innerer Raum nur 6—12 Quadratfuß mißt. Die Bauart dieſer menſchenunwürdigen Hütten, welche von Ungeziefer wimmeln und mit üblen Gerüchen angefüllt ſind, und in der Regenzeit oft zerfließen wie Butter an der Sonne, iſt die denkbar einfachſte und roheſte. Erſt werden ſchief und unſymmetriſch die vier Fuß hohen Lehmwände aufgeſchichtet, in die oben gabelförmig auslaufende Stützen eingefügt werden. Durch dieſe Gabeln werden

Eingang eines Dorfes.

Bambusſtangen gelegt und an dieſe mit zähen Palmfaſerſtricken die ebenfalls aus Bambus oder aus geſpaltenen Palmſtämmen roh und ungleich behauenen Dachſparren feſtgebunden (daher das tamuliſche Wort für Bauen, welches eigentlich „binden“ bedeutet!), die mit Stroh oder Palmblättern, mitunter auch noch zu deſto beſſerem Schutz gegen den Regen mit einer Lage Wirel, einem binſenartigen Graſe bedeckt werden. Thüren und Schlöſſer giebt's nicht, da der Paria nichts beſitzt, was man ihm ſtehlen könnte; ein Loch erſetzt die Thür, ſo niedrig, daß man gebückt hineinkriechen muß. Der ganze Hausrat beſteht aus einigen ſchmutzigen Töpfen. Näheres über dieſe armen Parias iſt in dem Kapitel über die Kaſte berichtet worden.

Auch größere Lehmhäuſer werden ſo primitiv gebaut, ohne Fundament, ohne gebrannte oder behauene Steine, ohne Balken und Bretter und Eiſenwerk. Etwa vier Tagelöhner feuchten mit Waſſer die Erde an, da, wo die Wände errichtet werden ſollen. Dann wird mit der Hacke oder mit bloßen Händen die angefeuchtete Lehmerde zu drei Fuß dicken Mauern oder Wänden aufgeſchichtet. Iſt die erſte Schicht nach einigen Tagen von der Sonne gehörig getrocknet, ſo wird eine neue Schicht auf-

Digitized by Google

gelegt, bis die ganze Umfassung eine Höhe von 7—8 Fuß erreicht hat. Einige Palmen werden geschickt zu Dachsparren halbiert oder geviertteilt und durch querlaufende Bambusstangen zu einem Dachgestell zusammengefügt und darauf die Stroh- oder Palmblattbekleidung gelegt oder festgebunden, und das Haus ist fertig.

Jeder wenn auch noch so kleine Ort hat seine feste Ortsbehörde; dieselbe besteht aus dem Munsifdar oder Ortsrichter, der mit weitgehenden Kompetenzen ausgestattet ist und dieselben oft zur Unterdrückung seiner Ortsunterthanen mißbraucht, dem Maniakaren, der die Steuern erhebt und abliefert, und dem Kanaken, welcher mit der Rechnungsführung und der Aufbewahrung der Grundstücksliste betraut ist. Sämtliche drei Beamten sind Sudras. Auch das Tscheri hat seinen Taleiari oder Häuptling, der über den Ort zu wachen, Diebe festzunehmen und einzuliefern hat und als Zeichen seiner Würde häufig einen Spieß trägt. Zu den Gemeindeämtern gehört auch das des Vettian oder Leichenverbrenners, welcher natürlich ein Paria ist.

Pariahütten in einer Vorstadt von Madras.

In größeren Orten hat jeder kleinere Ortsbezirk seine besonderen Ortsbeamten; denn wie großen Wert gerade der Tamule auf des Amtes Würde legt, so unbequem ist ihm des Amtes Bürde, wenn sie irgendwie beschwerlich wird. In keinem Dorfe fehlen der Ortszimmermann, der Ortsschmied, der Töpfer, der stehend seine kugelrunden Töpfe auf der Drehscheibe formt, der Barbier und Gemeindewäscher, der Kalendermacher und Astrolog. Weithin hört man die stöhnenden und quiekenden, oft orgelartig dröhnenden Töne der Ölpresse. Dieselbe besteht aus einem großen Holzmörser, meist ein ausgehöhlter Baumstamm, von dem seitwärts ein großer Balken hinausragt. An diesen Balken ist der in den Mörser hineinhangende Stämpfel befestigt, der das Öl ausquetscht, indem zwei Ochsen den Balken umdrehen und dabei den im Mörser befindlichen Kolben an die Wand desselben drücken. Der Ochsentreiber sitzt dabei auf dem Balken und ein zweiter Mann sorgt dafür, daß nichts heraus fällt und die Frucht immer zwischen Mörser und Kolben zu liegen kommt, und schöpft das Öl aus. Die Leckereien des Dorfkonditors sind mehr für eingeborne als für europäische Gaumen berechnet, und in den Bazaren macht es

Digitized by Google

einen eigentümlichen Eindruck, die Verkäufer, die mit allen möglichen Lebensbedürfnissen handeln, den Inhalt der Bücher, mit deren Lektüre sie sich die Zeit vertreiben, laut auffingen zu hören, in einer eigentümlichen, näselnden Manier, wie sie dem Tamulen eigen ist, wenn er irgend etwas citiert oder vorliest.

Aborte giebt es in den tamulischen Dörfern gar nicht; man geht am Morgen oder Abend an einen bestimmten Ort vor das Dorf hinaus, die Männer natürlich für sich besonders.

Kaum ist man in ein Dorf eingetreten, so stürzen einem von allen Seiten die Hunde entgegen, bis sie das von allen Häusern der Nachbarschaft her ertönende „tschi! tschi nai!“ (hier! hier Hund!) oder ein wohlgezielter Steinwurf verscheucht. Irgend ein großer Baum auf dem Dorfplatze, unter dem gewöhnlich ein häßliches Götzenbild steht, dient als Versammlungsort.

Digitized by Google

Die äußere Erscheinung der Tamulen.

Die Tamulen sind ein edles Geschlecht, zu hohen Dingen berufen, wenn anders sie vom Geiste des Christentums sich durchdringen und erneuern lassen. Wie edel geformt sind ihre Gesichtszüge, wie edel ihr Anstand, wie gefällig ihre Manieren, wie anmutig ihre Kleidung, wie lebendig ihr Geist, wie scharf ihr Verstand und ihre Denkkraft, wie süß ihre Sprache, und wie gewandt, wie verbindlich, wie blumig und poesievoll ihre Rede! Die Farbe der Leute variiert, je nach der Verschiedenheit der Kaste, zwischen einem lichten Strohgelb und dem tiefsten Schwarzbraun. Die rohen, plumpen Gesichter der niedrigsten Volksklassen stechen eigentümlich ab gegen die feinen, zum Teil geradezu edlen Formen der Angehörigen höherer Kasten. Im allgemeinen sind die Leute zierlicher und schwächer gebaut als die Europäer. Die Augen haben einen eigentümlichen Glanz und heften sich fest auf den Europäer, wenn die Leute irgendwie mit ihm zu thun haben. Es liegt etwas Beobachtendes, Berechnendes, Durchdringendes in ihrem Blick, und es ist erstaunlich, wie schnell die Leute den Europäer durchschauen und seine schwachen Seiten herausfinden, während es diesem nach jahrelangem Umgang mit dem Hindu doch selten gelingt, ihn ganz zu durchschauen.

Die Kleidung ist, von den niedrigsten Klassen abgesehen, die nichts als ein weißes Lendentuch tragen, auch nach unseren Begriffen von Schicklichkeit, zumal wenn wir auf die klimatischen Verhältnisse Rücksicht nehmen, wohlanständig. Ein weißer Turban von der verschiedensten und mitunter sonderbarsten Form, bisweilen auch mit bunten oder goldenen Streifen durchwebt, bedeckt das Haupt. Er verdankt seinen Ursprung mohammedanischen Einflüssen und besteht aus einem langen Streifen Zeug, welches geschickt und so fest, daß man den Turban wie einen Hut abnehmen könnte, um den Kopf geschlungen wird. Man nimmt jedoch den Turban nicht ab, sondern tritt beim Grüßen aus den Schuhen, indem man die Hände an die Stirn legt oder über der Brust kreuzt und mit mehr oder weniger tiefer Verbeugung Salam sagt. Der Körper ist bedeckt mit einem 6—8 Ellen langen baumwollenen Stück Zeug ohne Naht und Saum, ohne Heftel und Schlinge, Schnalle, Knopf oder Knopfloch, dem Wöschti, welches geschmackvoll und geschickt um die Hüften geschlungen wird; darüber tragen sie meist noch ein kürzeres Stück Zeug von feinerem Stoffe um den Oberkörper, mitunter statt des letzteren auch ein leichtes weißes Jäckchen. Viele Eingeborne der höheren Stände haben bereits angefangen, sich europäisch zu kleiden, besonders die Beamten der Kaiserlichen Krone. Andere Klassen, die von fremdem Einfluß unberührt geblieben sind, wie die reichen Tschettiekaufleute und vor allem die Brahmanen, tragen den Oberkörper ganz nackt. Die Brahmanen gehen auch barhäuptig, bis auf einen kleinen oder hie und da auch ziemlich dichten Haarbüschel am Scheitel und Hinterkopfe, den kudumi, am ganzen Kopfe kahl rasiert. Dieser Büschel ist oft sehr lang, wird aber nicht geflochten, sondern nur geknotet, und so läßt man ihn in den Nacken hängen oder verbirgt ihn unter dem Turban. Die Malabaren auf der Westküste tragen diesen Haarzopf nach vorn. Das braune Antlitz ist geziert mit einem stattlichen schwarzen Schnurrbart, den jeder Tamule trägt, während man die im Lande

Digitized by Google

anſäſſigen Mohammedaner, wie geſagt, an ihren ſchwarzen Vollbärten oder Ziegenbärten erkennt.

Die ärmeren Klaſſen gehen trotz des glühendheißen Bodens barfuß, während die Wohlhabenden Schuhwerk tragen. Viele tragen Sandalen, die aus einer ſechsfachen Lage dünnen Schafleders beſtehen und mit einem Lederringe um die große Fußzehe und einem Riemen über den Ballen feſtgehalten werden. Feinere Leute tragen rote Lederſchuhe oder gelbe Zeugſchuhe mit ſpitzem, nach oben umgebogenen und oft ſauber verzierten Schnabel, die ſehr unbequem beim Gehen ſind, da ſie am hinteren Ende umgetreten und etwa um einen Zoll kürzer ſind als der Fuß, ſo daß ein Teil der Ferſe überſteht. Daran iſt nicht etwa ein Verſehen des Sakkili, des Schuhmachers, ſchuld, ſondern man hat das ſo eingerichtet, um das ſchnelle Ausziehen der Schuhe zu erleichtern, da der Tamule ſeine Schuhe ſehr oft ausziehen muß, wo wir ſie anbehalten; denn ſobald er in ein fremdes Haus tritt, iſt das erſte, daß er die Schuhe auszieht und an der Thür ſtehen läßt; anders als barfuß einzutreten, würde unhöflich ſein. Will der Tamule auf der Straße irgend eine höher ſtehende Perſon, z. B. einen Vorgeſetzten, anreden, ſo ſchlüpft er erſt ſchnell aus ſeinen Schuhen, ehe er ſeinen Salam macht. Noch viel unbequemer iſt eine andere Art von Fußbekleidung, die man auch ſehr häufig findet, eine Art Holzſandalen, die aus einem fingerdicken, nach der Form des Fußes zugeſchnittenen Holzbrettchen beſtehen, unter dem in der Gegend des Ballens und der Ferſe je eine etwa zollſtarke Querleiſte befeſtigt iſt. Dieſe Holzſandalen werden entweder mit zwei Lederriemen befeſtigt, die zwiſchen der großen und der nächſten Zehe hindurch gehen und den Fuß nach beiden Seiten über den Ballen umſchließen, oder durch einen Knopf, der zwiſchen den genannten Zehen emporſteht und oben eine kleine flache Platte trägt. Man wundert ſich mit Recht, wie die Leute mit dieſer ungeſchickt befeſtigten Fußbekleidung gehen können.

Digitized by Google

Die Frauen des Tamillandes.

Die Stellung des Weibes im Tamillande ist eine wesentlich andere als die der nordindischen Frauen, und was man in Berichten über die Stellung der indischen Frauen im allgemeinen hört oder liest, darf man durchaus nicht ohne weiteres auf die Tamulenfrauen anwenden. Nur so viel trifft zu, daß auch ihr Los ein nach unseren Begriffen wenig beneidenswertes ist.

Kindheit und Jugend.

Wird dem Tamulen ein Sohn geboren, so ist es gut; es herrscht Freude im Hause, und der Vater verkündet stolz sein Glück. Ganz anders verhält es sich, wenn der neue Familienzuwachs ein Mädchen ist. „Ach, nur ein kleines Mädchen!“ so spricht bedauernd die Wehmutter. Die Eltern sind ziemlich enttäuscht und zumal der Vater macht ein langes Gesicht und will sich über den neuen Familienzuwachs gar nicht recht freuen. Man thut ihm den größten Gefallen und erspart ihm eine Verlegenheit, wenn man ihn gar nicht nach dem Kinde fragt, sondern die mitgebrachten Glückwünsche in der Tasche behält; denn was soll er auch antworten? es ist ja „nur ein Mädchen“, das dort am Boden auf der Matte liegt. Ja, „nur“ ein Mädchen! Ein Sohn wäre willkommener gewesen. Fragt man ihn doch nach dem Kinde, so antwortet er mißlaunig: „Es ist nichts!“

Man darf sich die Tamulen deswegen nicht als lieblose Eltern vorstellen; das wäre ganz verkehrt. Die Tamulen haben im Gegenteil ihre Kinder im ganzen recht lieb und geben sich gern und viel mit denselben ab; man könnte sie mit einem bei uns vielgebrauchten Worte „kinderlieb“ nennen. Der Grund ihrer enttäuschten Mißstimmung bei der Geburt eines Mädchens ist in einem anderen Umstande zu suchen. „Die Nachkommen mehren bringt die Familie in Ehren!“ heißt es in einem tamulischen Sprichwort, und in einem anderen: „Viele Söhne viele Ehre,“ weil durch die Söhne der Name erhalten wird. Vor allen Dingen aber sind die Mädchen viel kostspieliger als die Jungen; denn sie müssen früher anständig gekleidet werden, überdies, um Freier anzulocken, Juwelen erhalten, ohne die man sie „unbekleidet“ nennt, und endlich eine anständige Mitgift bekommen. Das alles verursacht Unkosten, die oft recht drückend und doch unvermeidlich sind; denn eine unverheiratete Tochter im Hause zu haben gilt als Schande und wäre ein Unglück für das arme Mädchen. Daher das Sprichwort: „Mit fünf Töchtern verarmt auch ein König.“ Dazu erwächst der Familie manche Sorge und Plage, um die Mädchen vor Verführung zu bewahren; denn was bei den Männern als leichtes Vergehen gilt, wird bei den Frauen auf das strengste verurteilt, und ein gefallenes Mädchen hat keine Aussicht mehr, sich je zu verheiraten. Die Söhne können dem Vater verdienen helfen. Wenn die Töchter das Alter erreichen, wo sie es könnten, verbietet es ihnen schon die Sitte, daß sie ihr Heim verlassen. Halten sie diese Sitte nicht, so werden sie gleich verdächtig.

Unter der alleinigen Pflege der Mutter, die es oft bis zum dritten oder vierten Jahre an der Brust nährt, wächst so ein kleines schwarzäugiges Tamulenmädchen in den ersten Jahren heran. Solange es noch nicht gehen kann, reitet es auf den

Digitized by Google

Hüften der Mutter und wird von derselben überall mit umher getragen. Und auch späterhin steht es mehr unter der Mutter Aufsicht als unter der des Vaters; denn es gilt ja, die Mädchen so früh wie möglich in die kleinen Geschäfte und Verrichtungen des Haushalts einzuführen, da sie sich schon in sehr jugendlichem Alter zu verheiraten pflegen. Auf der Matte am Fußboden liegend oder in einem Kleide der Mutter, welches nach Art einer Hängematte an die Decke befestigt ist, geschaukelt, später draußen im Sande der Veranda spielend, so vertreiben sich die Kinder die Zeit, denn die kleinen Sorgen und Plagen der Schule, die hier in der deutschen Heimat schon vom sechsten Jahre an das Kinderherz beschweren in Gestalt des bösen ABC und des schrecklichen Einmaleins, kennt ein kleines Tamulenmädchen in den allermeisten Fällen gar nicht. Die vorhandenen Eingeborenenschulen sind Knabenschulen; heidnische Mädchenschulen giebt es nur in vereinzelten Ausnahmen. Gemischte Schulen aber, in denen Knaben und Mädchen gemeinsam den Unterricht genießen, sind gar nicht vorhanden. Fehlende Geistesbildung ist für die tamulischen Frauen ebensowenig ein Mangel oder eine Schande, wie Bildung eine Zierde oder ein Vorzug; man verlangt eben von den Frauen nicht mehr, als daß sie die Arbeiten des Haushaltes besorgen können. Doch ist nicht zu leugnen, daß die besseren Familien der höheren Volksklassen neuerdings unter dem segensreichen Einflusse der Mission und der immer mehr sich Bahn brechenden europäischen Kultur angefangen haben, es als einen Mangel zu empfinden, daß zur Bildung der weiblichen Jugend so gut wie gar nichts gethan wird. Der Zudrang zu den europäischen Mädchenschulen, zumal zu den Missionsschulen, ist daher in stetem Wachstum begriffen, ein Umstand, der in seiner Bedeutung für die Mission nicht unterschätzt werden darf.

Also mit der Bildung und den Kenntnissen tamulischer Mädchen ist es nicht weit her, sondern man ist genötigt, den denkbar niedrigsten Maßstab anzulegen; daher das Sprichwort: pönpüllei putti siru putti! d. h. „Frauenverstand kleiner Verstand!“ Trotzdem sind dieselben im übrigen oft recht aufgeweckte Kinder, die durchaus nicht den dummen, blöden Eindruck machen, den man bei dem fast gänzlichen Mangel an Unterweisung voraussetzen sollte. Auch in ihrem Äußeren sind sie zum Teil recht nette, ja geradezu hübsche Erscheinungen, zumal wenn christliche Atmosphäre sie eine Zeitlang umgeben hat. Die in die Missionsschulen kommenden Mädchen sind meistens sehr anstellig und eifrig und in ihrem Benehmen wohlgesittet.

Tamulenmädchen.

Wenn ein Mädchen erwachsen ist, was etwa im zwölften Jahre der Fall zu sein pflegt, darf es das Haus nicht mehr ohne Erlaubnis der Mutter verlassen und wird auch im Hause den Blicken der Männerwelt soviel als möglich entzogen. Ein wohlerzogenes Tamulenmädchen darf einen

Digitized by Google

Mann durchaus nicht ansehen, und auch den ersten Anblick ihres Bräutigams wird sie meist am Hochzeitstage erst haben, da die Verheiratung ganz und gar Sache der Eltern ist.

Die Ehe.

Die Ehe ist bei den Tamulen eine religiöse Pflicht; der Paulinische Satz, daß

Ein Tamulenmädchen höherer Kaste.

Heiraten gut, nicht Heiraten besser sei, ist dem Tamulen unverständlich. Es ist der Eltern höchster Wunsch, ihren Töchtern so früh als möglich „die rechte Stellung zu verschaffen" d. h. sie zu verheiraten. Will ihnen das nicht gelingen, so sind sie ganz trostlos über diese ihnen widerfahrene „Schande". Doch kommt ein derartiger Fall wirklich nur selten vor. Man wird, wenn man von den Saniasis und Baiaderen, welche das Privilegium der Ehelosigkeit haben, absieht, unter den Eingebornen des Landes ganz wunderselten einen alten Junggesellen oder eine alte Jungfer finden. Der unverheiratete Mann hat eben auch „keine Stellung"; sagen doch die Vedas: „ein Mann ohne Weib ist ein unvollkommenes Wesen." Hagestolze sind also nicht wohl angesehen, unverheiratet und kinderlos sein gilt als eine Schande, und das Los ledig bleibender Mädchen ist ein bedauernswertes.

Die Tamulen nehmen in der Regel nur eine Frau, obwohl die Vielweiberei nicht principiell verboten ist, vorausgesetzt, daß der Mann mehr als eine Frau ernähren kann und die erste Frau ihre Einwilligung zu einer zweiten Ehe giebt. Unter den Mohammedanern, die vier rechtmäßige Frauen haben dürfen, ist die Polygamie viel häufiger als bei den Hindus, wo nur von den Fürsten und Mächtigen, die der Sitte trotzen, die Regel übertreten wird, nach der eben der Mann nur eine rechtmäßige Frau hat, während die zweite Frau, falls in kinderloser Ehe die Frau dem Manne die Eingehung einer zweiten Ehe erlaubt, der ersten untergeordnet bleibt.

Der Hochzeit selbst geht ein feierlicher Verlobungsakt voraus, bei dem freilich die Hauptpersonen, Braut und Bräutigam, fehlen. Das Mädchen, meist noch ein Kind, hat ja bei der Wahl ihres Bräutigams ebensowenig einen freien Willen, wie der junge Mann bei der Wahl seiner

Digitized by Google

Braut. Die Verlobung ist ein einfaches Geschäft, welches die Eltern miteinander abschließen, und nichts ist darum dem Tamulen so unverständlich, wie ihm unsere moderne Liebeslyrik sein würde, wenn sich ihm Gelegenheit böte, dieselbe kennen zu lernen. Er würde für den betreffenden Teil von Schillers Glocke oder für Chamissos Frauenliebe und -Leben und Geibels oder gar Heines Liebeslieder um keinen Pfennig mehr Verständnis zeigen als die meisten unter uns für die Sanskritgesänge, welche die Brahmanen bei ihren Umzügen herleiern. Es kommt ja wohl vor, daß die jungen Leute mit der Wahl ihrer Eltern wenig einverstanden sind und einander mißfallen, doch man weiß es eben nicht anders, als daß die Kinder in diesem Punkte ihren Eltern unbedingten, willenlosen Gehorsam schuldig sind, und ergiebt sich ins Unvermeidliche. Es mag ja wohl hie und da einen neugierigen Heiratskandidaten geben, der sich vorher nach dem Aussehen der für ihn bestimmten Braut erkundigt; aber seine ganze Neugier besteht darin, daß er fragt, ob sie hell oder dunkel von Hautfarbe ist. Man tröstet ihn regelmäßig: „sehr hell!“ und er ist zufriedengestellt, denn der Tamule giebt viel auf eine helle, möglichst nahe an die der Europäer herankommende Hautfarbe.

Die Eltern sehen vor allem auf die Verwandtschaft und darauf, daß von seiten der Kaste nicht das geringste Ehebedenken vorliegt. Darauf kommt es in erster Linie an; Reichtum und Rang kommen erst in zweiter Linie in Frage. Ein naher Verwandter oder Freund des Hauses muß den Brautwerber machen; aber erst wenn man auch durch genaue Beobachtung von allerlei Vorzeichen sich vergewissert hat, daß alles gut gehen wird, bringt derselbe seine Werbung an. Er wird stets auf halbem Wege zu den Eltern der Braut noch umkehren und seinen Antrag auf gelegenere Zeit hinausschieben, wenn ihm etwa unterwegs ein Schwein, eine Katze, eine Schlange — oder gar eine Witwe! — über den Weg läuft. Man läßt es überhaupt bei der Brautwahl an abergläubischer Vorsicht nicht fehlen; man sieht, falls das Mädchen überhaupt schon soweit erwachsen ist, daß man ein Urteil über sie haben kann, auf körperliche Schönheit. Runder Kopf, volles Gesicht, große Augen mit vielem Weiß, spitzige Nase, kurzer Hals, schlanke Taille, sonst aber möglichst untersetzte Figur — das ist so etwa das tamulische Ideal weiblicher Schönheit, wie es uns auch auf Bildern meist entgegentritt, während krauses Haar, das ja überaus selten vorkommt, Muttermale, Stottern und Stammeln beim Sprechen, schlürfender Gang oder starkes Auftreten mit der Ferse zu ernsten Bedenken hinsichtlich des Charakters Anlaß geben, an denen schon manche Verlobung gescheitert ist. Auch die Eltern der Braut, wenn die Werbung an sie ergangen ist, machen ihre Einwilligung von günstigen Vorzeichen abhängig, unter denen der Schrei der Hauseidechse eine besondere Rolle spielt. Es giebt kaum ein abergläubischeres Volk als die Tamulen. Ist endlich alles in Ordnung, so bestimmen die Eltern die Höhe der Mitgift und auch der Morgengabe, welche der Bräutigam der Braut zum Ankauf von Juwelen zu gewähren hat, je nach Maßgabe der Vermögensverhältnisse. Außer dieser Morgengabe erhält die Braut später am Hochzeitstage selbst vom Bräutigam das Hochzeitskleid, welches je nach der Verschiedenheit und dem Ansehen der Kaste, welcher das Paar angehört, von ganz bestimmter Farbe und Güte sein muß. Jede Kaste hat ja ihre besondere Kastensitte, das gilt auch hinsichtlich der Hochzeitsbräuche, die darum sehr verschieden sind, so daß sich unmöglich ein einheitliches, für alle Kasten zutreffendes Bild derselben geben läßt. Bei den Wöllalern z. B. besteht das Brautkleid in einem roten, golddurchwirkten Seidengewande.

Ohne Juwelen kann keine Tamulenfrau sein. Wie alle Orientalinnen, so haben auch die Tamulenfrauen eine große Vorliebe für Schmuck, und der Mann kann seiner Frau keine größere Liebe erzeigen, als wenn er sie mit Juwelen beschenkt. Nase, Ohren, Haare, Hals, Arme, Finger, Füße, Zehen — alles wird mit Zieraten behangen. Es giebt Mädchen, die in ihren Ohren eine ganze Anzahl von Löchern zur Aufnahme von Schmuckgegenständen haben. Jeder Sparpfennig und Notgroschen wird in Juwelen angelegt. Wer zu arm ist, um sich echte Juwelen kaufen zu können, trägt mechte; doch findet man sehr häufig bei ganz armen Frauen echte goldene und silberne Schmucksachen, die nur im Falle der aller-

Digitized by Google

äußersten Not verpfändet oder verkauft werden; denn ohne Pfand ist bei den Tamulen kein Darlehen zu erlangen, wie

Tamulenfrau im Juwelenschmuck.

denn überhaupt der Tamule auch nur gegen sehr hohe Zinsen Geld ausleiht; 10—12 Prozent gilt noch als taruma-kilei, d. i. „Barmherzigkeitszins“. Wer es haben kann, befestigt auf dem Scheitel, wohl auch auf dem etwas seitwärts sitzenden Zopfe, eine runde Goldplatte, und Kettchen mit Perlen ziehen sich vom Zopfe nach Ohren und Stirn. Die Nase ziert ein ziemlich großer, in der Nasenscheidewand oder im Nasenflügel seitlich befestigter Ring, in dem man gern einen blitzenden Rubin oder sonst einen guten Stein trägt. Sogar die große Fußzehe schmückt ein silberner Ring. So trägt manche wohlhabende Tamulenfrau ein ganzes kleines Vermögen am Körper mit sich herum. Manche kleine Mädchen schon haben an die zwanzig Löcher in den Ohren, in denen kleine Ringe, und wären es bei armen Leuten nur Bleiringe, befestigt sind. Andere haben die Unsitte, Zeugrollen von 1 Zoll (!) Durchmesser in das durchlochte Ohrläppchen zu zwängen. Für gewöhnlich haben Tamulenfrauen nur drei bis vier kleine Löcher zur Aufnahme von Schmucksachen in den Ohrmuscheln und im Ohrläppchen ein großes Loch, zu dessen Ausfüllung sie je nach den Verhältnissen einen goldenen mit Edelsteinen verzierten oder einen messingenen trommelartigen Schmuck verwenden. In Madura findet man viele Frauen, bei denen dieses Loch im Ohrläppchen künstlich so vergrößert worden ist, daß man bequem drei Finger hindurchstecken könnte und die darin befestigten schweren Metallringe bis auf die Schultern niederhängen. Ja, Missionar Sch. erzählte von derartigen Schmuckgegenständen, welche den Durchmesser eines Bierglases haben.

Wer also seine Braut ordentlich ausstaffieren will, hat immerhin ein hübsches Sümmchen aufzuwenden. Die Verlobung wird nach Übergabe des Brautgeschenkes geschlossen, indem man sich Betelblätter und Arekanüsse reicht und diese Ceremonie mit einigen entsprechenden Worten begleitet, wie z. B.: „deine Tochter ist nun meine Tochter!“ „dein Sohn ist nun mein Sohn!“

Falls nun Eidechsen, Fixsterne und Planeten — und die Kaste es gestatten, werden die Anstalten zur Hochzeit getroffen, natürlich nicht ohne Zurateziehung eines Brahmanen, welcher den günstigsten Tag nach seinen Büchern zu bestimmen hat, und die Einladungen erfolgen, nachdem der blumengeschmückte Hochzeitsaltar mit Opfergefäßen im Hause errichtet ist.

Digitized by Google

Von den vielen Ceremonien der sehr umständlichen Hochzeitsfeierlichkeiten seien nur einige erwähnt, die überall vorkommen, also nicht dieser oder jener Kaste speciell eigentümlich sind.

Da bei tamulischen Hochzeiten die ganze Verwandtschaft zusammenkommt und in den verhältnismäßig engen Häusern für eine große Gesellschaft kein genügender Raum vorhanden ist, so werden unmittelbar vor der Hochzeit große Pandals für die Gäste vor dem Hause errichtet. Das sind leichte Hütten oder Lauben, wie man sie bei uns bei Volksfesten ähnlich aus Reisig herstellt. Sie bestehen aus zusammen gebundenen Bambusstäben, welche zum Schutze gegen die Sonne oben und an den Seitenwänden mit Palmblättern überkleidet werden. Vor den Eingängen der Pandals werden schöne großblättrige Bananenstauden mit großen Fruchttrauben, ein Symbol des Segens und der Fruchtbarkeit, in die Erde gesetzt und am Fuße derselben oft auch Reiskörner gesät und mit Milch begossen.

Tamulenfrau Kurripulver bereitend.

Die wichtigste Ceremonie bei der Hochzeit ist das Umbinden des Tali, welches als Zeichen der rechtmäßig geschlossenen Ehe dient und etwa die Bedeutung unseres Traurings hat. Denn ein Weib, welches das Tali trägt, wird daran sofort als verheiratet erkannt, und sollte es noch ein Kind sein. Das Tali besteht aus einem echt goldenem Schmuckstück von verschiedener Gestalt, meist einem Medaillon oder einer Schaumünze ähnelnd, und wird der Braut am Hochzeitstage vom Bräutigam mittelst einer gelben Schnur um den Hals gebunden.

Die Hochzeitsschaukel darf auch nicht fehlen; mit starkduftenden weißen Blumen, Rauschgold und anderem Flitterwerk verziert, nimmt sie die Brautleute auf, die man dabei bekränzt, mit duftendem Wasser besprengt und dann eine Weile schaukelt.

Gegen Abend, oft auch des Nachts bei Fackelschein, wird mit Trommeln und Pauken und Musik ein großer Umzug durch den Ort gehalten. Braut und Bräutigam sitzen in dem reich mit Blumen und anderweitem Schmuck verzierten Hochzeitspalankin mit untergeschlagenen Beinen einander gegenüber, die Braut, welche ihren Mann nicht ansehen darf, mit zu Boden gerichteten Blicken.

Den Schluß der Feier, mit der natürlich auch religiöse Ceremonien und ein Schmaus verbunden sind, bildet ein mehr oder weniger brillantes Feuerwerk, ein wichtiger Bestandteil aller tamulischen Feste. Es geht bei diesen Hochzeiten häufig sehr verschwenderisch zu, so daß sich bittere finanzielle Nachwehen einstellen. Die Brah-

Digitized by Google

manen werden dann tagelang gespeist, und auch sonst großer Aufwand gemacht.

Die geladenen Verwandten wählen gegen Ende des Festes aus ihrer Mitte eine Art Sekretär, welcher genau aufnotieren muß, wieviel jeder Einzelne als Beitrag zu den Hochzeitskosten gegeben hat. Diese Beiträge sind gleichsam ein unverzinslich dargeliehenes Kapital, welches in gleicher Höhe zurückerstattet werden muß, sobald einer der Gäste in seinem Hause eine Hochzeit ausrichtet. Die entfernter stehenden Gäste müssen zwar, wenn sie nicht beleidigen wollen, der Einladung folgen und bei den Hochzeitsceremonien gegenwärtig sein, auch bei dem Umzuge dem Brautpaare das Geleite geben; dann aber werden sie, ohne an den eigentlichen Hochzeitsfreuden teilnehmen zu dürfen, nach Darreichung von Betel und Blumenguirlanden oder -Sträußen, zum Zeichen, daß sie entlassen sind, mit Sandel- oder Rosenwasser besprengt, und gehen.

Witwenheiraten kommen bei den Tamulen so gut wie gar nicht vor; sie sind streng verpönt, offenbar um allen Mädchen die Möglichkeit, einen Mann zu bekommen, offen zu halten.

Die Verheiratung erfolgt sehr früh. Das hängt zum Teil mit der schnelleren Entwicklung der Mädchen in diesem heißen Klima zusammen, teils legen andere, bereits angedeutete Gründe den Eltern die möglichst frühe Verheiratung ihrer Töchter nahe. Jedenfalls handelt es sich bei diesen Kinderheiraten, deren Name einen ganzen Abgrund von Elend vor uns aufthut, um einen schlimmen socialen Mißstand, um eine ebenso barbarische wie unsinnige Unsitte, der in erster Linie religiöse Motive zu Grunde liegen. Ein unverheiratetes Weib kann nicht zur Seligkeit des Nirwana gelangen, und den Eltern wird es von den Priestern geradezu als eine Todsünde angerechnet, eine unverheiratete Tochter im Hause zu behalten. Darum findet sich schon im Gesetze Manus die Bestimmung, daß Mädchen bis zum zehnten, höchstens aber bis zum zwölften Jahre verheiratet sein müssen. Dabei ist es jedoch keineswegs geblieben, sondern die Verheiratung erfolgt gegenwärtig im durchschnittlichen Alter von sechs bis acht Jahren. Aber auch das genügt vielen, besonders reichen Leuten nicht, und so gehören denn „Säuglingshochzeiten", wie sie genannt werden, bei denen die Braut vier, drei, zwei ja unter zwei Jahr alt ist, keineswegs zu den Seltenheiten, sondern sind an der Tagesordnung. Jedenfalls muß ein anständiges Tamulenmädchen bis zum vierzehnten Lebensjahre unter allen Umständen verheiratet sein. Das Schlimmste ist dabei, daß diese Kinder häufig an Männer verheiratet werden, die ihre Väter, ja ihre Großväter und Urgroßväter sein könnten, eine Unsitte, die in Nordindien viel verbreiteter ist als im Süden. Zwar bleiben sie in der Regel noch so lange im Hause ihrer Eltern oder Schwiegereltern, bis sie zur kanja d. i. Jungfrau herangereift sind, wofür die englische Regierung lange Zeit das zehnte Lebensjahr als Minimalalter festgesetzt hatte. Weigerte sich ein solches Mädchen nach vollendetem zehnten Jahre, zu ihrem Manne zu ziehen, so konnte sie gerichtlich dazu gezwungen werden; im Weigerungsfalle hatte sie Haft zu gewärtigen. Neuerdings hat man das Minimalalter auf zwölf Jahre festgesetzt. Durch diese frühen Heiraten werden die Mädchen um die schönsten Jahre ihrer Kindheit und Jugend gebracht, der unnatürlichen Mißhandlungen und Foltern gar nicht zu gedenken, die Unzähligen durch den Unverstand oder die Roheit des Mannes daraus erwachsen. Besonders nordindische Zeitungen berichten darüber schaurige Einzelheiten, die, einmal in die Öffentlichkeit gedrungen, viele Entrüstung hervorgerufen und die Überzeugung von der dringenden Notwendigkeit durchgreifender Reformen auf dem Gebiete des Frauenwesens bei vielen befestigt haben. Da die jungen „Kind-Frauen" noch zu unerfahren sind, um dem Haushalte gebührend vorstehen zu können, so müssen sie sich von allen Seiten die strengsten Zurechtweisungen und die unerträglichsten Bevormundungen, besonders von seiten der Schwiegermutter gefallen lassen. Es fehlt dabei nicht an Scheltworten und körperlichen Züchtigungen. Bei den niederen Ständen sind die letzteren sehr gewöhnlich. Man hört oft lautes Geschrei aus Häusern und Törfern, daß man denkt, es sei Feuer ausgebrochen oder sonst ein Unglück geschehen. Kommt man jedoch hin und sieht zu, so findet man, daß ein Mann seine Frau prügelt. „Ein-

Digitized by Google

mal im Monat Prügel" heißt es in der tamulischen Hanstafel. Nicht selten arten diese Züchtigungen in rohe Mißhandlungen aus; in besseren Verhältnissen kommen sie selten vor.

Schlimmer als diese Bevormundung und alle diese, auch die rohesten, Züchtigungen ist der Umstand, daß in der That halbe Kinder schon zu unnatürlichem, sie körperlich oft schwer schädigenden, ja ruinierenden Umgang mit dem ihnen angetrauten Manne genötigt werden können. Bei den Tamulen steht es ja in dieser Hinsicht viel besser als beispielsweise in Bengalen und Bombay. Und doch finden sich auch hier schreiende Mißstände, und viel Elend, Jammer und Herzbrechen, körperliches und geistiges Verkommen und Siechtum, Krankheit, frühzeitiger Tod, ja Selbstmord unter den Frauen würden nicht vorkommen, wenn die Regierung sich trotz der Brahmanen ein Herz fassen und dieser unsinnigen, unnatürlichen Einrichtung, den Kinderheiraten, auf gesetzgeberischem Wege ein für allemal ein Ende bereiten wollte, indem sie das Minimalalter der Bräute auf vierzehn oder fünfzehn Jahre festsetzte. Bisher hat sie dies trotz der großen Bewegung, die besonders im Norden Indiens sich erhoben hat, noch nicht gewagt, da die Brahmanen die Ehe für ein religiöses Sakrament erklären, und so der Regierung, die ihren Grundsatz völliger Neutralität in Religionssachen nicht verleugnen will, die Hände gebunden sind.

Ist das verheiratete Mädchen zur Zeit der Eheschließung noch zu jung, um sogleich das eheliche Zusammenleben mit ihrem Manne zu beginnen, so bleibt sie noch so lange bei ihren Eltern, bis diese es für angemessen halten, daß sie zu ihrem Manne zieht. Aber sie gilt doch auch schon während dieser Zeit der Trennung als thatsächlich verheiratet, und wenn der Knabe oder Mann, mit dem man sie so früh verbunden hat, bald nach der Hochzeit, noch ehe er sie zu sich ins Haus nehmen konnte, stirbt, so ist sie Witwe, auch wenn sie noch im zartesten Kindesalter steht und demnach von einem eigentlichen ehelichen Zusammenleben noch gar nicht hatte die Rede sein können. Und was solch ein Kinderwitwentum zu bedeuten hat, werden wir bald sehen.

Die Frauen der Mohammedaner sind viel schlimmer daran und kommen aus ihren im Innern des Hauses gelegenen Frauengemächern so gut wie gar nicht heraus. Auch sie werden sehr früh verheiratet, und dürfte es von Interesse sein, den Bericht einer Augenzeugin, der Frau Miss. Sch., welche 1893 einer solchen indisch-mohammedanischen Kinderhochzeit beiwohnte, zu hören. Sie schreibt im L. M.-Bl. von 1893 folgendes: „In aller Feierlichkeit wurden wir geladen. Höchst eigentümlich ist freilich solch eine mohammedanische Hochzeit; alles ist nur äußeres Gepränge und nichtige Ceremonie. Da der Bräutigam der Sohn sehr reicher Eltern ist, wurde die Hochzeit im vornehmsten Stil gefeiert. Zweihundert Personen waren geladen und wurden auch gespeist. Schon acht Tage vor dem Hochzeitstage konzertierte eine eingeborne Kapelle im Hause ununterbrochen. Ja, es genügte nicht, daß wir am Tage das schrille Trommeln, Pfeifen und Tuten anhören mußten, selbst nachts ging es so weiter. Die Musikanten hatten sich in der Veranda häuslich niedergelassen und spielten alle drei Stunden ihr Stück ab, einerlei, ob es Tag oder Nacht war. In der Nacht vor dem Hochzeitstage steigerte sich der Lärm, das Trommeln und Gepfeife bis ins Unerträgliche. Und schwieg die Musik einmal, so knatterten Raketen in die Luft. Hier in Indien giebt es keine Festlichkeit ohne Feuerwerk. Unsere Mohammedaner thaten denn auch ihr Bestes, fort und fort sprühten Feuergarben in die Luft und flammten bengalische Feuer. Dazu verbrachten all die vielen Hochzeitsgäste die Nacht auf der Straße.

Früh um sechs Uhr fand die Trauung statt. Wie müde, abgespannt und übernächtig sahen all die Festgäste aus. Der Trauungsakt . . . . . scheint bei den Mohammedanern nur leere Form zu sein. In der Halle des Hauses versammeln sich die Männer der beiden Familien. Der Bräutigam sitzt zwischen Vater und Onkel, die Braut ist überhaupt nicht vorhanden, sondern wird durch ihren Vater vertreten. Einige Freunde sind Zeugen. Der mohammedanische Priester, der hierzu von der Regierung bevollmächtigt ist, fragt erst den Bräutigam, ob er das erwählte Mädchen zur Frau begehre, dann den Vertreter der Braut, ob sie den Mann zum Gatten

Digitized by Google

haben wolle. Auf beiderseitiges Ja spricht der Priester einen kurzen Segen, und zum Schluß müssen sich alle Beteiligten in das Trauungsregister einzeichnen, wodurch die Ehe gesetzliche Gültigkeit erlangt. Das ist die Trauung.

Als sie beendet, blieb mein Mann bei den Männern, während ich in das Frauengemach eingeführt wurde. Da hinein darf keines fremden Mannes Auge dringen. Die armen Frauen sind in ihrem Gemach wie lebendig begraben; sie leben in ewiger Gefangenschaft. Nie (außer wenn es die Not gebietet. Der Verf.) dürfen sie sich auf offener Straße blicken lassen, niemand darf sie sehen, ihr ganzes Leben spielt sich ab im Frauengemach. Mütter, Töchter, Enkelinnen, alle leben da beisammen. Die mohammedanischen Häuser sind alle geteilt in Räume für die Männer und die Frauen. Letztere leben meist im Hinterhause oder in einem geschlossenen Hofraume. In wohlhabenden Häusern ist das Frauengemach oft sehr wohnlich. In diesem Hause war es ein großer, schöner Raum, der in einen Garten führte. Ein kleines Spielkätzchen sprang vergnügt herum, es war wohl das Spielzeug der Frauen. Für mich wurde ein Sessel gebracht, ich nahm Platz, und nun kamen aus einem Seitengemache all die Frauen, teils alt mit schneeweißen Haaren, teils jung und blühend, teils im zartesten Kindesalter. Alle gaben mir die Hand und betrachteten mich neugierig von Kopf bis zu Fuß, denn eine weiße Frau war noch nie zu ihnen gekommen. Sie freuten sich auch, daß ich etwas tamulisch mit ihnen sprach. Alle umstanden mich wie große und kleine Kinder.

Heute waren alle von der Hochzeit hingenommen, sie sprachen nur von Hochzeit, Braut und Bräutigam. Aber wo war denn die Braut? Sie wollte ich doch vor allem sehen, ihr auch einiges sagen, denn ich empfand große Teilnahme für sie, da sie nun in diesem Gefängnis Einzug hielt. Endlich erschien sie, geführt von älteren Frauen, aber — ich traute meinen Augen nicht, ich hatte doch erwartet, eine Jungfrau zu sehen, statt dessen stand vor mir ein kleines, zartes Mägdlein von zehn Jahren! Sie war völlig eingeschüchtert, zitterte ängstlich und verbarg ihr Gesichtchen in dem rotseidenen kleinen Gewande, das die kindliche Figur einhüllte. Sie schlug kein Auge auf, ließ sich von all den anderen Frauen ruhig betasten und streicheln und dann endlich wieder fortbringen. Wie dauerte mich das arme kleine Wesen! Für sie war der Hochzeitstag ein Tag des Schreckens. Sie sollte nun plötzlich aus dem Elternhause scheiden und einem Manne angehören, den sie nie im Leben gesehen. Ja, sie hatte ihn wirklich noch nicht gesehen, sie kannte ihn nicht. Am Abend, wo noch andere Ceremonien folgten, sollte sie ihn zum ersten Male im Spiegel erblicken. Ich mußte auf eifriges Bitten hin versprechen, am Abend wiederzukommen; dann gab ich jeder meiner braunen Schwestern die Hand, und verließ das Gemach.

Am Abend zur bestimmten Stunde ging ich meinem Versprechen gemäß wieder nach dem Hochzeitshause. Diesmal durfte mein Mann mich nicht begleiten, denn die Feier fand nur unter den Frauen statt. Bloß die Väter des Brautpaares durften zugegen sein. Vor dem Hause wurde wieder schreckliche Musik gemacht, zahllose Menschen saßen und standen allenthalben herum, Laternen, Fackeln und zwischendurch ein Feuerwerk beleuchteten die seltsamen Gruppen.

Der alte ehrwürdige „Sahib", des Bräutigams Vater, erwartete mich am Eingange seines Hauses, verneigte sich und geleitete mich in die betreffende Halle. Inmitten derselben stand ein Ruhebett, mit seidenen Tüchern und Polstern belegt; über demselben schwebte ein kostbarer Baldachin. Viele Lampen und Kerzen erhellten den Raum. Am Boden saßen alle Mohammedanerfrauen von nah und fern; alle waren geladen zum Feste. In ihren langen, weißen Gewändern und dem dichtverschleierten Gesicht sahen sie ganz gespensterhaft aus. Die Brautväter gingen geschäftig einher, sorgten für Lampen, setzten Stühle zurecht, thaten ihr Möglichstes, mich halb tamulisch, halb hindustanisch zu unterhalten, und sorgten auch, daß irgend jemand mir mittels eines Fächers Kühlung zuwedelte. In Indien ist's eben immer heiß und besonders in einem geschlossenen Raume, wo so viele Menschen beisammen sind und Lichter brennen.

Plötzlich ertönten die Trommeln und Trompeten, eine bengalische Flamme bewirkte zauberhafte Beleuchtung, eine Thür öffnete sich, und herein trat der Bräutigam. Er sah recht kurios aus. Ein

Digitized by Google

langes, scharlachrotes Gewand umschloß seine Gestalt vom Hals bis zu den Füßen, goldene Borten waren allenthalben angebracht, und ein goldener Gürtel hielt das Gewand zusammen. Auf dem Kopfe thronte ein Turban, ebenfalls rot und mit Gold verziert; und eine mächtige Krone von weißen Blumen saß noch kühn auf der Spitze. Sehr vorsichtig setzte sich der also geschmückte Bräutigam mit verschränkten Beinen auf das Ruhebett; ein Blumenbouquett wurde ihm in die Hand gegeben, und so erwartete er die Braut. Allenthalben war die Spannung groß, alles schwieg, selbst die Musikanten. Aller Augen richteten sich auf die Thür des Frauengemachs, woher sie kommen mußte. Da öffnete sich die Thür, zugleich fiel schmetternd die Musik ein; aber — welche Enttäuschung! Statt der jungen Braut zeigte sich meinem erwartungsvollen Blick ein greiser Mohammedaner, dem Frauen folgten. Mein Auge suchte noch immer die Braut; daher überfah ich das rotseidene Bündel, das er sorgfältig im Arme trug und dann zart und leise dem Bräutigam gegenüber auf das Ruhebett niedersetzte. Erst als das Bündel sich bewegte, kam mir der Gedanke, das könnte vielleicht die Braut sein. Und wirklich, sie war's. Vollständig in sich zusammengesunken, wie leblos, kauerte sie da, das Opfer der Schaulust ihrer Umgebung. Einige der Frauen, besonders eine ganz alte mit einem goldenen Nasenring in der Größe eines Armbandes, waren mitleidig, hielten und stützten die unsichtbare Kleine. Diese ließ geduldig alles mit sich machen, rührte und regte sich nicht. Die Ceremonie begann, die Musik spielte draußen unaufhörlich weiter, so daß kein Laut verstanden werden konnte. Doch das Auge hatte genug zu sehen. Mein Platz war dicht neben dem Brautpaare, so konnte ich alles verfolgen. Fürs erste wurde ein Spiegel gebracht und zwischen das Paar gelegt. In diesem Spiegel sollten sich beider Gesichter begegnen. Ernst und steif saß der Bräutigam da und blickte hinein in den Spiegel, unbeweglich blieb die Braut, bis endlich eine der Frauen ihren Kopf ein wenig auf den Spiegel niederbeugte und den Schleier vor dem Gesicht etwas aufhob. Als dieser Akt vorbei war, verschwand der Spiegel. Auf silberner Schale wurde ein Ring gebracht, den erst der Bräutigam an seinen Finger steckte, dann wieder abzog, einer Frau in die Hand gab, die ihn dann an die kleine Kinderhand der Braut steckte. Zum dritten kam eine andere Schale mit irgend einem Inhalt (wohl Milch), den ich nicht erkennen konnte. Zum Zeichen der Gemeinschaft mußten beide davon trinken. Als dies geschehen, rückten die alten Väter dem Paare näher, denn nun kam ein besonders wichtiger Moment, die Auslösung der Braut. Dieselbe sollte 1000 Rupie kosten. Diese Summe empfing sie nun aus der Hand des Brautvaters und legte sie in die Hand ihres Vaters. Mit gierigem Blick verschlangen die Alten den Schein des blinkenden Silbers. Der kleinen Braut war das alles ganz gleichgültig; geduldig hielt sie die Münzen im Händchen und gab sie wieder weiter, die ganze lärmende Umgebung schien ihr Angst und Grauen einzuflößen; sie lehnte sich immer fester an eine der Frauen und ließ alles über sich ergehen.

Nun schien der wichtigste Akt zu kommen, denn alles rückte näher, alles war voll Spannung. Die Musik draußen wurde immer toller und rasender. Der Hauptmoment war gekommen — der jungen Frau sollte der Schleier entzogen werden. Mit funkelnden Augen blickten besonders die alten Väter auf die neue Beute ihres Harems, alles umstand die kleine Gestalt, neugierig betrachteten auch all die geladenen Frauen die ihnen noch unbekannte Kleine, da — auf einmal strahlte das Gemach in blauem bengalischem Lichte, der Schleier fiel, und — was zeigte sich den neugierigen Blicken? Ein kleines, zartes Wesen mit festgeschlossenen Augen und Lippen in tiefster Ohnmacht! Dieser grausame Moment, wo sie aller Blicken preisgegeben werden sollte, schien ihr die Besinnung geraubt zu haben. Ganz leblos lag sie in den Armen einer anderen, mitleidigen Frau; es war ein herzbeweglicher Anblick, der mich tief ergriff. Weder dem jungen Gatten noch den Umstehenden schien der Zustand der Kleinen Bedauern einzuflößen, nein, im Gegenteil, mit Lampen und Kerzen umstanden sie das Lager, leuchteten der Kleinen in das Gesicht und freuten sich, sich ungestört an diesem Anblick weiden zu können.

Digitized by Google

Doch ich hatte genug gesehen. Ich stand auf, streichelte dem Kinde das kalte Gesichtchen, wünschte dem Bräutigam Gottes Segen, verließ das Haus und ließ all den Lärm hinter mir zurück."

Infolge der frühen Verheiratung verblühen die Tamulenfrauen sehr bald, und man muß darum, wenn man ihr Alter richtig bestimmen will, nicht den europäischen Maßstab anlegen, sondern immer ein gut Stück tiefer greifen. Doch giebt es sehr hübsche, wohlgefällige Erscheinungen unter den jungen Frauen, und eine wohlgekleidete Tamulenfrau in ihrem kurzen, farbigen Jäckchen, Rauke genannt, dessen vorn spitz zulaufende Enden über der Brust zusammengeknotet werden, und dem darüber geschmackvoll und zierlich um Schultern und Hüften geschlungenen bunten Seiden- oder Kattunkleide, das aus einem ungenähten, langen und schmalen Stück Zeug besteht und nur die eine Hüfte unbedeckt läßt, mit dem wohlgeordneten, glänzendschwarzen Haar und den blitzenden Juwelen, ist nicht nur eine nach unseren Begriffen sehr decente, wohlanständige, sondern eine geradezu wohlthuende, hübsche Erscheinung, zumal da ihre bescheidene, schüchterne Zurückhaltung diesen Eindruck nur unterstützt. Arme Frauen freilich müssen sich einfacher und dürftiger kleiden, doch ist, die niedrigsten Volksklassen höchstens ausgenommen, ihr Anstand fast durchweg zu loben.

Im Pudukoteilande überlassen die Frauen am liebsten ihr Haar ohne jede Pflege sich selbst, so daß es schließlich ein unentwirrbares Knäuel bildet. Doch putzen es auch manche auf und verwenden dabei gern eine Art Chignon in Gestalt eines Haarknäuels, über welches man das übrige Haar zieht, damit der etwas seitwärts sitzende Zopf desto mehr zur Geltung kommt. Bräute dagegen tragen einen lang herabhängenden und in eine große Quaste auslaufenden Zopf, der ganz mit weißen, duftenden Blumen durchflochten ist, vorausgesetzt, daß sie überhaupt schon alt genug sind, um einen Zopf zu haben.

Die Hebamme vergreift, da während der Niederkunft und der Wochen die Frau als unrein gilt, sich an derselben nicht mehr, als unbedingt nötig ist. Die Entbindung findet in einem möglichst entlegenen Raume, wo möglich in einer etwas abseits vom Wohnhause gelegenen Hütte statt. Reiche Leute bauen sich ein besonderes Häuschen dazu. Alles, was die Frau während des Wochenbettes und der darauffolgenden Wochen berührt hat, Töpfe und sonstige Geräte, wird vernichtet; für arme Leute, die keinen besonderen Raum für die Entbindung außer dem Hause haben, ist das recht drückend. Deshalb findet man die Wöchnerinnen aus armen Familien oft in kleinen, besonders für sie hergerichteten, aus Bambusstäben und Stroh oder Palmblättern improvisierten hundehüttenartigen Gelassen auf Stroh und alten Kleidern liegend, in einem bedauernswerten Zustande; denn die Hütte ist erfüllt von Schmutz und schrecklichem Übelgeruche, und niemand kümmert sich um die Frau, außer daß man ihr das Essen bringt.

Die Stellung der Frau.

Zwar ist durch den Einfluß des Christentums und der europäischen Kultur hinsichtlich der Stellung der Frau schon manches besser geworden. Doch schwerlich wird die Frau in Indien je wieder zu der Stellung kommen, wie sie dieselbe in den ältesten Zeiten eingenommen haben muß. Sagt doch Manu: „eine Mutter ist höher zu schätzen als tausend Väter," und in älteren Schriften heißt es: „Schlage auch nicht einmal mit einer Hand nach einer Frau, auch wenn sie hundert Fehler begangen hätte." Während jetzt die Frau die schwersten Arbeiten thun muß, wurde sie früher wenigstens mit harter Arbeit gänzlich verschont und durfte sich im gewöhnlichen Leben völlig frei bewegen, wie sie denn auch hinsichtlich der Verheiratung freie Wahl hatte und Kenntnisse erwerben durfte. Die schon lange vor Christi Geburt eingetretene Erniedrigung der Frau ist offenbar durch mohammedanische Einflüsse seit dem zehnten christlichen Jahrhundert erst auf ihren eigentlichen Höhepunkt gelangt, wenn auch die heidnischen Frauen Indiens nie bis zu dem Grade der Unfreiheit, Mißachtung und Verkommenheit herabgesunken sind wie die Frauen der Mohammedaner. Die vornehmeren Hindus wenigstens schicken ihre Töchter gern in die Schule, wenn sie Gelegenheit dazu

Digitized by Google

haben; ein mohammedanisches Mädchen dagegen wird man nie eine Schule besuchen sehen. Die Frauen der Tamulen gehen täglich, wenigstens einmal am Morgen oder Abend, ans, um zu baden und ihre Kleider bei dieser Gelegenheit rein zu spülen; auch sonst darf sich die Frau frei auf der Straße bewegen, und zieht nur, wenn sie einem Manne begegnet, einen Zipfel ihres Kleides etwas vor das Gesicht. Die Frauen der Mohammedaner bekommt man nur zu sehen, wenn ganz zwingende Gründe sie nötigen, das Haus zu verlassen, und auch dann erscheinen sie dicht eingehüllt in dicke, geschmacklose Kleider und hinter Schirmen und Vorhängen verbarrikadiert.

So fehlt es auch unter den Tamulen nicht an Ehen, welche, wenigstens nach tamulischen Begriffen, als glückliche bezeichnet werden können. Was wir nach unserem Gefühl unter einer glücklichen Ehe verstehen, dürfen wir natürlich in Indien nicht suchen. Die Verhältnisse sind eben ganz andere. Die Frau ist durch die althergebrachte Volkssitte angewiesen, dem Manne gegenüber, mag er sie gleich noch so herzlich lieben, allezeit eine untergeordnete, dienende, minderberechtigte Stellung einzunehmen; man weiß das nicht anders, und darum verlangt man's nicht anders. Dem Tamulen. ist ja nichts heiliger und unantastbarer als der „Brauch", die althergebrachte Sitte. Zärtlichkeiten zwischen Eheleuten, wie Umarmen und Küssen, zumal in Gegenwart von dritten Personen, würden gegen des Mannes Würde sein und, als gegen die gute Sitte verstoßend, Aufsehen erregen. Das gehört ja auch nicht zu den Erfordernissen und Äußerungen ehelichen Glückes.

Aber es giebt gerade bei den tamulischen Ehen manches, was der Frau den Ehestand zu einem Wehestande zu machen geeignet ist und ihn oft dazu macht.

Das ist nicht in erster Linie die untergeordnete Stellung der Frau gegenüber dem Manne und den Söhnen des Hauses, wiewohl einzelne auch darunter leiden mögen: es ist vielmehr in erster Linie die Schwiegermutter, die in Südindien in der That, wenigstens der jungen Frau gegenüber, das ist, für was sie bei uns im Scherz und Ernst ausgegeben wird. Sie ist der Schrecken und das Entsetzen aller jungen Frauen. Und das mit Recht; denn das Benehmen der Schwiegermutter artet oft zur grausamsten Tyrannei gegen die Schwiegertochter aus. Kein Wort darf die junge Frau in Gegenwart derselben mit ihrem Manne reden und muß in willenlosem Gehorsam alles thun, was die Mutter des Mannes und auch die Schwestern desselben ihr befehlen, und wären die letzteren auch viel jünger und unerfahrener, als sie selbst ist. Wenn die Schwiegermutter ein einigermaßen boshaftes Gemüt hat, so kann sie der Tochter das Leben auf tausenderlei Weise zur Hölle machen; und solche Fälle gehören leider nicht zu den Ausnahmen, sondern sie bilden die Regel. Es kommt deshalb ziemlich häufig vor, daß die Frauen ihren Männern davonlaufen und zu ihren Eltern zurückkehren, und der Mann hat dann oft viele Not, sie zur Rückkehr zu bewegen. Bei den häufig vorkommenden Familienzwisten und Trennungen spielt die Schwiegermutter die Hauptrolle. Das eifrige Bemühen des Mannes, seine entlaufene Frau wieder zu bekommen und die Eile, mit der sich Witwer wieder zu verheiraten pflegen, ist übrigens der beste Beweis, daß viele Frauen ihre Hausfrauenpflicht, eine Stütze ihres Mannes zu sein, ganz gut erfüllen. Der Mann stellt ja auch keine hohen Ansprüche. Er will eben seine Speise warm haben u. s. w.

Im großen und ganzen haben es die verheirateten Tamulenfrauen bei weitem besser als viele andere heidnische Frauen. Dem Princip nach ist der Mann allerdings Herr, die Frau Sklavin. Darum redet der Mann auch seine Frau „du" an, während sie ihn mit dem höchsten Ehrenplural anreden muß, welcher etwa so viel bedeutet wie „gnädiger Herr!" Die Tamulen haben nämlich vier Formen der Anrede: „nī, nīr, nīnkel und tānkel," die etwa unserem „Du, Er, Sie und Ew. Gnaden" entsprechen. Der Mann ruft seine Frau im gewöhnlichen Leben „adi!", was „Sklavin" bedeutet; die Frau dagegen ruft ihn: „eiah!" d. i. „gnädiger Herr!", und wenn sie von ihm redet, darf sie nie seinen Namen in den Mund nehmen, sondern muß von ihm in der ehrenden Form der dritten Person sprechen und sagen: mein „jēsāmīn". d. i. mein Gebieter. Dieser Brauch ist den Leuten so

Digitized by Google

in Fleisch und Blut übergegangen, daß selbst christliche Tamulenbräute, die nach der englischen Formel für das Traugelübde gehalten sind, den Namen ihres Bräutigams bei der Trauung auszusprechen, oft nur mit vieler Mühe und nach langem Drängen und Anstoßen dazu zu bewegen sind. Unterwegs darf die Frau beileibe nicht neben ihrem Manne gehen, sondern muß demütig hinter ihm her wandern, und wenn es dabei etwas zu tragen giebt, so wird der Mann gewiß nur im äußersten Notfalle so viel Galanterie üben, ihr etwas von der Last abzunehmen. So muß sie auch bei den Mahlzeiten zurückstehen und erst den Mann und die Söhne bedienen, ehe sie selbst, am liebsten in irgend einem Winkel still zurückgezogen, essen darf. Viele Frauen helfen dem Manne auch bei seinen Berufsarbeiten, z. B. die Frauen der Weber, der Töpfer, der Kulis, Lastträger u. s. w.; sonst besteht ihre Hauptarbeit in der Reinhaltung des Hauses, dem Mahlen auf der Handmühle, dem Kochen der aus Reiswasser bestehenden Frühmahlzeit und der Hauptmahlzeit am Abend, Backen, Wasserholen und dergleichen häuslichen Verrichtungen. Am Morgen werden nicht nur die Zimmer des Hauses, sondern auch die Körbe, Wannen u. s. w. mit einer Kuhmistlösung bestrichen und nach dem Auftrocknen mit kurzen Grasbesen reingefegt.

Interessant ist es, welche Vorschriften die Puranas den Frauen hinsichtlich ihres Verhaltens den Männern gegenüber machen. Da heißt es an einer Stelle: „Die Frau hat keinen andern Gott auf Erden als ihren Mann, er mag nun krumm oder gerade sein," und anderswo: „Sie hat keine Freude, als durch ihren Mann. An ihn soll sie allezeit denken; weint er, so soll sie auch weinen, singt er, soll sie entzückt sein, ist er abwesend, so soll sie Trauerkleider anlegen, nur einmal am Tage essen, weder ihre Zähne putzen noch ihr Haar schmücken. Kommt er heim, soll sie bereit sein, ihn zu empfangen, ihm ein angenehmes Lager zum Ruhen anweisen und ihm seine Lieblingsgerichte vorsetzen. Mit ihm zusammen darf sie nur einmal in ihrem Leben speisen, am Hochzeitstage. Hiernach ist ihr Platz am Tische zu dienen, ihrem Manne, ihren Söhnen, ihren Gästen." Die Skanda-Purana enthält Stellen wie: „Der Mann ist des Weibes Gott und Priester, ihre Religion und ihr Dienst; darum soll ein Weib alles andere lassen und vor allem den Mann anbeten." Und die Padma-Purana fügt hinzu: „Es sei der Mann zornig oder ausschweifend oder ein Trunkenbold oder ein Spieler, und wäre er unsinnig wie ein Dämon, ehrlos vor der Welt, taub, blind und voller Laster — dennoch soll das Weib ihn nie anders betrachten, denn als ihren Gott." — „Auf jeder Stufe des Lebens ist das Weib zum Gehorsam geschaffen; erst gehorsamt sie Vater und Mutter, dann, wenn verheiratet, gehorsamt sie dem Manne und den Schwiegereltern, im Alter muß sie von den Kindern regiert werden." Und noch anderwärts heißt es gar: „Der größte und gefährlichste Irrtum, den ein Mann begehen kann, ist der, sein Weib liebevoll zu behandeln."

Nun, es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Das gilt auch hier. Die Frau weiß sich im allgemeinen doch eine Stellung zu verschaffen, daß sie, vielleicht ohne daß der Mann sich dessen recht bewußt wird, das Regiment im Hause führt. Wenn der Mann auch streng auf die Beobachtung der äußeren Form sehen wird, welche so wie so den Frauen zur anderen Natur geworden ist, so wird er doch sonst seiner Frau zu Willen sein und sie bei guter Laune zu erhalten suchen, und wäre es nur, damit ihm der Reis nicht versalzen oder sonst ein unangenehmes Stückchen gespielt wird, was ja auch vorkommt. In solchen Fällen giebt es ja wohl öfter einmal ein häusliches Unwetter, bei dem es „donnert und blitzt und — einschlägt".

Die Witwenschaft.

Das Los tamulischer Frauen nach dem Tode ihres Mannes ist ungleich trauriger und beklagenswerter als das unserer Witwen. Das gilt in besonderem Maße von den zahlreichen Kinderwitwen, deren Los besonders in den höheren und mittleren Kasten, zumal wenn sie kinderlos sind oder nur Mädchen geboren haben, ein schreckliches ist, während es in den unteren Klassen und den Familien, die weniger unter dem Einflusse der Brahmanen stehen, ein etwas weniger hartes ist. Es liegt

Digitized by Google

hier ein Massenelend vor, von dem man sich in unseren Verhältnissen nur schwer eine rechte Vorstellung machen kann. Infolge der unverhältnismäßig frühen Verheiratung ist auch die Zahl der Kinderwitwen im Lande eine ganz unverhältnismäßig große. Betrug doch nach der Volkszählung vom Jahre 1881 die Zahl der Witwen fast 21 Millionen, darunter 669000 unter 20, 664000 unter 19, 207000 unter 14 und 79000 unter 9 Jahren. Auf 100 Frauen kamen 16, bei den Brahmanen sogar 31 Witwen. In dem kleinen Königreiche Meisur nordwestlich vom Tamillande befanden sich bei der letzten Zählung unter 4943604 Einwohnern 2460000 Frauen; von diesen waren 42 Prozent verheiratet, 21 Prozent verwitwet, so daß dort jede fünfte Frau (und jede vierte Brahmanenfrau) eine Witwe ist. Unter den 520317 Witwen waren 3568 Kinderwitwen im Alter von 5—9, 19680 im Alter von 10—14, also im ganzen 23000 Kinderwitwen; dazu kamen 253000 Witwen im Alter von 15—24 Jahren! Nach diesen Zahlen kann man sich einen Begriff von dem indischen Witwenelende machen, vorausgesetzt, daß man den ganzen Jammer kennt, den der Witwenstand überhaupt in Indien mit sich bringt. Die Fälle, wo Witwen, besonders ältere, die erwachsene Kinder haben, welche sich ihrer annehmen, eine erträgliche, ja bis zu einem gewissen Grade sogar angesehene und einflußreiche Respektsstellung im Hause einnehmen, gehören zu den Seltenheiten. Sonst ist das allgemeine Los indischer Witwen ein bejammernswertes, fast menschenunwürdiges. Es spielen hier wieder religiöse Anschauungen mit. Dem Tamulen ist ja jedes Unglück nach den Sastras die direkte Folge eines in einer früheren Geburt (die Tamulen glauben an eine Seelenwanderung!) begangenen Vergehens oder Verbrechens. So wird auch die Schuld an dem Tode des Mannes, zumal wenn derselbe bald nach der Verheiratung eintritt, der Frau zur Last gelegt, die ihn durch ein in der vorigen Geburt begangenes Verbrechen verschuldet haben soll. Man geniert sich keineswegs, das der Witwe direkt ins Gesicht zu sagen, und es kommt sehr häufig vor, daß die Anverwandten des Verstorbenen sie mit Schmähungen und Vorwürfen der schlimmsten Art überhäufen und die härtesten Verwünschungen gegen sie aussprechen.

Eine lebenslängliche Mißachtung und Mißhandlung der armen unschuldigen Wesen war von jeher die Folge dieser unsinnigen Anschauung, und so wird es erklärlich, daß die Sattis, die Witwenverbrennungen, sich so einbürgerten, daß die meisten Witwen sich mit der Leiche ihres Mannes verbrennen ließen, um nicht die Qualen lebenslänglicher liebloser Zurücksetzung und Maltraitierung ertragen zu müssen. So meinte man ja auch am sichersten jene vermeintliche Schuld zu sühnen und zur Wiedervereinigung mit dem Verstorbenen gelangen zu können. Übrigens ist diese Unsitte, die eine Zeitlang abgekommen war, direkt von den Brahmanen wieder aufgefrischt worden, die in gewinnsüchtiger Absicht, um nämlich das Erbgut der Witwen an sich zu bringen, einen Spruch der Vedas fälschten, um die religiöse Notwendigkeit der Sattis nachzuweisen. Daraus erklärt sich auch die Wut der Brahmanen gegen die englische Regierung, als diese im Jahre 1829, nachdem alljährlich Tausende von blühenden Menschenleben, darunter sicher viele unfreiwillig und voll Entsetzen, auf dem Scheiterhaufen zu Grunde gegangen waren, die Witwenverbrennung ein für allemal abschaffte, so daß seit den vierziger Jahren, bis wohin noch vereinzelte Fälle vorgekommen sind, man nichts mehr von derartigen Grenelscenen gehört hat. So ist ja auch das Laster des Mädchenmordes und des Mädchenopfers durch das energische Vorgehen der Regierung ausgerottet worden.

Ein besseres Los ist darum den Witwen nicht beschieden; denn es ist schwer zu entscheiden, welches von beiden das schlimmere Los genannt werden muß, die frühere kurze Qual der Witwenverbrennung, oder die jetzige lange Qual des Witwenlebens. Klagt doch ein Hindu selbst: „Die indische Witwe ist das elendeste und verlassenste Geschöpf auf Gottes Erdboden!“ Daher die herzbrechenden, lauten Wehklagen beim Tode ihres Mannes, die sich alljährlich am Todestage desselben wiederholen und von denen nicht nur das Sprichwort „ländlich, sittlich!“ gilt, sondern gewiß auch das andere Wort: „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über!“

Die indischen Witwen sind der Familie

Digitized by Google

eine Last und stehen recht- und schutzlos, jeder Willkür preisgegeben, da. Noch einmal nach dem Tode des Mannes darf die Witwe ihre bunten Kleider und ihre Juwelen, an denen ihr ganzes Herz hängt, anlegen, wenn sie zum Brennplatze hinausgeführt wird. Dann ist's für immer mit dem allen vorbei; denn vor dem Scheiterhaufen muß sie unter lauten Verwünschungen ihren ganzen Schmuck ablegen und ihre bunten Kleider mit einem rauhen weißen oder hellgelben Gewande, der allgemein üblichen Witwentracht, vertauschen; das herrliche schwarze Haar wird ihr glatt abrasiert, welche grausame Procedur bei den Brahmanenwitwen alle vierzehn Tage wiederholt wird. Das kahle Haupt, durch das Fehlen seines schönsten Schmuckes häßlich entstellt, birgt sie in einen Zipfel des unschönen Gewandes. Und ist sie dann ins Haus zurückgekehrt, so geht ihre Qual an; sie wird herumgestoßen, verhöhnt, verflucht und verwünscht, in den innersten Gemächern eingesperrt und zu den erniedrigendsten Arbeiten verwendet. Jedermann ist sie im Wege, kein Herz empfindet einen Funken von Teilnahme für das arme geknechtete und verachtete Wesen, das, „um sie vor Versuchungen zu bewahren," sich allerlei lästigen Bußwerken unterziehen muß. Man weicht ihrem Blicke aus, und nur das Wort Witwe in den Mund zu nehmen, gilt als eine Schande. Geht jemand am Morgen aus und eine Witwe begegnet ihm, so betrachtet er das als ein besonders böses Vorzeichen und kehrt um. An keinem Familienfeste, besonders an keiner Hochzeit, darf die Witwe teilnehmen, weil ihre Anwesenheit Unglück bringen würde. Ist sie noch ein Kind, so muß sie auch die Spiele ihrer Jugendgespielen gänzlich meiden. Kein Bissen Fleisch und Fisch und Zuckerwerk, kein Tropfen Öl darf mehr über ihre Lippen kommen, zwei Tage im Monat muß sie gänzlich fasten und darf nicht einmal einen Schluck Wasser zu sich nehmen, und wenn sie im Fieber läge. Und aus dieser schrecklichen Lage giebt es kein Entrinnen, außer im Tode. Kein Wunder, daß schon viele Witwen durch Selbstmord geendet haben oder — besonders Brahmanenwitwen, sich einem Lasterleben ergeben haben, das sie geistig und physisch völlig ruinierte. Es sind aus der Feder vereinzelter schreibkundiger Witwen, denen durch Zufall die Kunst des Schreibens geläufig gemacht worden war, ergreifende Wehklagen an die Öffentlichkeit gedrungen, die uns einen tiefen Einblick thun lassen in das Elend dieser Armen, deren Not die christlichen Frauen und Jungfrauen besonders laut um Hilfe anruft.

Pandita Ramabai.

Gegen das Christentum, welches doch neben der allgemeinen Menschenliebe auch die wahre, echte Emanzipation der Frauen predigt, haben sich gerade die Frauen Indiens bisher sehr abweisend verhalten. Es handelt sich aber hierbei weniger um bewußte Feindschaft gegen das Christentum als solches, sondern neben der Furcht vor den möglichen materiellen üblen Folgen des Übertritts (wegen der Kaste) ist wohl vor allem der Umstand an dieser Erscheinung schuld, daß das Christentum als etwas Neues, alles Umgestaltendes, der bigotten heidnischen Religiosität der Frauen und ihrem in dieser Hinsicht konservativen, am überlieferten Alten hangenden Sinne anstößig und zuwider ist.

Das namenlose Elend vieler indischen Frauen, welches jahrhundertelang innerhalb der vier Wände des nach außen abgeschlossenen indischen Hauses verborgen war, wird jetzt unverhüllt der Öffentlichkeit gezeigt, weil es eine solche Höhe erreicht hat, daß es nicht mehr ertragen werden kann. Die vielsprachigen Zeitungen Indiens und die Presse widmen ihm spaltenlange Artikel. Die Eltern trösteten bisher ihre Töchter: „Das ist das unabänderliche Geschick aller Frauen, welches in ihren Hirnschädel eingeschrieben ist," die Folge ihrer Verschuldung in einer früheren Geburt, die ihr mit Resignation ertragen müßt. Andern kann das niemand, auch kein Gott." Da kam die christliche Mission mit ihrer Predigt des Heils, auch für die Frauen. In ihren Mädchenschulen bot sie auch dem von den Priestern zu lebenslänglicher Dummheit verurteilten weiblichen Geschlechte Unterricht dar, und die indischen Mädchen erwiesen sich als sehr bildungsfähig. Die Bildung und das häusliche Glück der englischen Frauen machte einen

Digitized by Google

tiefen Eindruck auf die scharf beobachtenden Hindus, und sie verschwiegen ihre Schande nicht länger. Der Exminister Radscha Madhana Rao, einer der ersten brahmanischen Staatsmänner in Indien, schrieb: „Je länger man lebt, beobachtet und nachdenkt, desto mehr fühlt man, daß es kein Volk auf dem Erdboden giebt, welches mehr an selbstzugezogenen, selbstgeschaffenen oder selbstangenommenen und darum vermeidlichen Übelständen leidet, als das indische." Und ein anderer schreibt: „Manche meinen irrtümlicherweise, daß unser Familienleben ein glückliches sei; aber die Wirklichkeit ist weit davon. Ich erröte fast, wenn ich sage, daß der Zustand unserer Gesellschaft jetzt derartig ist, daß die ganze Welt auf uns mit Fingern zeigt." Besonders die beiden Hauptschäden, die Kinderheirat u. Kinderwitwenschaft, faßte man ins Auge. Der erste Notschrei aus dem Munde der Frauen selbst kam von jener indischen Prinzessin, welche durch eine befreundete englische Dame eine Botschaft an die Kaiserin Viktoria sandte, des Inhalts: „wir sind unsäglich unglücklich!" Die bedeutendste Vorkämpferin der Frauenemanzipation und der Aufbesserung der Lage indischer Frauen ist die bekannte Brahmanenwitwe Pandita Ramabâi,[1]) von der das L. Miss.-Bl. schon im Jahre 1889 schreibt: „Ramabai Pandita oder Saraswati, d. h. Ramabai, die Frau Doktor oder Saraswati (die Göttin der Gelehrsamkeit), scheint eine sehr begabte Frau zu sein und hat es sich zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, das Los der unglücklichen „Kinderwitwen" zu verbessern. Sie wurde 1858 geboren. Schon in früher Kindheit wurde sie von ihrer gelehrten Mutter in der schwierigen Sanskritsprache, in welcher die ältesten indischen Religionsschriften geschrieben sind, unterrichtet und machte solche Fortschritte, daß sie in Kalkutta alle Doktoren der Sanskritsprache in Erstaunen setzte und von ihnen „Saraswati" tituliert wurde. Nach dem Tode ihres Mannes begann sie immer entschiedener für die Hebung des weiblichen Geschlechtes und Abstellung gewisser Unsitten zu wirken. In

Pandita Ramabai.

Puna begründete sie eine Gesellschaft, die sich beides zur Aufgabe stellte, für eine bessere Schulbildung der weiblichen Jugend zu sorgen und die Verheiratung von Kindern abzustellen. Zu diesem Behufe besuchte sie auch England, um dort für ihre Sache Freunde zu werben. Sie fand daselbst eine warme Aufnahme. Was dort sie besonders anzog, war nicht sowohl der Wohlstand und die großartigen Institutionen Englands, als vielmehr das schöne

[1]) Dieselbe spricht sieben Sprachen.

Digitized by Google

Familienleben, die feine Bildung, Noblesse und Intelligenz der Frauen, mit denen sie zusammentraf, und der weite veredelnde Einfluß, den sie ausübten. Obgleich sie dort selbst zum Christentum übertrat (1883), so meinte sie doch, all diese herrlichen Früchte kämen von keiner andern Quelle, als der einer guten Erziehung, und glaubte nun hierin den Schlüssel zur Beseitigung alles Elendes der indischen Frauen gefunden zu haben. In Amerika wurde sie in dieser Überzeugung nur noch bestärkt. Sie ist besonders für die Fröbelsche Erziehungsmethode begeistert worden, denn in Sachen der Schulbildung sind die Engländer immer zwanzig bis dreißig Jahre hinter den Deutschen zurück. So werden die Kindergärten jetzt mit Vorliebe in Indien eingeführt, und es ist oft lächerlich zu sehen, wie alte Lehrer und ungeschickte Kinder sich mit den Spielereien dieses Systems abplagen, als gälte es hier den Stein der Weisen zu finden, und die Regierung giebt Prämien für besonders gute Leistungen auf diesem Gebiete. Ramabai hat nun in London ein Buch erscheinen lassen, betitelt: „Die indischen Frauen hoher Kaste." In diesem schildert sie das Elend der indischen Frauen, deren Geburt meistens schon für ein Unglück gehalten wird, so, „daß man es nicht ohne Thränen lesen kann." Sie ist nun damit beschäftigt, in Bombay ein Heim für junge Witwen aus höheren Kasten zu gründen. Schon sind 40000 Rupie für diesen Zweck in Amerika gezeichnet und eine Jahreseinnahme von 10000 Rupie ist ihr von einem Komitee in Boston zugesichert worden. Ein konfessionsloser Unterricht soll solchen Witwen geboten werden, ebenso sollen Mädchen, die Medizin studieren oder Hebammen oder Kindergärtnerinnen werden wollen, Aufnahme finden. — Die Bibel wird auch in dem Heim ihren Platz bekommen, aber um nicht die heidnischen Frauen zurückzustoßen, soll der biblische Unterricht nur denen erteilt werden, welche ausdrücklich darum bitten. Ramabai hofft, daß doch einige Witwen, welche den Kursus durchgemacht haben, sich schließlich zum Christentum bekehren werden. Aber werden nicht die Heiden sich ärgern, sobald eine der Schülerinnen sich taufen läßt? Ramabai wird wohl bald erfahren, daß eine völlige Neutralität in solch einer Anstalt nicht beobachtet und daß nur durch Schulbildung der Not der indischen Witwen nicht abgeholfen werden kann. Möge sie sich nur nicht verleiten lassen, das amerikanische Frauenideal auf Indien zu übertragen."

Digitized by Google

Volkscharakter, Sitten und Gebräuche der Tamulen.

Allgemeines.

Obwohl die Tiefe des alt-arischen Volksgeistes mit seiner heldenhaften Kraft und tiefsinnigen Innigkeit, die den germanischen Nachkommen jener alten Arier durch die Lebenskraft im Christentum besser bewahrt blieb, den entarteten Nachkommen derselben in Indien abhanden gekommen ist, so ist doch das Volk unleugbar mit hohen geistigen Anlagen ausgerüstet. Fragen wir aber unter Betonung des moralischen Moments nach den hauptsächlichsten Charaktereigentümlichkeiten der Hindus und im besonderen der Tamulen, so finden wir, daß das Licht vom Schatten überwogen wird.

Wiewohl man beim Verkehr mit den Leuten sich oft über ihre Lebhaftigkeit wundert, besonders wenn sie ins Disputieren und Zanken geraten, so bildet doch neben ihrer Religiosität eine gewisse beschauliche, ja träge Ruhe einen Grundzug des tamulischen Volkscharakters. Es wäre zuviel behauptet, wenn man sagen wollte, es fehle dem Tamulen ganz an Unternehmungsgeist. Viele Tamulen wandern ja nach Meisur, nach Ceylon, Birma und Mauritius aus, um dort besseren Verdienst zu finden, und die Tschetties, welche der schnelle und leichte Gewinn lockt, sind rührige Geschäftsleute. In den Reisfeldern und Pflanzungen kann man die ackerbautreibenden Klassen die ganze Nacht hindurch unermüdlich an den Kanälen oder Schöpfrädern und Ziehbrunnen arbeiten sehen. Die tamulischen Kulis sind ganz gesuchte und brauchbare Arbeiter. Besonders die höheren Klassen drängen sich, wegen der damit verbundenen angesehenen und einflußreichen Stellung und guten Besoldung auch zu den arbeitsreichen Regierungsämtern. Und doch ist der Tamule im Grunde kein Freund der Überanstrengung und Übereilung, eher das Gegenteil, und der Spruch „Zeit ist Geld" liegt seinem Verständnis ziemlich fern. Was der Tamule nicht thun muß, das thut er nicht so leicht, es müßte denn der Rupie dabei wesentlich im Spiele sein. Man muß dem Diener oft eine Arbeit vier- bis fünfmal auftragen und überzeugt sich endlich, daß sie doch nur halb gethan ist. Diese träge Ruhe der Leute, die vielfach nur mit dem Beutel oder Stocke in Bewegung gesetzt werden kann, bringt einen oft fast in Verzweiflung. Wer an einem Tamulen einmal eine gewisse Energie und Ausdauer, Thatkraft und Geduld zu bewundern Gelegenheit hat, der darf gewiß sein, daß etwas Besonderes dahinter steckt. Sonst ist der Tamule gleichgültig und bequem und neigt trotz der oft beobachteten Lebhaftigkeit seiner Gefühlsäußerungen zur Beschaulichkeit. Die Zeiten, wo die alten Arier das Land durch ungeheure Arbeit und heldenmütige Kraft bezwangen und zu einem Garten Gottes baueten, sind vorüber. Findet man bei den Leuten auch mitunter in der Verrichtung ihrer Arbeit und in der Verfolgung ihrer Ziele eine gewisse Ausdauer, so dauert es dafür um so länger, ehe sie zu einem Entschlusse und Anfange kommen. Nur die Zunge ist allezeit fertig, und kein Geschäft, das irgendwie das breitgetretene Geleise der Gewohnheit verläßt, so einfach es auch an sich sein mag, kommt ohne einen ganzen Schwall von Worten zustande.

Die Tamulen sind also ziemlich zungen-

Digitized by Google

fertig und redegewandt. Kein Mensch weiß seine Worte besser zu wählen und geschickter zu setzen und mit einer feineren und duftigeren Höflichkeit, die sich bis ins Überschwengliche versteigt, zu schmücken, als die Tamulen. Sie sind mitunter geradezu kriechend höflich; wo sie zu profitieren und sich in vorteilhafte Gunst setzen zu können meinen, da beten sie an, mag es nun ein Brahmane, ein Europäer oder Mohammedaner sein, mit dem sie es dabei zu thun haben. Diese Höflichkeit, welche den Leuten angeboren ist, überschreitet besonders hochgestellten Personen gegenüber, von denen sie etwas zu fürchten oder zu hoffen haben, oft alles Maß. In Briefen ist „Maha Radscha" (großer König) ein ganz gewöhnlicher Titel, der oft von noch viel herrlicheren begleitet wird. Der Tamule denkt sich dabei freilich weiter nicht viel, als daß er eben höflich sein will, und die Wahl der Worte macht ihm dabei gar kein Bedenken, da er sich um den Sinn derselben nicht viel kümmert. Je höher und glänzender, um so besser, und „Swami" (Herr, im Sinne, wie wir Gott „den Herrn" nennen) ist eine ganz gewöhnliche Anrede der niederen Volksklasse gegen Leute, die hinsichtlich ihres Reichtums oder Ranges über ihnen stehen.

Diese Überschwenglichkeit verleitet die Dichter des Volkes zu den wunderlichsten Hyperbeln; da wird z. B. die Liebe einer Braut mit den Worten geschildert: „von so heißer Liebe ist sie entzündet, daß das Wasser, worin sie badet, flugs siedet und aufsprudelt." Dazu hat der Tamule von Natur eine Vorliebe für das „Haarspalten", Berechnen und Aufzählen, z. B. wieviele Arten von Liebe es giebt u. s. w. In Briefen kann man die wunderbarsten Stilproben finden, Passagen, die überfließen von blumigen, poesievollen Ausdrücken und Redewendungen, und meist vorzüglich gewählten Gleichnissen; denn ein schönes Gleichnis geht dem Tamulen über alles, bei allen seinen Ausführungen und Darlegungen liebt er es, praktische Beispiele heranzuziehen. Anstatt die Missionszeitschrift Arunodeijam (Morgenröte) zu bestellen, bittet er etwa den Missionar von Trankebar in den gewähltesten Ausdrücken, ihm seine Tochter, die Jungfrau Arunodeijam, gegen die sein Herz in heißer Liebe entbrannt sei, zur Gemahlin zu geben und in sein Haus zu senden, indem er gleichzeitig das „Heiratsgut" (das Abonnementsgeld) einschickt, und bittet, der jungen Frau, wie es Sitte, auch eine Dienerin, die Almanac (den Missionsalmanach) und aus „dem ersten der sechs blühenden Missionsgärten" (dem ersten Abschnitt des sechsteiligen Katalogs der Missionsbuchdruckerei) die und die „Früchte" (Bücher) mitzugeben.

Im allgemeinen zeichnet sich der Tamule durch eine gute Denkkraft, lebhafte Einbildungskraft, im ganzen gutmütiges Temperament, leichte Auffassungsgabe und ein ganz vortreffliches Gedächtnis aus. Der Sinn für Dankbarkeit geht ihm ab, trotz des schönen Kural-Spruches: „Gutes vergessen ist nicht gut, nicht Gutes sofort vergessen, ist gut."

Religiosität.

Der Tamule ist in allen seinen Verrichtungen peinlich religiös; er ißt und trinkt und schläft und steht auf — alles nach den Vorschriften der Religion. Das gilt auch jetzt noch, wo ein Hauch erkältender Aufklärung, von der europäischen religionslosen Schulbildung ausgehend, das ganze Land durchweht. Ehe der Vater seinen Sohn zur Schule schickt, wird der brahmanische Astrolog um Rat gefragt. Ja gleich nach der Geburt eines Knaben schon wird durch den damit beauftragten Brahmanen der Familiengötze nach Darbringung eines Opfers von zerlassener Butter über das Schicksal des Kindes befragt. Nach Ablauf eines Monats wird der Junge dem Monde vorgestellt; besondere religiöse Ceremonien begleiten das Eintreten des ersten Zahnes, wo das Kind zum ersten Male den Reis zu kosten bekommt, ebenso auch den Akt der Namengebung, die etwa in der vierzigsten Woche erfolgt. Will der Sohn, der etwa ein englisches College besucht hat, zum Examen reisen, so wird regelmäßig, obwohl er selbst vielleicht längst nicht mehr an dieselben glaubt, die Hilfe der Götter angerufen, und der Astrolog muß aus den Sternen den günstigsten Reisetag bestimmen. In den Klausurarbeiten finden sich dann oft allerlei kurze Gebetsstoßseufzer

Digitized by Google

eingeschaltet, wie: „O Rama, hilf!“ „O Saraswati, verleih mir Weisheit!“ „O Gowinda, gieb Glück!“ und andere. Selbst bei Gerichtsverhandlungen hört man Kläger oder Beklagte hie und da leise beten.

Dieser religiöse Sinn der Tamulen, der unter anderem auch in der Mahnung seinen Ausdruck findet: „an einem tempellosen Orte wohne nicht!“ ist also zum toten pharisäischen Ceremonienwesen auf der einen und zum krassesten, beispiellosen Aberglauben auf der anderen Seite ausgeartet, letzteres besonders bei den niederen Volksklassen. Immer beunruhigen den Tamulen bei seinem Thun böse Ahnungen und angsterweckende Vordedeutungen, vom frühen Morgen an, wo er mit dem Rufe „Ram! Ram!“ sich vom Lager erhebt, bis zum Abend, wo er sein Haupt niederlegt, trotzdem er mit der kleinlichsten und peinlichsten Genauigkeit den Vorschriften der Religion nachkommt. Der religiöse Zug des tamulischen Volkscharakters tritt auch bei der Wahl der Rufnamen zu Tage.

Tamulische Namen.

Die Tamulen lieben es, ihren Kindern wohlklingende Namen zu geben, und viele dieser Namen haben eine schöne Bedeutung; allein am Namen schon kann man es auch von vornherein unterscheiden, ob der Betreffende Christ, Mohammedaner oder Heide ist. Die eingebornen Christen sind deshalb in ihren Namen leicht als solche zu erkennen, weil die Missionare es lieben, den Leuten bei der Taufe neue, christliche Namen zu geben, was oft ganz unerläßlich ist, da die Bedeutung vieler tamulischer Namen so speciell heidnischen Inhalt hat, daß ein Christ sie nicht wohl führen kann. Die Katholiken setzen einfach für die Namen der heidnischen Götter die Namen ihrer Heiligen ein, so daß man sehr häufig Namen begegnet wie Antonimuttu (Perle des Antonius), Saverimuttu (Perle des Xaverius), Ignasimuttu (Perle des Ignatius), Rajappen (Felsvater = Petrus), Sinnappen (Kleinvater = Paulus), auch Tavasimmuttu (Bußperle) und viele andere. Begegnet man solchen Namen bei evangelischen Christen, so ist das ein sicherer Beweis, daß die Leute von der römischen zur evangelischen Kirche übergetreten sind.

Die evangelischen Christen nehmen in der Taufe gern biblische Namen, wie Samuel, Elieser, Abraham u. s. w. an, welchen man noch häufiger begegnet, als anderen neugebildeten, zusammengesetzten Namen, wie Dewasagajam (Gotteshilfe), Jesudian (Jesusdiener), Pakianaden (Seligkeitsherr), Wedanajacham (Herr des Weda), Nallamuttu (Gute Perle), Njanamuttu (Weisheitsperle), Siluweimuttu (Kreuzesperle), Wanamuttu (Himmelsperle) und viele andere der Art.

Sollen solche Namen wie Arokiam (Gesundheit), Pakiam (Seligkeit), Amurdam (Ambrosia), Selwam (Reichtum) u. s. w. als weibliche Namen verwendet werden, so fügt man häufig das Wort Ammal (Mutter) daran, z. B. Amurdammal, Selwammal u. s. w. Auch biblische Frauennamen kommen häufig vor und sind trotz der etwas veränderten Form leicht zu erkennen, z. B. Marial, Rebekkal, Saral, Leal, Jowannal. In englischen Gemeinden hat man auch angefangen, europäische Namen, sogar europäische (natürlich englische) Familiennamen anzunehmen, die sich auf die Kinder forterben, was nur gut zu heißen ist, da es die sonst oft fast unmögliche Unterscheidung von Familien wesentlich erleichtert, zu deren Ermöglichung man bisher zu allerlei Mitteln seine Zuflucht nehmen mußte, indem man z. B. den Anfangsbuchstaben vom Namen des Vaters vorsetzte (P. Samuel = Samuel, Sohn des Pakiam) oder den Namen des Geburtsortes voranstellte (Aneikadu-David, Vaduköttei-David u. s. w.).

Die Mohammedaner sind an ihren arabischen, persischen und hindustanischen Namen leicht zu erkennen; die Namen der Heiden sind sämtlich ihrer Sprache entnommen, und zwar erkennt man aus dem Namen zugleich die Kaste, welcher der Betreffende angehört. Ist z. B. dem Namen das Wort Aier, Aiengar, Atschariar u. s. w. angehängt, so ist der Betreffende sicher ein Brahmane, da diese Wörter verschiedene Abteilungen der Brahmanenkaste bezeichnen, während die Anhängesilben Sing oder Nau Kschätrijakasten, Mudeliar, Pillei, Dewer, Serwei, Naidu, Padeiatschi, Tschetti, Kammaler u. s. w. verschiedene Sudrakasten kennzeichnen. Sogar die ganz kastenlosen Parias fügen ihren Namen derartige unterscheidende Merkmale bei.

Digitized by Google

Hinsichtlich ihrer Bedeutung sind die meisten tamulischen Heidennamen Götternamen, und das ist möglich, da jeder Gott an sich verschiedene Namen trägt und überdies fast an jedem Orte und in jedem Tempel unter einem anderen Namen verehrt wird. So geben denn viele Namen gleich darüber Aufschluß, welcher heidnischen Sekte ihre Träger angehören. Zwanzig Prozent dieser Namen endigen auf Swámi oder Sami (Herr), wie z. B. Ramaswámi, Rangaswámi, Narajanaswámi, Krischnaswámi, Ponnusámi, Muttusámi, Dureisámi u. s. w., von denen die vier ersten im Tamillande ebenso häufig oder noch häufiger vorkommen, wie etwa in Berlin die Namen Müller, Schulze, Meier und Lehmann. Die Namen Ponnusámi (Goldgott) und Muttusámi (Perlengott) bezeichnen den Gott des Reichtums Kuweren. Aber auch die andern Namen stehen fast alle in mehr oder weniger naher Beziehung zur indisch-heidnischen Mythologie, ein Beweis, wie tief die Religion ins Leben des Volkes eingedrungen ist.

Aberglaube.

Der Tamule ist sehr abergläubisch. Kommt ihm beim Essen ein Fremder nahe, so hungert er lieber lange Zeit, als daß er das dadurch verunreinigte Essen genießt. Geschieht es, daß ihm beim Ausgehen ein Blinder, der Wäscher oder gar eine Witwe begegnet oder eine Krähe zur Seite aufsliegt, so kehrt er um. Groß sind die Tamulen in der Tagewählerei. Sie heiraten nur bei zunehmendem Monde, sie säen, mähen, kaufen und verkaufen, verreisen und gewöhnen ihre Kinder nur an besonders „glücklichen“ Tagen, deren Bestimmung ganz in den Händen der Brahmanen liegt, welche darum zu befragen sind. Besonders sorgfältig achtet man auf den Mond und die Sterne. Die Sternzeichen des Skorpions oder der Schlange gelten als ungünstige Tage. Regiert ein „feuriger“ Stern den Tag, so muß zur Verhütung von Unheil der Wassergott angerufen werden; regiert aber ein „wasserziehender“ Stern den Tag, so muß der Windgott helfen. Eine Katze, die über den Weg läuft, ein Geier, der zur Rechten aufsliegt, gelten als unheilbedeutende Vorzeichen. Die Kinder müssen, wenn sie nicht dumm bleiben wollen, ihre in den Sand des Fußbodens mit dem Finger gemalten Schreibübungen stets sorgfältig wieder verwischen. Am Sonntag thut man wohl, nicht eher zu essen, als bis man einen Geier gesehen hat; am Dienstag ist's nicht geraten, sich rasieren und scheren zu lassen; am Donnerstag darf man nichts bezahlen, am Freitag nicht verreisen und überhaupt kein Werk in Angriff nehmen, am Sonnabend kein neues Kleid zum ersten Male anlegen. Montag und Mittwoch dagegen gelten als besondere Glückstage. Auch die früher schon erwähnten kunstvollen Figuren, welche die Frauen (besonders im Januar!) am Morgen auf den Fußboden streuen, stehen mit abergläubischen Vorstellungen in Zusammenhang.

Genügsamkeit.

Ein hoher Grad von Genügsamkeit kann dem Tamulen nicht abgesprochen werden. Er kann mit Wenigem auskommen. Fleisch wird ja von vielen Kasten gar nicht genossen, während andere Geflügel und Schaffleisch essen. Rindfleisch wird von allen Kastenleuten als etwas Abscheuliches gemieden. Die Parias nur essen alles, was ihnen vorkommt und geeignet ist, ihren Hunger zu stillen. Sie suchen sich häufig Fische oder Frösche in den Überschwemmungslachen des Kaweri: auch allerlei Schnecken genießen sie anstatt des fehlenden Fleisches, und zwar zumeist mit der gekochten und dann getrockneten Frucht einer Wasserpflanze, einer Lotosart, Nameus Alli, welche ihre Frauen aus den Teichen holen. Mit ein bis zwei Groschen täglich kann ein bescheidener Tamule seinen Hunger sehr wohl stillen.

Reichere Leute sind natürlich nicht so genügsam, das beweisen die langen Reihen der offenen, einfachen aber ziemlich teuren Läden auf dem Bazar, aus denen Früchte und Backwerk einladend winken, und die Schweißtropfen, welche die armen geplagten Frauen an der Handmühle vergießen, um das Reismehl zu den tellergroßen flachen, aus Reismehl mit Palmschnaps oder Kokosöl, eventuell auch mit frischer Milch bereiteten Appams oder Reiskuchen zu mahlen, welche auf einer irdenen Schüssel zwischen Kohlen gebacken werden. Diese Appams sind auch bei den

Digitized by Google

Europäern in Indien beliebt und fehlen selten auf dem Kaffeetische, während andere teils zu stark gewürzte, teils aus mehr Zucker als Mehl bestehende steife Kuchen, die ebenfalls viel gebacken werden, dem europäischen Gaumen weniger zusagen. Wie gern aber auch reichere Leute Geld für dergleichen Leckereien ausgeben, Reis und Karri, d. h. in Wasser gekochter Glasreis mit der scharfen rot-gelb-grünlichen Karribrühe ist und bleibt die Lieblingsspeise und das tägliche Brot der Tamulen, die er nur in Zeiten der Not mit dem aus Kewerumehl bereiteten Breie vertauscht. Hat er Reis genug, so ist er glücklich. Und diese fast rein vegetabilische Nahrung bekommt den Leuten auch recht gut. Was ihm an Körperkraft deswegen abgeht, das ersetzt die Körperfülle. Der Tamule liebt es, sein wohlgerundetes Bäuchlein recht geflissentlich zur Schau zu tragen, damit die Leute gleich auf den ersten Blick erkennen, daß er ein wohlhabender Mann ist.

Auch was den Genuß von Spirituosen anbetrifft, sind die Tamulen, wenigstens die besseren Volksklassen, mäßig und enthaltsam. Seit die Engländer die Konzession, Spirituosen zu verkaufen, für schweres Geld erteilen, hat das Trinken auch mehr überhand genommen, doch kann man von wirklichen Trinkern und eigentlicher Trunksucht, abgesehen von vereinzelten Ausnahmen, nur bei den niedrigsten Volksschichten reden, die, wie vor allem die Parias, den Kallu, den Palmschnaps, besonders lieben.

Üble Eigenschaften.

Die übelsten Laster des Tamulenvolkes sind Lüge und Wollust, die wie ein Aussatz diesem sonst edlen Geschlechte anhaften. Selbst die vornehmsten Kasten sind mit diesem häßlichen Makel behaftet, die Brahmanen aber stehen an Doppelzüngigkeit und arglistiger Verschlagenheit, grober Sinnlichkeit und raffinierter Wollust, die von ihnen, man möchte fast sagen systematisch, gepflegt und betrieben wird, allen voran. Sind aber die Götter des Volkes nach dem, was von ihnen berichtet wird, wahre Ausbunde von Lasterhaftigkeit, und die Priester des Volkes ihre getreuen Kopien, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn bei solchen Vorbildern das Volk selbst gesunken ist. Was für einen Wust von unsittlichen Geschichten und häßlichen Obscönitäten enthalten die schon in den Schulen zum Vortrag gelangenden Göttergeschichten und die das Innere der Tempel schmückenden Bilder!

Eine großartige Verlogenheit, Verstellungskunst und vielgestaltiger Trug und Bestechung finden sich in erschreckender Allgemeinheit. Das Sprüchlein „Trau, schau, wem!“ ist in Indien sehr am Platze. Einem Tamulen ohne weiteres zu trauen, solange man noch keine Gelegenheit gehabt hat, sich von seiner Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit genügend zu überzeugen, wäre eine große Unvorsichtigkeit, und wenn er gleich bei allen Göttern, bei Rama und seinem Haupte schwört. Giebt es doch in den heiligen Schriften einen Spruch: „wie der Buchstabe u, so winde dich!“[1])

Das Betteln verstehen die Tamulen meisterhaft. Statt vieler Beispiele sei nur ein einziges hier angeführt, ein Brief, den ein Engländer in Indien von einem Mahratta erhielt, der aber ebensogut auch von einem Tamulen geschrieben sein könnte. Er lautet wörtlich übersetzt: „Sehr geehrter Herr! Ich falle Ihnen zu Füßen, bitte retten Sie mein Leben und machen Sie mich glücklich! Ich habe das stärkste Verlangen, Ihr Velociped zu besitzen und damit zu fahren. Durch diesen Gedanken beunruhigt, finde ich keinen Schlaf mehr, weder bei Tag noch bei Nacht. An meinem Leibe bin ich schon halb verfallen, und wenn es so fortgeht, so weiß ich nicht, was mein Ende sein wird. Ich habe kein Geld, das Velociped zu kaufen. Frömmigkeit ist nie unfruchtbar gewesen, ebensowenig Edelmut. Ruhm soll ein Mensch in dieser Welt zurücklassen, das ist eine Pflicht, die jeder erfüllen soll. Ich habe mich Ihrer Hoheit untergeben, so sollte Ihre Hoheit thun, was immer Ihr gefällt. Ihre Hoheit sollte nicht denken, daß Sie mich nur mit einem etliche Rupie werten Velociped beschenken, sondern mit meinem Leben selber, das vielleicht Ihrer Hoheit all Ihr Lebenlang zu Dienst sein wird. Jetzt bin ich wie ein hilfloser Patient, und Sie sind ein Arzt geworden. Wenn

[1]) Der Buchstabe u, resp. eins der fünf für diesen Buchstaben vorhandenen Zeichen, hat sechs Windungen.

Digitized by Google

Sie mir Medizin geben, werde ich besser, sonst nicht. Bitte, seien Sie freundlich gegen mich. Gott wird an Ihnen sein Gefallen haben, und das ist nötig zum Glück eines Menschen. Möge Gott in Ihrer Hoheit Herzen Mildthätigkeit erregen. Lassen Sie Ihren großen, freundlichen und edlen Sinn Ihren freigebigen Händen befehlen, diesem unglücklichen Menschen Ihr wunderschönes Velociped zu schenken!

Religiöser Bettler.

Ich bin, mein Herr, Ihr gehorsamster Diener N. N." (L. M.-Bl.) In Tempeln, auf Straßen und im Hause, überall wird man angebettelt, von Priestern, heiligen Bettlern, Krüppeln, Tagedieben und Armen, um Geld, um Kleider, um Verwendungen und Fürsprachen und Unterstützungen aller Art, und wer einigermaßen gutmütig von Natur ist, kann in Indien bald zum armen Manne werden.

Die Bestechung spielt eine so gewaltige Rolle im Lande, daß eigentlich ein armer Mann bei den eingebornen Richtern überhaupt nicht zu seinem Rechte kommen kann, wenn er nicht etwa in der Person eines Missionars oder eines andern Europäers einen Fürsprecher und Beschützer bekommt. Die reichen Großgrundbesitzer können sich z. B. ihren armen Pächtern gegenüber, zumal wenn dieselben Parias sind, so ziemlich alles erlauben.

Kunstsinn.

Der Kunstgeschmack der Leute ist ein eigentümlicher, uns wenig zusagender. Eine Vorliebe für das Bizarre macht sich überall geltend.

Für Musik hat der Tamule eine große Vorliebe — zum Leidwesen des Europäers; denn was er unter Musik versteht, verdiente wohl eher den Namen „Lärm". Möglichst viel Getöse, das ist die Hauptsache. Gebildete Eingeborne finden jedoch nachgerade auch Geschmack an europäischer Musik, und ich kenne Äußerungen aus eingebornem Munde über Konzerte europäischer Künstler, die an allerdings ganz originellem, echt tamulisch-überschwenglichem Enthusiasmus nichts zu wünschen übrig lassen und die handelnden Künstler direkt vergöttern. In der breiten Masse des Volkes dagegen herrscht noch der alte Geschmack. Man spricht von 5 Melodienarten, der Stimmung des Waldes, des Meerufers, der Einöde, des Berges, der Ebene entsprechend, von 21 Tonweisen, von denen je neun der Stimmung des Tages und der Nacht, drei weitere beiden entsprechen, von 8 männlichen Tonarten, deren jeder drei weibliche entsprechen. Es gehört jedenfalls ein sehr guter Wille dazu, diese „Stimmungen" aus dem greulichen Getute und Getrommel einer indischen Musik herauszuhören. Man hat vielerlei Arten von Hörnern, Saiteninstrumenten und trommelartigen Lärmmaschinen, aber kein Instrument hat einen wirklich anmutenden Klang.

Unser Klavier imponiert den Eingebornen wenig. Schon besser gefällt ihnen das Harmoninm. Ihre liebsten Instrumente sind das fiddle, die Geige, das Gong (Schallbecken) und kleine Metallschellen.

Digitized by Google

Die Wohnungen.

Die Wohnungen der Tamulen haben wir zum Teil schon kennen gelernt. Sie sind meist einstöckig und in der bereits beschriebenen Weise aus Lehm oder gebrannten Steinen, Palmyrastämmen und Bambusrohr, Stroh und Palmblättern erbaut. In der Tünnei, der an der Front des Hauses sich entlang ziehenden Veranda, hält man seine Mittagsruhe, schläft wohl auch während der heißen Zeit des Nachts daselbst. Durch einen kurzen Gang gelangt man aus der Veranda durch das Vorderhaus in den von Gebäuden umschlossenen Hof, Muttam genannt, aus dem viele Thüren in die einzelnen Zimmer der hinteren Hausabteilung führen. Die wenigen vorhandenen Fenster sind klein, mit Eisenstäben, und fast immer durch Läden verschlossen; auch die Einrichtung ist bei nicht besonders reichen Leuten immer sehr einfach und beschränkt sich auf das einfachste Hausgerät, wie irdene Kochgeschirre, thönerne Wasserkrüge zur Abkühlung und Messinggefäße zum Holen des Wassers, Matten zum Schlafen, einen hölzernen Reismörser zum Enthülsen der Reiskörner, einen hölzernen Kasten zur Aufbewahrung der Kleider und Juwelen und dergleichen. Die mit Kalk getünchten Zimmerwände sind oft mit geschmacklosen bildlichen Darstellungen aus der Mythologie, mit grellbunten Vögeln oder anderen Tierfiguren bemalt.

Die etwas solider gebauten städtischen Wohnhäuser stehen nicht in einer geraden Flucht, sondern jedes Haus steht mit der einen Ecke vor dem nächsten hervor und die meisten sind etwa $^3/_4$ Meter hoch vom Boden mit breiten, senkrechten weiß und roten Streifen bemalt, die Wände der Veranda oft auch mit teilweise etwas unsauberen Darstellungen aus der Göttersage oder Bildern von Tieren, Ringkämpfern u. s. w. Zu beiden Seiten der Hausthür befinden sich in der Wand kleine Nischen, in denen des Nachts kleine Lampen brennen. Viele Häuser haben flache Dächer, auf denen man sich des Abends gern aufhält, um frische Luft zu schöpfen. Was die bereits erwähnten Figuren betrifft, welche die Frauen mit Kalkstaub oder pulverisierter Kreide nach der Reinigung des Hauses frühmorgens auf den Boden streuen, so sind viele derselben wahre Kunstwerke, da jede die andere zu übertreffen sucht, und manche dieser Figuren würde ein ganz nettes Teppich- oder Stickereimuster abgeben. Man muß sich wundern, mit welcher peinlichen Regelmäßigkeit sie diese oft außerordentlich komplizierten Muster herstellen. Im „bösen" Monat Januar werden in diesen Figuren mehrere kleine Häufchen — Kuhmist, mit je einer Kürbisblüte geschmückt, verteilt, angeblich um die bösen Geister vom Hause fernzuhalten — ebenso appetitlich wie die Kuhdüngerlösung, mit der am Morgen sämtliche Fußböden abgewaschen werden. Ein wohlgedüngtes Haus das Zeichen einer tüchtigen Hausfrau! Ländlich, sittlich!

In Häusern gebildeter Hindus, die schon etwas von der europäischen Kultur angesteckt sind, findet man hie und da auch Tische, Stühle und Bettstellen. Der durchschnittliche Flächenraum, welchen das Haus eines den mittleren Ständen angehörigen Tamulen bedeckt, beträgt nur 30—40 Fuß im Geviert. Der Hofraum, der in der Mitte eine Vertiefung zum Abfluß des Regenwassers hat, ist gepflastert. Die Haupthalle liegt im Süden. Viele Häuser haben auch einen Garten, welcher sich direkt an das Hintergebäude anschließt. In dieser Weise sind die Häuser alle mit fast stereotyper Übereinstimmung erbaut und ausgestattet.

Tagewerk der Tamulen.

Beim ersten Tagesgrauen, gegen $^1/_2$6 Uhr, streift die Familie die Nachthüllen von sich und steht von der Matte auf. Die Frauen gehen sogleich an die Reinigung des Hauses und nachdem sie das schöne Haar sorgfältig gekämmt, den Schmuck angelegt, sich gelb geschminkt und das Götzenzeichen in Gestalt eines roten Punktes zwischen die Augenbrauen gemalt haben, zum Brunnen, die metallenen Wasserkrüge auf dem Kopfe oder der Hüfte tragend. Am Brunnen geht es sehr lebhaft zu und die Schleusen der weiblichen Beredsamkeit thun sich weit auf. Dann geht's heim an die anderweite Tagesarbeit, die nicht viel Zeit und Mühe erfordert.

Die Männer aber pflegen am Morgen zuerst eine Weile mit Nichtsthun und

Digitized by Google

Nichtsdenken zuzubringen, mit untergeschlagenen Beinen am Boden sitzend, ehe sie zum Flusse oder Teiche wandern, um alle Vorschriften der löblichen Reinigung zu erfüllen. Nach dem Bade werden die Götzenzeichen frisch angemalt und dann zu Hause gefrühstückt. Dann geht es in den Tempel oder direkt ans Tagewerk, ohne Übereilung; gut Ding will ja Weile haben, und Rom ist auch nicht an einem Tage gebaut worden. Festina lente! Eile mit Weile! Findet sich Gelegenheit zum Reden und Disputieren, so bietet das eine willkommene Veranlassung, auszuruhen und wo möglich sein Licht leuchten zu lassen. Abends plaudert man gern in der Veranda, nachdem die Hauptmahlzeit eingenommen ist, noch eine Weile und geht dann bald zur Ruhe, falls nicht ein Nachtfest ins Freie lockt oder der Beruf zur Nachtarbeit nötigt.

Essen und Trinken.

Die Art und Weise, wie der Tamule seine Speisen und Getränke zu sich nimmt, unterscheidet sich wesentlich von unserer Manier. Ja, wir erscheinen ihm mit unserer Methode zu essen geradezu als Barbaren, zum mindesten als unreinlich. Gieb einem Tamulen einen Löffel in die Hand und gebiete ihm, zu essen! Er würde sofort mit dem Löffel einen Wurfversuch nach dem Munde anstellen und sich dabei um eine Löffellänge verrechnen. Ihm gilt die Hand als Löffel und Gabel. Mit ihr formt er von dem vor ihm liegenden Reis Klümpchen, die er mit bewundernswerter Grazie und Treffsicherheit durch Werfen in den offenen Mund befördert. Zusammengeheftete Bananenblätter benutzt er gern als Teller, auf denen er seinen nur in Wasser gekochten Reis mit Karri, Butter, Gemüse und Fisch oder Fleisch, was er nun gerade hat, ausbreitet. Die Erde dient ihm als Tisch. Er nimmt das Essen schweigend ein. Der Brahmane richtet dabei sein Antlitz nach Norden, Süden, Osten oder Westen, je nachdem er die Wahrheit und ihren Lohn, Ruhm, langes Leben oder Reichtum zu erlangen wünscht. So hat es Manu vorgeschrieben.

Beim Trinken berührt der Tamule den Becher oder die Schale nicht mit den Lippen, damit sie nicht in verunreinigende Berührung mit dem Speichel des Mundes komme, sondern er hält dieselben hoch über den Kopf und gießt den Inhalt mit großer Geschicklichkeit, ohne daß ein Tropfen daneben fließt, in den geöffneten Mund. Ein Messer braucht er bei Tische nicht, da das wenige Fleisch, das er genießt, in Gestalt von kleinen Klößchen oder Würfelchen auf den Tisch kommt, also schon mundgerecht ist. Im eigenen Hause sind die Mahlzeiten, deren es nur zwei am Tage giebt, bei aller Einfachheit so reichlich, als es die Umstände gestatten.

Bei Besuchen entblößt der Hindu nicht sein Haupt, sondern die Füße, und naht sich also barfuß. Im bloßen Kopfe zu erscheinen, wäre ebenso unpassend, als mit bekleideten Füßen einzutreten.

Der Gruß.

Die leichteste Art des Grußes ist der Salam, wobei die Stirn mit der flachen Hand berührt wird, und zwar rechts seitwärts, ähnlich wie beim militärischen Gruße. Ein mehr respektvoller Gruß aber erfordert, daß der Oberkörper bis zur horizontalen Lage herabgebückt wird und beide Hände die Stirn berühren. Bei noch tieferem Respekt bückt man sich mit der Stirn bis zur Erde, oder berührt mit der Hand dreimal die Erde und führt sie dann zur Stirn. Die letzte und nicht seltene Stufe ist die anbetende Niederwerfung zur Erde aufs Angesicht.

Bei förmlichen Besuchen darf der Gast nicht leer erscheinen. Die gewöhnlichste Gabe, die dann mitgebracht wird, ist eine Limone oder eine andere Frucht. Bei ceremoniellen Besuchen läßt sich der Gast von einem Diener Blumenkränze nachtragen, mit denen der Besuchte umhangen wird, während man ihm gleichzeitig einen frischen oder einen künstlichen Blumenstrauß, auf welch letzterem ein gut nachgeahmtes Vögelchen mittelst einer schwachen Spirale federt, und zwei Limonen in die Hand giebt. Auch folgt dann wohl ein Teller mit Bananen u. s. w. Die eingebornen Richter freilich werden mit wertvollern Geschenken bedacht, besonders von denen, über welche sie zu richten haben.

Digitized by Google

Die Häuser der Eingebornen pflegen von innen verschlossen zu sein. Will jemand die Bewohner besuchen, so klopft er an die Thür, und von innen ruft es: ärangö? Wer ist da? Antwort: oruttirum ilei! Es ist niemand! An der Stimme wird der Draußenstehende erkannt. — Jenna wönnum? Was beliebt? heißt es weiter. Tankelidäm wantön! Ich bin gekommen, Sie zu sehen! lautet die Antwort. Darauf wird geöffnet und gefragt: jenna sējti? Was für Nachricht? Jellām nalla sējti! (Lauter gute Nachricht!) antwortet der Besucher, auch wenn er eine Hiobspost bringt. Ist es ein respektabler Besuch, so heißt man ihn Platz nehmen, entweder auf einem Stuhle oder einer Matte. Nun wird über gleichgültige Dinge geredet, bis man etwa fragt: Haben Sie noch etwas zu sagen? Ilei! (Nein!) Darauf zeigt der Besucher eine gewisse Unruhe, als möchte er gern gehen; er wagt dies aber nicht eher, als bis er dazu aufgefordert wird. Geschieht dies nicht, so fragt er: pöchattumā? (Darf ich nun gehen?) oder: uttānawu kodukkirirkelā? (Geben Sie mir nun Urlaub?) Erst nach erfolgter Bejahung dieser Fragen wendet sich der Gast zur Thür und sagt: pōi warukirōn! (Ich komme, nachdem ich gegangen bin, d. h. ich komme wieder!) Antwort: pōi warukunkel! (Gehen Sie und kommen Sie!) Da erst fällt es dem Besucher in der Regel ein, was ihn eigentlich hergeführt hat, und er rückt mit seinem Anliegen heraus. Europäer, die noch neu in Indien sind und diese drollige Art nicht kennen, wissen oft gar nicht, wie sie ihre Besucher, denen vielleicht selbst der Boden unter den Füßen brennt, los werden sollen, bis endlich der Geduldsfaden reißt und man etwa sagt: Ich muß Sie bitten, mich nun zu verlassen. Wünschen Sie vielleicht noch etwas von mir? — Nein, gar nichts! — Nun, dann gehen Sie! Aber die Aufforderung bleibt unbefolgt. Nach einer Pause kommt dann die bescheidene Frage: Schicken Sie mich denn so schumma (ohne weiteres) fort? Und nun erst erfährt man, was für ein Anliegen den Mann hergeführt hat.

Angenommen, eine Frau habe mit dem Europäer, etwa dem Missionar, zu reden, so wird die Sache noch schwieriger. Auf die Frage: nī wār? (Wer bist du?) hält sie ihr über den Kopf gezogenes Kleid krampfhaft fest, und schweigt. Mit Mühe wird endlich ihr Rufname herausgefragt. Aber es giebt viele solche Namen. Der Unerfahrene fragt dann wohl: Wie heißt dein Mann? und begeht damit eine kolossale Dummheit, für die ihn ein vorwurfsvoller Blick aus den Falten des Kleides hervor trifft, als wollte die Frau sagen: Was für eine Unanständigkeit muten Sie mir zu! So hat man oft seine liebe Not, nur die Persönlichkeit der Besucherin genau festzustellen.

Schulverhältnisse.

Für die Knaben im Hause herrscht kein strenger Schulzwang, wiewohl die Eltern die Kinder gern in die eingebornen Schulen schicken. Lesen und Schreiben sind deshalb ziemlich allgemein verbreitet, wenigstens bei den besseren Ständen. In den Schulen geht es oft sehr lebhaft zu. Während ein Teil der Kinder auf der einen Seite der Veranda kauert und mit dem Finger im Sande schreibt oder mit eisernem Griffel auf Palmblattstreifen, die sogenannten öleis, Buchstaben kritzelt, also still beschäftigt ist, sitzen auf der andern Seite die übrigen mit untergeschlagenen Beinen dem Lehrer gegenüber und schreien ihm das zu lernende Pensum Satz für Satz nach, so daß es fast unerträglich ist, in der Nähe einer solchen Schule zu wohnen. Diese Art zu lernen, bei der es weniger auf das rechte Verständnis des Gelernten, als auf die möglichste Größe des bewältigten Memorierpensums ankommt, das gedankenlos auswendig gelernt wird, ist übrigens eine ziemliche Kraftleistung, die ein leerer Magen nicht wohl riskieren kann. Deshalb wartet in Zeiten, wo es in den Häusern knapp hergeht mit der Nahrung, der Lehrer oft vergeblich auf die Schüler, und wenn er sie später nach dem Grunde ihres Ausbleibens fragt, so heißt es: wir hatten nichts zu essen. Das ist eine vollständig genügende Entschuldigung. Denn ein ungeduldig knurrender Magen studiert ebenso ungern wie „ein voller Bauch“, wenigstens auf tamulische Manier.

In solchen Gegenden, wo die englische

Digitized by Google

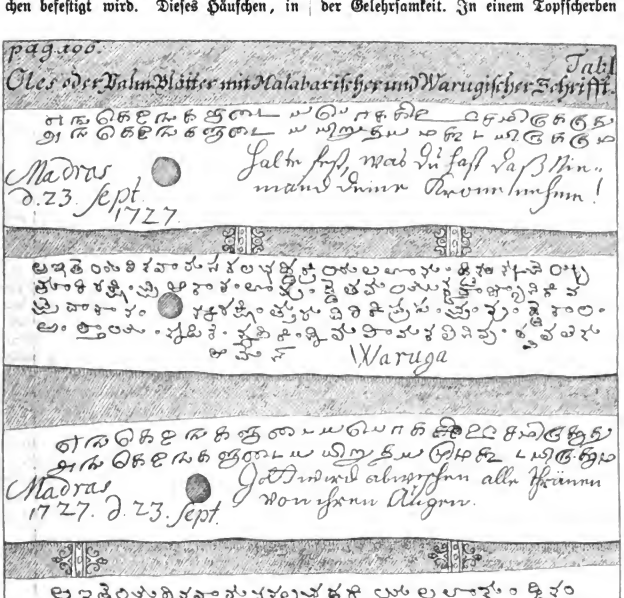
Regierung die tamulischen Dorfschulen nicht unterstützt und beaufsichtigt, wie z. B. im Gebiete von Pudukotei, sieht es mit denselben besonders kurios aus, und es lohnt sich wohl der Mühe, einmal einen Blick in eine solche tamulische Heidenschule alten Schlages, wie es noch viele giebt, hineinzuwerfen. Da geht es heute noch genau so zu wie vor hundert Jahren, denn der Tamule liebt keine Neuerungen, sondern spricht einfach: „wir und unsere Väter haben so gelernt, also mögen unsere Kinder auch so lernen!“ Ein besonderes Schulgebäude ist gar nicht vorhanden, sondern der Unterricht wird in einem Sattiram, einer Veranda oder in irgend einem Tempelvorbau erteilt. Auch mit dem Schulinventar und den Lehrmitteln sieht es windig genug aus: eine Anzahl kleine Matten von nicht ganz ½ Meter Durchmesser, auf denen die Kinder mit untergeschlagenen Beinen hocken, an Stelle der Schiefertafeln für jedes Kind ein Häufchen Sand, in den sie mit den Fingern ihre Buchstaben malen, eine Anzahl Palmblätterbündel, die auf ein Brettchen auf-

Tamulische Dorfschule.

geschichtet, durchlöchert und durch Schnuren zusammengehalten an den Wänden hängen — das ist alles. Am 18. Tage des Athimonats (1. August), als dem „glückverheißendsten“ Tage des Jahres, mitunter auch am 8. oder 10. Tage des Teimonats (19. und 21. Januar) werden die Kinder, nachdem das Schulgeld vorher nach langem Hin- und Wiederfeilschen mit dem Lehrer für ein Jahr oder für die ganze Zeit des Unterrichts (10—20 Rupie) vereinbart worden ist, feierlich in die Schule eingeführt, und zwar erhält dabei der Lehrer, nicht das Kind, die obligate Zuckerdüte. Missionar R. beschreibt die Feier ausführlich in einem seiner Berichte; dort heißt es: „Der Lehrer wird mit allen Schulkindern in das Haus des neuen Schülers eingeladen. Meistens werden auch noch Verwandte und gute Bekannte zum Feste gebeten. Die Schulkinder kommen mit dem Lehrer und lassen sich im Hofraum nieder. Der Lehrer nimmt drei Palmblätter in die Hand, schneidet sie gleichförmig, durchlocht sie und schneidet zuerst den Buchstaben H, der den Namen Wischnus bezeichnet, sowie eine an diesen Gott gerichtete Gebetsformel ein. Hierauf wird Safran auf die Palmblätter gerieben und diese werden zusammengebunden. Inzwischen ist auf dem Hofraum ein quadratischer Platz mit Kuhdünger bestrichen und dadurch nach indischer Vorstellung gereinigt

Digitized by Google

worden. Es wird dann wieder Safran gerieben, mit Waſſer angefeuchtet und (mit Lehm) zu einem kleinen Klumpen geknetet, auf deſſen Spitze ein Grasbüſchelchen befeſtigt wird. Dieſes Häufchen, in die Mitte des mit Kuhdünger gereinigten Platzes geſtellt, ſoll den Ganeſa darſtellen, den bei den Tamulen ſehr beliebten und von den Schülern allgemein verehrten Gott der Gelehrſamkeit. In einem Topfſcherben



Bibelſprüche auf Palmblättern.

wird Feuer gebracht und Weihrauchkörner darauf geſtreut. Vor das Götzenbild werden ein Topf mit Reis, Betelblätter, Arekanuß und eine in zwei Hälften zerſchlagene Kokosnuß, ebenſo die drei vom Lehrer zerſchlagenen Palmblätter gelegt. Der Knabe wird gerufen und fällt vor dem Lehmgötzen nieder, worauf ihm der Lehrer die Palmblätter in die Hand giebt und das Geſchriebene dreimal vorſagt. Darauf ſetzen ſich beide hin, und die Angehörigen bringen vier oder auch acht Maß Nelln (unausgehülſten Reis) und ſchütten ihn vor dem Lehrer aus. Dieſer breitet ihn mit der

Digitized by Google

Hand aus, nimmt die Hand des Knaben und malt, indem er dem Jungen die Hand führt, dreimal den Buchstaben H auf den Reis. Der Junge erhebt sich darauf, nimmt die Palmblätter in die Hand, geht zuerst zu seinem Onkel, giebt sie diesem in die Hand und fällt vor ihm nieder, ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen. Der Onkel giebt ihm Betelblätter, unter welchen ein Geldstück versteckt ist, für den Lehrer. In gleicher Weise begrüßt der Junge die anderen etwa noch anwesenden Verwandten und Bekannten und erhält von jedem derselben Betelblätter und Geld für den Lehrer. Sodann wird ein Gefäß mit Milch gebracht. Der Junge taucht seinen Schreibgriffel hinein und berührt damit seine Zunge. Auch die Milch und das Geld, das vorher schon in die Schüssel gelegt worden war, erhält der Lehrer, der an solchen Tagen eine ganz erwünschte Einnahme hat, zumal wenn er mehrere neue Schüler erhält, deren Eltern wohlhabend sind. Auch von der dem Ganesa zu Ehren zerschlagenen Kokosnuß erhält der Lehrer die Hälfte. Die andere wird zerkleinert, mit Reis, Zucker und Sesamum vermengt und das beliebte Gemisch an den Lehrer und die Kinder verteilt. Damit schließt die Feier im Hause. Hierauf ziehen die Kinder, den neuen Schüler in der Mitte, mit Gesang nach der Schule. Dort angekommen, muß der neue Schüler auf Sand schreiben und geht dann in Begleitung eines älteren Schülers nach Hause, um seinem Vater zu melden: „Der Lehrer will uns heute Ferien geben, wenn du ihm durch mich das Feriengeld schickst!“ In den meisten Fällen rückt der Vater noch 2 Annas heraus, schon um seinem Sohne den Spott der Mitschüler zu ersparen. Bringt der Junge Geld, so giebt es Ferien, und der erste Schultag mit seinen Eindrücken von wesentlich angenehmer Art ist zu Ende. Arme Leute veranstalten natürlich keine solche Feier, verfehlen aber doch nicht, dem Lehrer ein Geschenk zu geben, wenn sie den Sohn zum ersten Male in die Schule bringen.“

Hinsichtlich des Lehrereinkommens herrschen sehr gemütliche Zustände; dasselbe besteht zum größten Teile aus Geschenken an Geld, Lebensmitteln und Kleidern bei Gelegenheit jedes Familienfestes, in regelmäßigen Naturallieferungen und von seiten der Handwerker und des Wäschers in unentgeltlichen Gegenleistungen für den unentgeltlichen Unterricht. Das nötige Brennholz, vielleicht auch statt des Holzes einen getrockneten Fladen Kuhmist, bringen die Kinder jeden Morgen mit in die Schule. Das Öl zur beliebten Einreibung des Körpers, dem sogenannten Ölbade, wird von den Kindern allsonnabendlich im Dorfe für den Lehrer eingesammelt, indem sie singend von Haus zu Haus ziehen, mit Topf und Kokoslöffel bewaffnet. So erhält der Lehrer auch zugleich das nötige Beleuchtungsmaterial für seine steinerne Lampe. Der Lehrer erfreut sich dabei im Dorfe im ganzen einer recht geachteten Stellung und kann sich nebenbei als Winkeladvokat, Schreiber und Rechnungsführer noch manchen Groschen verdienen, so daß er keine Not zu leiden braucht.

Der Unterricht beginnt schon früh bei Sonnenaufgang. Über das Eintreffen der Kinder wird von dem Schüler, der zuerst da ist, genau Buch geführt. Der zuerst erschienene geht bei Schluß des Unterrichts straflos aus; der zweite erhält dagegen zur Strafe für seine Unpünktlichkeit einen Hieb, der dritte zwei, der vierte drei, der zwanzigste also neunzehn Hiebe, damit sie das nächste Mal pünktlicher kommen. Das wirkt ausgezeichnet, und es findet zwischen den Kindern oft ein wahrer Wettlauf nach der Schule statt. Sobald die Kinder da sind und sich auf ihre von der Wand herabgeholten kleinen Matten niedergelassen haben, fangen sie, auch wenn der Lehrer noch nicht da ist, unter Anleitung eines älteren Schülers an zu arbeiten, indem sie den von ihrem Mitschüler vorgesungenen Buchstaben nachsingen und wie er zugleich vor sich in den Sand malen. Auf diese Weise lernen sie laut singend und im Sande malend die 247 schönen, abgerundeten Schriftzeichen des Tamil; die Tamilschrift hat nämlich außer den vorhandenen 18 Konsonanten noch 217 Verbindungen von Konsonanten und Vokalen oder Doppellauten. So ist z. B. für k, kā, kā, kī, kī, kē, kē, kō, kō, kū. kū, keī, kau je ein besonderes Schriftzeichen vorhanden. Die kleinen Tamulenbengel haben es also nicht gerade leicht mit der Erlernung des Alphabets und müssen auch die Lungen beim Buchstabieren gewaltig anstrengen; denn die Leute wollen, daß es

Digitized by Google

in der Schule möglichst laut hergeht und beurteilen danach die Tüchtigkeit des Lehrers, der denn auch nicht sackelt, sondern sobald der Buchstabiergesang schwächer wird, so nachdrücklich mit dem Stocke nachhilft, daß das Geschrei der Gezüchtigten oft den Gesang der nun auf einmal wieder aus Leibeskräften singenden Schüler übertönt. So ist die Nachbarschaft einer solchen Schule für den Europäer eine ganz schreckliche Nervenplage.

Um 8 Uhr zieht die ganze noch ungewaschene Gesellschaft mit über die Brust gekreuzten Armen und das entsetzliche tamulische Einmaleins singend, zum Teiche oder Flusse, um zu baden. Nach dem Bade, bei dem die Zähne sorgfältig geputzt werden und der Mund gespült wird, malen sich die Kinder das Götzenzeichen, die rot-weiße Wischnu-Gabel oder die weißen Siva-Striche an Stirn, Brust und Arme und ziehen dann ebenso, wie sie gekommen, zur Schule zurück, wo sie nun ihre häuslichen Aufgaben hersagen und Gedächtnisübungen machen müssen. Wer seine Aufgaben nicht kann, muß zur Strafe dableiben, falls nicht die Mutter kommt und ihren noch nüchternen Sohn losbettelt, was in der Regel hilft. Wenn der Unterricht zu Ende ist, so folgt die schon erwähnte große Prügelprocedur, nach welcher die Schüler einen Gesang anstimmen, indem sie den Lehrer, früh aufgestanden, ermüdet, hungrig und durstig wie sie sind, fußfällig bitten, sie zum Essen nach Hause zu schicken. „Aber kommt mit der nassen Hand wieder!“ ruft er ihnen nach, d. h. sie sollen, sobald sie gegessen (mit den Händen!) und die Hände gewaschen haben, so schnell wiederkommen, daß ihre Hände beim Wiedereintreffen noch naß sind.

Das Rechnen ist in solchen Schulen eine große Plage, das Einmaleins eine wahre Martermaschine. Missionar R. berichtet darüber: „Ehe die Kinder zur Zahl 1 kommen, müssen sie sich folgende Bruchteile und ihre Vervielfältigung gründlich einprägen: $^1/_{1280}$, $^1/_{640}$, $^1/_{320}$, $^1/_{160}$, $^1/_{120}$, $^1/_{80}$, $^1/_{70}$, $^1/_{60}$, $^1/_{50}$, $^1/_{40}$, $^1/_{30}$, $^1/_{20}$, $^1/_{16}$, $^1/_{10}$, $^1/_8$, $^3/_{20}$, $^3/_{16}$, $^1/_4$, $^1/_5$, $^5/_{16}$, $^3/_8$, $^7/_{16}$, $^1/_2$, $^9/_{16}$, $^5/_8$, $^{11}/_{16}$, $^3/_4$, $^{13}/_{16}$, $^7/_8$, $^{15}/_{16}$. Jeder dieser Bruchteile hat ein besonderes Schriftzeichen, welches gelernt werden muß.“ Die Vervielfältigungstafeln reichen von 1×80, um dies Beispiel zu wählen, bis 900×80! Die Antworten müssen ohne irgend welches Besinnen Schlag auf Schlag folgen. Ebenso wird auch das Einmaleins mit den ganzen Zahlen gehandhabt.

Giebt der Lehrer nun folgende Aufgabe: „29 soll in 5 Teile geteilt werden, wie groß ist ein Teil?“ so rechnen die Kinder folgendermaßen:

$5 \times 5 = 25$. Bleibt Rest 4.
$5 \times {}^3/_4 = 3\,{}^3/_4$. Bleibt Rest $^1/_4$.
$5 \times {}^1/_{20} = {}^1/_4$,

folglich ist das Resultat (bei dem man es sein Bewenden haben läßt):

$5 \text{ in } 29 = 5 + {}^3/_4 + {}^1/_{20}$.

Eine sehr komplizierte Rechnung, welche die Kinder ebenfalls erlernen müssen, ist die sogenannte Nellu- oder Reisrechnung.

Statt auf Tafeln oder in Bücher schreiben die Kinder, nachdem sie die Buchstaben im Sande richtig malen gelernt haben, auf sogenannte Oleis, d. h. auf regelmäßige Streifen von Palmyrablättern, eine sehr schwer zu erlernende Kunst; denn der in der rechten Faust senkrecht gehaltene eiserne Griffel oder Stift, mit welchem die Buchstaben in das Blatt geritzt werden, wird so gehandhabt, daß die Daumenspitze der linken Hand die Spitze des Griffels dirigiert. Der Lehrer selbst hat dabei außer der Beaufsichtigung der Kinder und dem Abhören des Gelernten, z. B. der in ganz unverständlicher Sprache, dem sogenannten Hochtamil, verfaßten Sinnsprüche und der Handhabung des Stockes wenig zu thun. Gegen Mittag folgt die zweite allgemeine Durchbleuung, und die Kinder werden nach einem ebenso rührenden und flehentlichen Urlaubsgesuch, wie das am Morgen gesungene, entlassen.

Die Strafen für gröbere Unarten sind zum Teil ganz barbarische; die Jungen werden, mit den Händen in Strickschleifen hängend, an die Decke gezogen und ihnen dabei die Waden durchgebleut. Erfolgt keine Besserung, so muß der polnische Bock helfen oder der kleine Delinquent muß mit einem großen Holzklotze, der mit einer Kette ans Bein geschmiedet wird, umhergehen. Bei kleineren Vergehen muß der Nachbar des Schuldigen diesen in die Rippen puffen, oder der Arrufte muß zehn- bis dreißigmal die Kniebeuge machen, während er dabei mit der rechten Hand das

Digitized by Google

linke und mit der linken das rechte Ohrläppchen lang zieht.

Selbstverständlich ist bei solchem Unterricht alles selbständige Denken völlig ausgeschlossen; es kommt alles auf ein rein mechanisches, gedächtnismäßiges Einprägen des meist ganz unverstandenen Unterrichtsstoffes hinaus. (Nach einem Berichte des L. M.-Bl.)

Dienstbotenverhältnisse.

Die Dienstbotenfrage ist auch in Indien eine „brennende" für die europäische Hausfrau, umsomehr, als der Europäer des Klimas wegen, das die Hausfrau ebensosehr wie ihre Stellung hindert, in Küche und Haushalt mit zuzugreifen, aber auch infolge des durch die Kaste bedingten Systems der Arbeitsteilung wenig mit Hand anlegen kann. Zwar sind die Dienstboten meist Parias, aber auch sie haben ja ihre Unterabteilungen, die nur bestimmte Geschäfte verrichten; außerdem verstehen sie auch zumeist nur die eine Arbeit, zu der sie direkt gemietet sind. Wir würden uns verwundern, wenn etwa

Diener.

eine Missionarsfrau mit ihrem verhältnismäßig kleinen Haushalte uns einmal ihre ganze Dienerschaft vorstellen wollte, den Kusinikaren und Matei, den Guttireikaren oder Bandikaren, den Todakaren, die Teditschi, den Wannan und die Tannikatschi. Wir staunen, wie man nur so viele Menschen in einem kleinen Haushalte beschäftigen kann. Aber in Indien ist man heilfroh, wenn dieselben mit ihrer Arbeit zur Zufriedenheit fertig werden. Die eingebornen Diener sind in der Regel wenig flink, und jeder verrichtet nur die Arbeit, die ihm zukommt und für die er eigens gedingt ist. Die Grasfrau besorgt nur — gegen einen geringen Lohn von 2 Rupie monatlich — das Gras für das etwa vorhandene Vieh, die Tannikatschi das Wasser, die Todifrau die Beiseiteschaffung alles Unrats und die Reinigung des Badezimmers und der Nachtgeschirre, der Kusinikaren das Kochen und den täg-

Digitized by Google

lichen Einkauf des dazu Nötigen, der Bandikaren die Ochsen und den Karren, der Guttirekaren das Pferd, die Ajah die kleinen Kinder, deren Beaufsichtigung ihre Sache ist. Die Dienstboten sind ja auch in Indien sehr billig bis auf die Kinderfrau, welche ziemlich hohen Lohn erhält, und beköstigen sich selbst. Auch wohnen sie nicht etwa alle im Gehöft, sondern nur einige von ihnen, wie der Koch, der Gärtner, der Fuhrmann und die Ajah, vielleicht noch der Wächter, der Kawelkaren. Die andern gehen nur im Hause ab und zu. Der Koch ist zugleich Diener und hat bei Tische aufzuwarten.

Unter diesen Dienern giebt es oft recht exemplarische Menschen, die es mit der Reinlichkeit und der Ehrlichkeit nicht zu genau nehmen oder dem Trunke ergeben sind. Doch bekommt man mitunter auch recht nette, brauchbare Leute.

Krankheit und Tod.

Indien ist reich an Krankheiten; besonders Cholera und Pocken fordern viele Opfer, und es giebt Zeiten, wo die geschmückten Tempel der Kaliamnen, der Cholera- und Pockengöttin, Tag und Nacht nicht leer werden und der greuliche Ton der Tenfelstrompete in einem fort ertönt. Der häufig auftretende Typhus ist meist eine Folge schlechter Ernährung, gewiß auch der ungünstigen Trinkwasserverhältnisse. Auch Fieber, Rheumatismus, Dysenterie, Aussatz, Augenentzündungen, Krätze und Geschlechtskrankheiten sind häufig. Neuerdings wütet bekanntlich im Norden und bis herab nach Bangalur die Beulenpest.

Die Tamulen unterscheiden zwischen zweierlei Arten des Todes, dem von dem Gotte Brahma verhängten, unabwendbaren, natürlichen und dem durch Sünden verschuldeten, unzeitigen Tode. Nur der letztere ist nach ihrer Meinung durch Zauberei und Darreichung von Arzeneien heilbar, welche, aus frisch gesammelten oder auf dem Bazar gekauften Kräutern zubereitet, in großen Mengen gereicht werden.

Es handelt sich also bei der Erkrankung eines Tamulen vor allen Dingen darum, festzustellen, ob der erstere oder der letztere Fall vorliegt. Deshalb wird sofort der Zauberer gerufen, der einen Brahmanen mit der Todesbefragung betraut, welche in der Verbrennung von allerlei Gegenständen und im Hersagen von Gebeten besteht. Erkennt der Brahmane aus dem seitwärts brennenden Opferfeuer, daß die von Brahma bestimmte Todesstunde gekommen ist, so wird dem Kranken keine weitere leibliche Pflege zu teil, sondern man bereitet ihn zum Tode. Im andern Falle bestimmt der Zauberer, welcher den Zorn des Todesgottes durch allerlei Gaukeleien und eintönigen Singsang zu besänftigen sucht, den zu rufenden Arzt, und dieser reicht dem ins Freie oder in die Veranda des Hauses getragenen Kranken seine Arzeneien; denn im Hause bleiben darf der Kranke nicht, zumal wenn es gerade Neumond oder Vollmond ist. Gesetzt den Fall, er stürbe im Hause, so würde ja das ganze Haus auf Monate verunreinigt. Wenn der Zustand des Kranken nun das Äußerste befürchten läßt, so raufen sich die Angehörigen die Haare und rufen die Götzen an. Der Kranke wird auf heiliges Kusagras gebettet und mit Gangeswasser oder, wenn das nicht zu haben ist, mit dem Wasser eines anderen „heiligen“ Flusses oder Teiches besprengt. Bei dieser Gelegenheit ereignet es sich häufig, wenigstens in Brahmanenhäusern, daß, wenn eben noch Zeit dazu vorhanden ist, eine schwarze Kuh, falls eine solche vorhanden, ans Sterbelager geführt wird, deren Schwanz der mit dem Tode Ringende zu halten hat. Die Seelen der Toten müssen ja auf dem Wege ins Jenseits über einen tiefen Fluß — da soll der Kuhschwanz ihnen als Halt dienen, daß sie nicht versinken.

Endlich, weun der Tod ganz nahe ist, liest der Brahmane gegen reiche Geschenke Denksprüche aus der Vaikuntha Ammanei, der Hindu Sterbetrost, einem Buche, das vom Paradiese handelt, vor, und die Angehörigen gießen dem Sterbenden, damit er im Paradiese Kailasam ihrer gedenke, Milch in den Mund, wobei sie nicht vergessen dürfen, ihren Namen zu nennen, damit der Kranke weiß, wer ihm diesen Liebesdienst erzeigt hat.

Sobald der letzte Atemzug vorüber ist, bricht die ganze Versammlung in herzzerreißende Wehklagen aus. Insonderheit

Digitized by Google

die Weiber raufen sich die Haare und schlagen sich mit den Fäusten vor die Brust. Das dauert so lange, bis die Verbrennung vorüber ist. Die ganze Verwandtschaft wird von dem Todesfalle in Kenntnis gesetzt, und von allen Seiten bringt man dem Verstorbenen die letzten Gaben in Gestalt von Kleidern und Lebensmitteln dar. Sein Haupt wird gewaschen und mit Öl gesalbt und zu Brei geriebener Betel ihm in den Mund gesteckt, da er selbst ihn nicht mehr kauen kann. Die fest mit einem weißen Tuche umwickelte und eingeschnürte Leiche wird auf Bambusstäbe gebunden und zum Brennplatze getragen. Der Zug geht über Kleidungsstücke, welche der Wäscher ohne Erlaubnis und Wissen der Eigentümer bis zum Brennplatze hin ausbreitet. Voran tanzt der Sohn oder der Barbier mit einem Topfe auf dem Haupte, in welchem getrockneter Kuhmist brennt. Dann folgt eine Musikbande mit Trommeln, Hörnern und Teufelstrompeten und hinter ihr die Leiche und das Trauergefolge, in dem sich auch die Frauen des Hauses befinden. Da das Paradies nach der Anschauung des Hindu im Norden liegt, so legt man den Leichnam mit dem Kopfe nach Süden auf den aus dürrem Holze und Kuhmist aufgeschichteten Scheiterhaufen. Noch eine Wegzehrung in Gestalt von Reis wird ihm in den Mund gestopft, und dann nach allerlei peinlich beobachteten Ceremonien der Holzstoß vom Sohne, oder wenn kein solcher vorhanden, sonst vom nächsten Angehörigen angezündet. Am folgenden Tage sammelt der Vettiän (Leichenbrenner) die Asche, benetzt sie mit Milch und senkt sie in den Fluß. Friedhöfe unserer Art giebt es also im Tamillande nicht, außer für Europäer.

Digitized by Google

Anhang.

Tamulische Sinnsprüche.

Die Tamulen besitzen eine außerordentlich reiche Litteratur. Dieselbe ist besonders auch reich an dichterischen Erzeugnissen, unter denen die Spruchpoesie das weiteste Feld einnimmt, was uns nicht wunder nimmt, da der Tamule zum beschaulichen Philosophieren neigt. Wahre Perlen der Lebensweisheit finden sich in dem „Edelstein alttamulischer Poesie", in dem Kúral des Tiruwálluwer (Kúral = „Kurzzeiler") mit seinen Sprüchen von Weisheit und Tugend, von Staat und Gut, von Liebe und Lust, den drei vornehmsten „Strebezielen" des Menschen, im Nidinerivilakkam des Wöllalen Kumaragurupara, der vor mehr als zweihundert Jahren angeblich in Tirunelweli lebte und dessen von Tugend, Gut, Lust und Himmel handelnde Sprüche vielfach in den Schulen gelernt werden, und in den zahlreichen sonst noch vorhandenen Spruchdichtungen und Spruchsammlungen. Tiefe Weisheit und praktische Lebensklugheit kommt in diesen durch ihren Inhalt häufig an unsere Sprichwörter, ja an biblische Sprüche erinnernden Sinnsprüchen zum Ausdruck. Einige Proben aus dem Kúral (nach Grauls Übertragung), dem Nidinerivilakkam („Leuchte auf dem Tugendpfade"), den Spruchsammlungen Mudurei und Kondreiwenden mögen das bestätigen und illustrieren. Die meisten derselben sind älteren und neueren Jahrgängen des L. M.-Bl. entnommen, die aus Mudurei und Kondreiwenden nach der Übersetzung des Missionars Gehring, die sehr wortgetreu den Originaltext wiedergiebt, angeführt. Natürlich hat die wortgetreue Wiedergabe dieser oft sehr kurzgefaßten und den Gedanken nur andeutenden Sprüche mitunter ihre großen Schwierigkeiten, und um das Verständnis derselben überhaupt zu ermöglichen, mußte eine etwas freiere Wiedergabe hie und da stattfinden. Auch die eigentümliche Art der Tamulen, zu reimen (am Anfang, z. B. Ijär dötei, tijär kolwer) läßt sich bei der Übertragung nur schwer oder gar nicht nachahmen. Graul hat es vortrefflich verstanden, wie im folgenden seine Kúralübersetzung beweist.

Sprüche aus dem Kúral.

A steht an der Spitze aller Laute;
Dasteht an der Dinge Anhub Gott.

Neigt sich nicht dein Haupt dem Namen Gottes,
Gleicht es dem Gefäße, das nichts faßt.

Schlüpft kein Tröpflein aus des Himmels Schleuse,
Lüpft kein grünes Gräslein selbst sein Haupt.

Digitized by Google

Fleckenreines Sinnes sein, ist Tugend,
Geckenhaft ist jeder andre Ruhm.

Vier zu meiden hat der Tugendsame:
Gier, Zorn, Neid und bittres Wort dazu.

Leben leiht die Lieb'; an Liebelosen
Weben Haut und Knochen bloß den Leib.

Glutgebrannte Wunden heilen innen.
Thut das auch der Zungen-Wunde Narb'?

Adel ist es, edle Sitte halten;
Tadelvoller Wandel — Pöbels Art.

Seinen Pflüger trägt das Erdreich; trag denn
Deinen Schmäher auch, der dich zerpflügt!

Sag einmal, wenn's sein soll, Sitteloses!
Wag zu sagen ja Sinnloses nie!

Sie, die Sünde, schleicht ja hinterm Thäter,
Wie der Schatten, bis zum Untergang.

Echt Freigeb'ge achten auf Ersatz nicht;
Recht wie Wolken wohlthun — ganz umsonst!

Schnell nicht sei zur Schädigung des Schwachen!
Stell erst vor den Stärkern dich im Geist.

Sprich, o Mensch, nicht wider deinen Busen,
Dich versengen wird dein Busen sonst!

Schlimm ist Grimm, der doch nichts schafft am Ende;
Grimm, der etwas schafft, ist schlimmer noch.

Der bloße Hauch welkt die Anitschablüte;
So welkt ein finstrer Blick des Gastmahls Güte.

Auch im Untergehen wanken nicht Geistesgroße.*)

Sprüche aus Kondreiwenden.**)

Giebst du nicht gern von deinem Gut,
Machst böse Erben du wohlgemut.

Rechnen und Schreiben — sie taugen
Wie zwei helle Augen.

Hast du auch nur Bettlerbrot —
Thue doch, was recht vor Gott!

Recht wandeln mehr den Priester ehrt,
Als wenn sein Mund nur Tugend lehrt.

Ein Schmuck gar rein und echt
Ist Keuschheit dem schönen Geschlecht.

Der Kluge schnell vergißt,
Was unerreichbar ist.

Ob niedrig der Mann —
Red' in Demut ihn an!

Ist dein Pfeil auch spitz —
Prahlen ist nichts nütz.

Verleumdung in Verleumders Ohre frommt,
Wie wenn der Wind zum Feuer kommt.

Die Eltern werden hochgeehrt,
Wenn der Söhne Weisheit man preisen hört.

---

*) Vgl. Ulrich von Württembergs Wahlspruch:
Sic fractus illabatur orbis —
Impavidum ferient ruinae!

**) Von Auweijar, der Schwester des Kuraldichters Tirnwalluwer.

Digitized by Google

Willſt du haben genug,
Leg die Hand an den Pflug!

Ränke und Streit
Bringen nur Leid.

Verwandte wird man hoch erheben,
Wenn friedlich ſie beiſammen leben.

Hat Reichtum dir beſcheret Gott,
Brich auch dem Hungrigen dein Brot!

Der beſte Berater
Iſt allzeit der Vater.

Ein fühllos Weib
Iſt Feuer im Leib.

Zürnet dir Gott,
Kommſt du in Not.

Wer ausgiebt, aber nicht erwirbt,
Gewiß zuletzt im Elend ſtirbt.

Süßer ſchmeckt's als Dienerſpeiſe,
So du pflügſt dein Land im Schweiße.

So dir's gebricht,
Dem Freund ſag's nicht!

Wie klein die That —
Erſt pflege Rat!

Redeſt du auch Arme an,
Sprich nicht, was ſie verletzen kann!

Wer heute noch iſt arm und klein,
Kann morgen hochgeehret ſein.

In niedrer Leute Mitte
Gebricht's an guter Sitte.

Arbeite und iß,
Dann ſchmeckt dir's gewiß.

Wie Ambroſia ehre
Der Alten Lehre!

Solange einer ſchweigen kann,
Gilt er für einen weiſen Mann.

Aus der Sammlung Mudurei.

(Von derſelben Dichterin.)

Das Waſſer, welches man der Kokoswurzel ſpendet,
Iſt nie und nimmermehr verſchwendet;
Sie giebt verſüßt es wieder in der Krone:
Beim Wohlthun ſorge nicht, ob ſich's auch lohne!

Wie Schrift, in Stein gehauen, unauslöſchlich iſt,
Ein dankbar Herz erwieſenes Gute nie vergißt.
Doch wird der Undankbare ſtets vergeßlich bleiben:
Wer wird denn auch auf Waſſer wollen ſchreiben?

Die Milch bleibt ſüß, wenn man ſie ſiedet heiß,
Durch Brennen mehret ſich des Kalkſteins Weiß:
Der Edle bleibet edel aller Zeiten,
Auch wenn er ſchweres Ungemach muß leiden.

Kein Werk gelingt, es ſei zu ſeiner Zeit,
Durch Ungeduld kommſt du dabei nicht weit:
Erſt wächſt der Baum und breitet ſeine Zweige,
Eh er dein Herz erfreut, der früchtereiche.

Wird der ſich vor dem Feinde bücken,
Der frei dem Tod ins Aug' kann blicken?
Die Säule kann ſich biegen nicht,
Wenn ſchwer belaſtet, nein, ſie bricht!

Vom Waſſer, welches Reisland nährt,
Manch Gräslein auch am Ufer zehrt:
So iſt oft eines Guten wegen
Viel Böſen auch beſchert der Regen.

Digitized by Google

Wie Störche, wenn der Teich vertrocknet, weiterziehen,
Sieht falsche Freunde man des Unglücks Stätte fliehen.
Doch wie die Wasserpflanze bleibt in trockner Teiche Grunde,
Bleibt treu der Freund auch in des Unglücks Stunde.

Zerborsten bleibt ein goldner Topf im Werte,
Zerbrochen ist ein irdner nur gebrannte Erde:
Nicht groß beachtet man die Übelthat der Großen,
Wenn Kleine fehlen, werden sie sofort verstoßen.

Unweiser Zorn ist gleich dem Spalt im Stein,
Dem Sprung im Gold mag andrer Zorn vergleichbar sein;
Wie Pfeiles Wunde auf des Meeres Welle
Vergeht der Zorn des Weisen auf der Stelle.

Die Kobra, ihres Gifts bewußt, hält sich verborgen,
Weil giftlos zeigt die Wasserschlange sich ohn' alles Sorgen:
So scheut der Falsche auch der Sonne freundlich Licht,
Ein treues Herz erschrickt vor ihrem Glanze nicht. (Vgl. Joh. 3, 20.)

Vergleichet man den König und den Weisen,
Wer von den beiden ist der Größere zu preisen?
Den König wohl sein eigen Land in Ehren hält,
Jedoch des Weisen Königreich — das ist die Welt.

Der Weise liebt den Feind bis in den Tod,
Ob der ihm gleich nur Leid und Schmerzen bot:
Der Baum hat kühlen Schatten auch für alle,
Durch deren Axthieb er sich neigt zum Falle.

Sprüche aus Nidinerivilakkam.

Jugendschöne ist eine Wasserblase,
Vollglück ist eine im Wasser sich wälzende Welle,
Leben ist ein ins Wasser geschriebener Buchstabe.
Warum, o Freunde, verehren wir nicht Gottes Angesicht?

Wer mühvoll gewonnenes Wissen nicht wahrt,
Wer mühvoll nach neuem Wissen nur fahndet,
Ein Thor — das Gold aus der Hand wirft er, das gewonnene,
Sand siebend sucht er seufzend nach neuem.

Wissen ist der Weisen wahrer Schmuck.
Welcher Schmuck schmückt sie mehr?
Fehlt der Perle der Perle Pracht?
Fehlt der Schönheit die Schöne?

Digitized by Google

II.

Ein Rundgang durch das Familland.

Digitized by Google

A. Die nördlichen Distrikte.

Die Riesenstadt Madras.

Ceylon, der in saphirener Schale schimmernde Smaragd, liegt lange hinter uns. Mit mächtigem Schnauben und Stampfen hat uns der schöne Steamer, es ist die „Preußen“, durch die infolge der Monsunstürme recht schwere See des bengalischen Busens bis auf die Höhe der Sieben Pagoden gebracht, deren massive Felsenfaçaden, höchst unpassend gekrönt von dem neuen Leuchtturme, durch die Wipfel der Palmyrapalmen von der sonst kahlen, hügeligen Küste herübergrüßen. An Bord des Schiffes herrscht reges Leben, wie immer in den letzten Stunden vor der Landung, und manches bewaffnete Auge richtet sich schon erwartungsvoll nach Nordwesten, wo in lichtgrauen Dunst gehüllt an der flachen geradlinigen Küste die Riesenstadt Madras mit ihrem Fort und ihren zahlreichen Pagoden, Kirchtürmen und Palästen immer näher heranrückt, zuerst St. Thomas, dann das Mohammedanerviertel Tiruwallikuni mit prunkhaften aber wenig geschmackvollen Gebäuden im Vordergrunde, weiterhin das nur von Militär bewohnte Fort mit Signalstation und Leuchtturm in unmittelbarer Nähe, die Blacktown mit Handelshäusern und großem Postgebäude. Die landeinwärtsgelegenen Villenvorstädte sind von der 15 Kilometer langen Küste nicht sichtbar, reicht doch die Stadt meilenweit ins Land hinein. Schon sieht man durchs Glas die sonnenbeschienenen Häuser der Beach und vor allem das hochragende Fort in deutlichen Linien auftauchen; da schwenkt das mächtige Schiff in großem Bogen nach links und dampft nach einer halben Stunde durch die enge Einfahrt majestätisch in den weiten Hafen der großen Metropole des Tamillandes ein, in den der eiserne Landungsmolo mit Laufkrahn und Eisenbahn hineinragt. Der schwere Anker rasselt nieder auf den Grund, daß das gewaltige Schiff in allen seinen Fugen erzittert; ein letzter, mächtiger Ruck, und wir liegen fest, dicht umschwärmt von einer Fülle großer und kleiner Boote, deren braune Insassen, mit Lendentuch und Turban bekleidet, mit lebhaften Gesten durcheinander schreien und lärmen und ihre Dienste beim Landen anbieten. (S. Panprama v. Madras S. 120.)

Madras, die rings von dem Distrikte von Sengelpat umschlossene Hauptstadt der großen Madras-Präsidentschaft, ist zugleich die größte und wichtigste Stadt des Tamillandes. Die Eingebornen nennen die Stadt Sennapáttanam, d. i. große Stadt, oder auch kurzweg Páttanam, d. i. Stadt. Die Einwohnerzahl beträgt noch nicht ganz eine halbe Million Seelen, unter denen sich rund 50 000 Mohammedaner und 40 000 Christen aller Konfessionen befinden.

Früher landete man meist am Südstrande, südlich vom Fort St. Georg, und wurde infolge der starken Brandung oft recht unsanft auf den Strand gesetzt, so daß gleich der erste Eindruck beim Betreten des Landes ein recht unangenehmer war und manchen Reisenden ein unbehagliches Gefühl schon im voraus beschlich, wenn er, die rotsandige Küste entlang

Digitized by Google

fahrend, die kahlen, wellenförmigen Hügel von Sabrás mit ihren schlanken Palmyrastämmen und den dazwischen verstreuten ärmlichen Wohnungen erblickte. Besonders von Damen wurde der Anblick des langersehnten Landes mit recht gemischten Gefühlen begrüßt; denn die letzten zwölf bis fünfzehn Schritte wurde man von den Eingebornen ans Land getragen, da die Boote nicht ganz bis ans Land kamen. Jetzt tritt man von der Landungsbrücke direkt in den Sand des Ufers und landet gegenüber dem eigentlichen Kern der Stadt, der sogenannten black town oder schwarzen Stadt, der Stadt der Eingebornen. Um diese gruppieren sich in weitem Bogen eine große Anzahl von Stadtteilen und Vorstädten, die einen bedeutend größeren Raum einnehmen als die am Meere gelegene black town. Die Küste macht zunächst einen unschönen Eindruck: Warenballen, Boote, Krahne, Holz- und Fässerhaufen und Waggons bunt durch einander. Der in Schlangenwindungen die Stadt mitten durchströmende Kumfluß, welcher dicht vor seiner Mündung eine große Insel bildet, trennt die schwarze Stadt und das südlich derselben gelegene Fort St. George mit den Bureaus der englischen Beamten von den südlichen Vorstädten Sindatripöttei, Tiruvallikéni mit den Tschipak = Gärten am Meere, Radschapöttei, Adyar Mai-

Hauptbahnhof in Madras.

lapur und St. Thomé, durch welche sich die sogenannte Bergstraße (Mount Road) bis zum Thomasberge im Süden lang hinzieht. Im Norden der schwarzen Stadt liegen die beiden Vorstädte Rajapuram (am Meere) mit dem großen Centralbahnhofe und der neuen lutherischen Kirche und westlich davon Tondiarpöttei, im Nordwesten Perambur, vom Schienenstrange der Madrasbahn durchschnitten. Westlich vom Häusermeere und Straßengewirr der black town dehnen sich bis weit nach dem Süden hinab die einen sehr bedeutenden Flächenraum einnehmenden Stadtteile Purfebakam mit dem großen Missionscompound der Leipziger Mission, Vépery mit der lutherischen Vepery-Kirche, Pudupöttei mit dem Bahnhofe der Südindischen Eisenbahn im Westen, Nangambakam und Tannampöttei mit großem seeartigen Teiche. Ein großartiges Panorama thut sich vor den Blicken auf, wenn man von der Spitze des südlich vom Hafen gelegenen Leuchtturms hinausblickt über das endlose Häusermeer der schwarzen Stadt oder vom eisernen Pier im Hafen aus den Blick an dem Gestade hinabschweifen läßt bis zu dem aus weiter Ferne herübergrüßenden Fort und dem noch weiter entlegenen Thomasberge, auf dem der Apostel Thomas der Sage nach den Märtyrertod gefunden hat.

Überblickt man die Riesenstadt von einem hochgelegenen Punkte aus, so fällt einem zunächst das ungeheure Areal auf, welches dieselbe bedeckt. Eine Fläche

Digitized by Google

von annähernd 27 englischen Quadratmeilen bedecken die zahlreichen um den Kern der Stadt sich gruppierenden und überaus weitläufig angelegten Stadtteile und Vorstädte, die meist zu Stadtteilen gewordenen 36 Dörfer und 3000 Acres Feld und Gartenland, die zur Stadt gehören. Der Umfang dürfte gegen sechs Stunden betragen. Während die schwarze Stadt ein dichtes, von Tempeltürmen hie und da überragtes Gewirr von engen Straßen und Gassen und Bazaren darstellt, machen die übrigen Stadtteile mehr oder weniger den Eindruck eines mächtigen grünen Parks oder eines hie und da gelichteten Waldes, aus dem die dazwischen verstreuten Paläste und Landhäuser der Europäer, Kirchen und sonstige hervorragende öffentliche und private Gebäude, Bazare, Kunstteiche und lange Straßenzeilen hervorblitzen. Nur das Fort St. Georg und die schwarze Stadt machen eine Ausnahme. Es ist zu verwundern, daß man es ermöglicht hat, der öden sandigen Fläche, auf der die Stadt erstanden ist, bis auf weite Strecken noch vor die Stadt hinaus eine solche üppige Vegetation abzugewinnen. Weite Plätze und schattige Alleen, die sich zum Teil stundenweit erstrecken, finden sich überall. Je weiter man sich von der Stadt entfernt, desto dürftiger beginnt die Vegetation zu werden; Palmyrapalmen und gelb und weiß blühende Kakteen geben auf weite Flächen der großenteils unbebauten Landschaft ihr charakteristisches Gepräge.

Es ist sehr erschwert, aus eigener Anschauung einen orientierenden Gesamteindruck von der Anlage der Stadt zu gewinnen. Madras hat ein „heißes Pflaster“; wiewohl es ja gepflasterte Straßen gar nicht giebt, darf man so sagen. Die schreckliche Glut, die über dem Häusermeere und in den Straßen brütet, verbietet es dem Europäer, es sei denn am Abend, wenn er sich nicht an seiner Gesundheit ernstlich gefährden oder doch aufs äußerste erschöpfen will, in den Straßen der Stadt umherzugehen und sich alles anzusehen. Man fährt in geschlossenen Wagen der verschiedensten Konstruktion, denn die modernen Verkehrsmittel europäischer Großstädte, Pferdebahn und elektrische Bahn, sind nicht vorhanden. Dabei entgeht einem natürlich vielerlei, und der Ortssinn empfängt keine der Orientierung förderlichen Anhaltspunkte.

Blickt man vom Leuchtturme, der auf freiem Platze zwischen der schwarzen Stadt und dem Fort sich erhebt, nach dem südlich gelegenen Fort, so grüßt aus dessen Mitte der hohe Turm der Kathedrale, der sich weithin sichtbar gen Himmel reckt, herüber. Die tadellos saubere Festungsstadt ist abgesehen von den hie und da zwischen den Kasernen und Offizierswohnungen und Mauern auftauchenden Schildwachen wie ausgestorben. Südlich vom Fort, das übrigens einen ziemlich bedeutenden Flächenraum einnimmt, mündet der Kum. Die schöne große oval geformte Insel, die er vor seiner Mündung bildet, kurzweg das Island genannt, ist mit schönen Anlagen bedeckt. Um ein ungeheures Rondel ziehen sich prächtige Fahrwege. Weiter nach Süden schließt sich unmittelbar der herrliche, gazellenreiche Tschipak (Chepauk)-Park an, eine große Anlage unmittelbar am Meere, in der sich der Palast des Nabob, der sog. Tschipak-Palast, und der Palast des Gouverneurs erhebt. Westlich von den Tschipak-Gärten liegen die Stadtteile Sindatripöttei (Sindatripetta) und Tirwallikeni (Triplicane), ersterer in einer weiten Bogenschlinge des von Booten reich belebten Kumflusses eingeschnürt, letzterer der Hauptsitz der zahlreichen in Madras ansässigen Mohammedaner. Dann folgen nach Süden Nojapöttei mit dem schönen großen Missionsgehöft der Wesleyaner, Mailapur, Adyar und St. Thomas am Adyarflusse. Die Anlage dieser südlichen Stadtteile ist mehr dorfartig, als die der black town. Die Veranden der einstöckigen, ganz im Grünen liegenden Häuser verleihen mit ihren buntbemalten, zum Teil auch schön geschnitzten Säulen den Straßen ein freundliches Aussehen. Die Wiesen und Alleen, welche diese Stadtteile verbinden, machen nicht den frischen, freundlichen Eindruck unserer großstädtischen Anlagen, da das Gras den größten Teil des Jahres von der Hitze versengt und das Laub der Alleebäume dick mit rotem Staube bedeckt ist. Wirbelt doch jeder Windstoß mächtige rote Staubwolken auf.

In der im Norden von Mailapur gelegenen portugiesischen Kirche zeigt man in einer leeren Nische das Grab des

Digitized by Google

Ap'ostels Thomas, der, wie bereits angedeutet, weiter landeinwärts auf dem zwischen Mailapur und dem perija malei, d. i. großen Berge sich erhebenden sinna malei (kleiner Berg) von den Eingebornen ermordet worden sein soll.

Am Fuße des Thomasberges, vor dem sich ein von freundlichen weißen Häusern eingeschlossener Exerzierplatz ausdehnt, steht eine Kapelle der Wesleyaner, zu der hohe Treppenabsätze emporführen. Die Anhöhe selbst ist mit europäischen Häusern anmutig geschmückt; auch ein europäischer Gottesacker findet sich oben.

Sobald man Mailapur hinter sich hat, nimmt schon der Anbau merklich ab. Nur die romantischen Ufer des kleinen Adyarflusses, mit europäischen Landhäusern besetzt, die aus dem dunkeln Grün malerisch hervorblitzen, machen eine Ausnahme. Der Adyar selbst ist von einer schönen Brücke, der Elphinstone Bridge, überspannt. Übrigens hat die einst ganz wüste Gegend durch Baumanpflanzungen auch hier bereits wesentlich gewonnen.

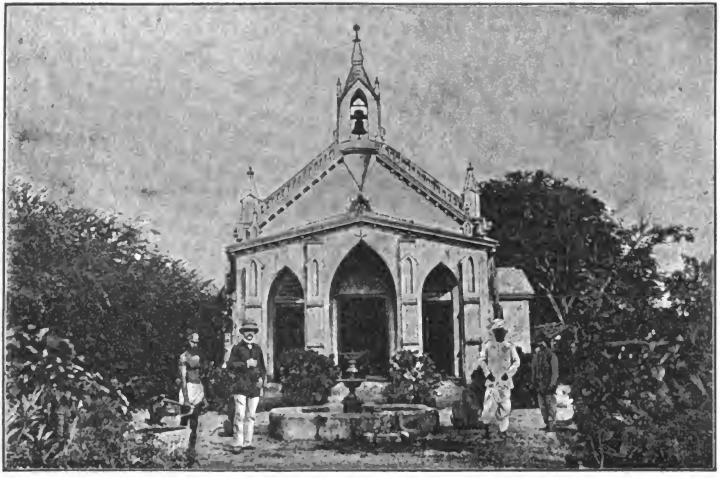
Ein von Norden her zwischen Tondiarpöttei und Perambur herabkommender Kanal, in welchen ein Pursebakam von Perambur trennender Seitenkanal einmündet, und der gegenüber der Insel im Kum ausmündet, scheidet die Vêperyvorstadt von der schwarzen Stadt.

Diese besteht zum größten Teile aus einstöckigen, weißangestrichenen Häusern mit offenen luftigen Veranden an der Vorderseite, welche vielfach die Auslagefenster unserer Kaufleute ersetzen und mit allerlei zum Verkauf ausgelegten Waren angefüllt sind. Ganze Straßenzüge weisen zur Rechten und Linken solche offene Bazare auf, in denen man alle möglichen Erzeugnisse des Kunst- und Gewerbefleißes und Lebensmittel zu kaufen bekommt. Die großen Geschäfte und feineren Handelshäuser freilich liegen größtenteils an der langgedehnten Bergstraße (Mount Road). An vielen Gebäuden der black town ist der Mörtel teilweise abgefallen, so daß die verwitterten Backsteine herausblicken; viele Dächer sind stark beschädigt.

Die unreinlichen, von üblen Gerüchen erfüllten und von offenen stinkenden Unratskanälen durchzogenen Straßen der schwarzen Stadt sind fortwährend, höchstens die Mittagsstunden ausgenommen, von einer dichten, sich wirr durcheinander drängenden, laut schwatzenden und schreienden und dabei eifrig gestikulierenden Menschenmenge, zahllosen schweißtriefenden Kulis, Ausfätzigen, widerlichen Bettlern und branntweinduftenden Matrosen durchwogt, so daß Unglücksfälle durch Überfahren zu den täglichen Ereignissen gehören. Denn auch der Wagenverkehr ist, zumal in der Nähe des großen Centralbahnhofes im Norden, ein sehr lebhafter, und man bekommt die wunderlichsten zwei- und vierrädrigen Equipagen und Wägelchen und Karren zu sehen, zum Teil von Pferden, vielfach auch von Zebuochsen gezogen, von den elegantesten Equipagen bis herab zum gewöhnlichen, rohgezimmerten, auf zwei hohen Rädern laufenden Ochsenbandi. Schwere, unbeholfene Karren wechseln mit windschnellen zweirädrigen Miniaturwäglein, den sogenannten Schmetterlingen ab, die sich ihren Weg geschickt durch das dichteste Gewühl der Riesenstadt bahnen und rote Staubwolken aufwirbeln, so daß man kaum die niedrigen Häuser und schmutzigen Tempel erkennen kann. Madras ist eine rechte Weltstadt; alles strömt da zusammen. Das ist ein Rennen und Laufen und Fahren, ein Hasten und Eilen ganz gegen den sonst gemächlichen Charakter der Orientalen! Geschäftig zum Teil, zum Teil würdevoll gemessen, ziehen sie an uns vorüber, die Fußgänger, viele von ihnen, wahrscheinlich Beamte der Regierung, schon die Brille in dem intelligenten braunen Gesicht, die hohen, gelbbräunlichen Gestalten der Mahratten, die judenähnlichen Parsis aus dem Norden in ihren langen kaftanartigen Gewändern, halbeuropäische Mischlinge, die sogenannten Ostindier, die sich jetzt mit Vorliebe Eurasier nennen, finstere, fanatisch blickende Afghanen, geschwätzige Telugus mit weicher, melodisch klingender Sprache und butterglatter Zunge, schmächtige, finster dreinschauende Mohammedaner mit schwarzen Ziegenbärten, mit lebhaften Gestikulationen sich unterhaltend; den Preis aber bekommen die Tamulen, denen man es schon äußerlich ansieht, daß sie „die am weitesten vorgeschrittene Intelligenz in Südindien repräsentieren.“ Dazwischen schreitet wohl auch auf den Perrons der Bahnhöfe der stolze Sohn Albions hochaufgerichtet einher, stolzblickend wie ein Radscha, mit tiefen ehrerbietigen Bücklingen und manchmandachts-

Digitized by Google

vollen Salam, den er kaum beachtet, gegrüßt, und gefolgt von einer Dienerschar, Brahmanen mit fast europäischer Gesichtsfarbe und hochintelligentem, aber anmaßendem und arglistig verschlagenen Gesichtsausdruck, und tausend andere, die sich der Beschreibung entziehen. Kaum ist eine Götzenprozession vorüber, vorausschreitend ein mit Klingeln und buntgestickten Decken behangener Elefant mit schlenkerndem Rüssel, nachfolgend eine die engen Straßen sperrende schreiende Volksmenge, so naht ein Leichenzug, der zum Brennplatze eilt, vorauf Trommler und Hornbläser, dann die Leiche, in weiße Tücher eingewickelt und auf Bambusstäben getragen, hintennach das gleichgültig blickende Trauergefolge; hier sitzt an der Straßenecke ein Gaukler und läßt seine gezähmten Kobraschlangen nach der dickbauchigen Pfeife tanzen, dort zaubert der Ampadden, der Bader, auf offener Straße den schönsten Mondschein auf das Haupt des gebückt am Boden vor ihm Kauernden, während lautschreiende Verkäufer im Vorübergehen ihre



Lutherische Morgensternkirche.

Waren anpreisen. Hier kauert ein alter Erzähler am Boden auf der Matte, umgeben von andächtigen Zuhörern, während Grasmänner und Grasfrauen mit ihren an Hecken und Rainen mühsam ausgegrabenen Grasbüscheln vorüberziehen und sie um eine Kleinigkeit ausbieten; dort lagern behaglich wiederkäuend die roten Buckelochsen der Bauern, die ihre Erzeugnisse in die Stadt brachten, vor dem Wagen, während Palankinträger mit unmelodischem oken n de öken, öken n de oken vorübertraben — so reiht sich im Innern der Stadt Bild an Bild, daß der Neuling tausend Augen haben möchte, um all das Neue, Ungewohnte in sich aufnehmen zu können. Man ist froh, dem sinnenverwirrenden Lärmen entronnen zu sein, wenn man, die innere Stadt verlassend, in die stilleren Straßen der Vorstädte einbiegt oder draußen am Gestade wandelt, wo das gewaltige Brausen des majestätischen Oceans alles verschlingt. Die Beach, eine breite Straße längs des Strandes südlich vom Fort St. Georg, ist darum auch der Lieblingsaufenthalt der

Digitized by Google

Damen von Madras, die dort des Abends gern die frische Seeluft genießen. Die auch von zahlreichen europäisch gekleideten vornehmen Hindus belebte Beach-Straße macht mit ihren vielen stattlichen, öffentlichen Bauwerken, Colleges u. s. w. einen mehr europäisch großstädtischen Eindruck.

In Madras bewohnt jede Familie ihr Haus für sich; wo möglich ist ein Garten am Hause; daher die große Ausdehnung der Stadt, die manchen Beamten zwingt, einen Weg von mehreren Stunden zu machen, um aus seiner Vorstadtwohnung in sein Bureau im Fort St. Georg zu kommen. Die außerordentlich stattlichen, schon mehr Palästen gleichenden Wohnungen der höheren englischen Beamten liegen sehr weit auseinander in großen Gehöften (Compounds), welche oft ansehnliche Flächen bedecken und mit schönen, schattenspendenden Bäumen reich besetzt sind, so daß man eine Wohnung von der nächsten aus kaum sehen kann. Die Häuser selbst sind mit schönen Topfgewächsen und buntblättrigen, blütenbedeckten Ziersträuchern und Schlinggewächsen von großer Mannigfaltigkeit und einer ganz entzückenden Blütenpracht ganz umgeben und machen einen

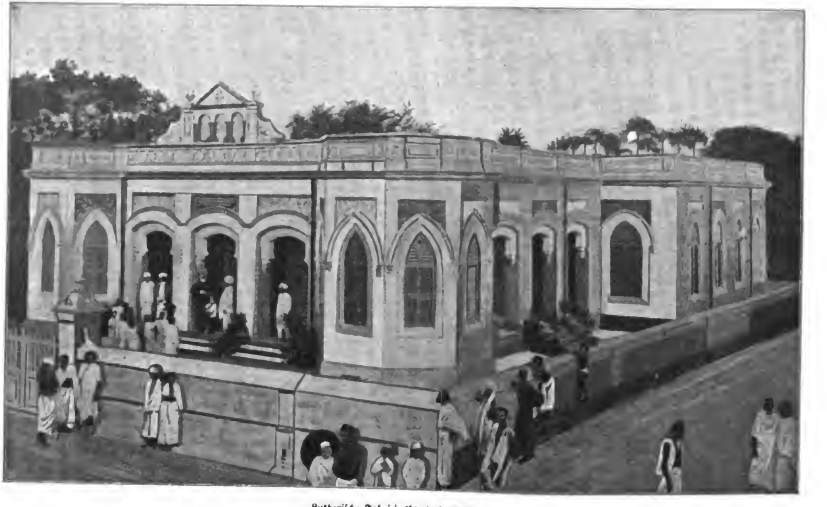
Lutherische Mädchenschule in Madras.

prächtigen Eindruck. Auch das große von stattlichen weißen Säulenhallen umgebene Missionshaus der lutherischen Mission in Purfebakam liegt in solch einem großen Compound, der so ausgedehnt ist, daß ein Wäldchen von etwa achtzig stattlichen Kokospalmen darinnen fast verschwindet.

Madras ist reich an Kirchen aller Konfessionen, deren Erbauungszeit teilweise noch bis ins siebzehnte Jahrhundert zurückreicht. Die lutherische Mission besitzt zwei Kirchen, die ältere im vorigen Jahrhunderterbaute in Vépery und die neue, erst in den achtziger Jahren erbaute Morgensternkirche in Najapuram nahe beim Centralbahnhofe (gegenüber dem neuangelegten schönen Robinsonparke). Im ganzen zählt man über vierzig Kirchen und Kapellen, unter ihnen ziemlich bedeutende Bauwerke. So würde Madras, von der See aus gesehen, den Eindruck einer christlichen Stadt machen, wenn nicht zwischen den Kirchtürmen die heidnischen Pagoden ihre trotzigen, schwermütigen Häupter erhöben.

Der Gouverneur der Madras-Präsidentschaft hat in Madras seine Residenz. Außerdem ist Madras der Sitz des Oberappellationsgerichtshofes, der gesetzgebenden Versammlung (Legislation Council), ferner der obersten Behörden für Steuer und Zoll, für Schul-

Digitized by Google



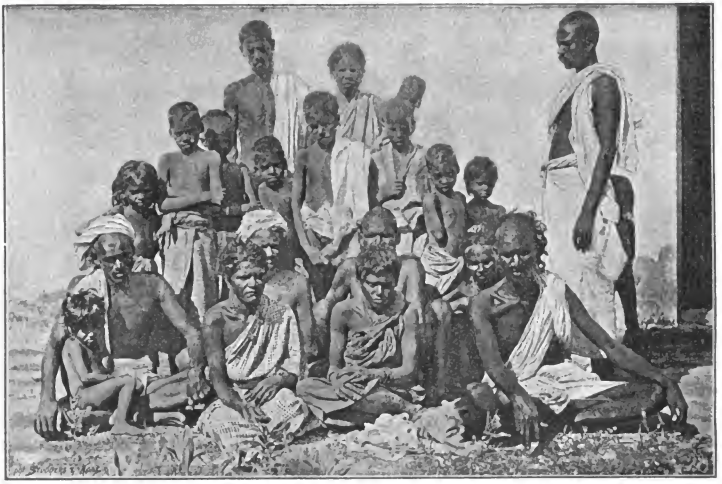
Lutherische Fabriciusschule in Madras.

Digitized by Google

sachen und Bausachen sowie des englischen Bischofs.

Auch eine Garnison liegt in Madras, und zwar europäische und native-Truppen. Die wichtigsten Schulen sind die Universität, die Regierungsschule (Residency College), das freischottische Christian College, ein Hindu-College und mehrere staatskirchliche Schulen und Missionsschulen der Schotten, der Wesleyaner, der Londoner Gesellschaft, der Katholiken und der Lutheraner. Eingebornenschulen giebt es über 700, die Zahl der Baiaderen beträgt über 2000.

Zwischen dem Vépery-Stadtteil und der schwarzen Stadt dehnt sich der über hundert Morgen große Volkspark (Peoples Park) aus, eine schöne, von zahlreichen Wegen durchschnittene Anlage mit prächtigen Bäumen und Rasenplätzen und Teichen, welche anfangs der fünfziger Jahre von dem damaligen rührigen Gouverneur von Madras, Sir Charles Trevelyan, auf dem weiten Platze angelegt worden ist, welcher



Katechumenen aus den Parias mit ihrem Lehrer.

früher den Bewohnern der schwarzen Stadt als „Platz für Schutt und Kehrichthaufen" gedient hatte. Der Park ist angefüllt mit allerlei Sehenswürdigkeiten und enthält einen schönen zoologischen Garten mit Tigern, Löwen, Rhinocerossen, kleinen Leoparden, schwarzen Panthern, weißen und schwarzen Schwänen, die auf den schönen spiegelblanken Teichen schwimmen, ganz wie in einer europäischen Großstadt. Der Stadt ist mit der Anlegung dieses Parkes eine große Wohlthat erwiesen worden. Mancher Leser erinnert sich vielleicht noch des schrecklichen Brandunglücks in Madras, von dem die Zeitungen vor einigen Jahren berichteten und bei dem Hunderte von Menschen erdrückt wurden und in den Flammen umkamen. Die Sache hatte folgenden Zusammenhang. Seit Jahren haben die Engländer in Madras zwischen Weihnachten und Neujahr ein Volksfest veranstaltet. Im Peoples Park werden Buden aufgeschlagen, Spielbuden, Tanzbuden, Trinkbuden, Affenbuden,

Digitized by Google

Zelte, in denen vom Rumpf getrennte Menschenköpfe sprechen können, und vielerlei andere Sehenswürdigkeiten mehr oder minder fraglichen Wertes zur Schau gestellt werden. Wettfahrten, Wettspringen, Wettlaufen von Christen, Heiden, Mohammedanern, einheimischen Ponies, Eseln und Federvieh finden dort statt, wie die Zeitungen berichten. Feuerwerk, ohne welches ein Hindu sich gar kein Fest denken kann, wird auf vielerlei Weise abgebrannt. Regimentsmusikbanden in Uniform, eingeborne Musikanten mit wenig Bekleidung und eingeborne Sängerinnen lassen sich dort hören. Bei dem schrecklichen Ende des Volksfestes am letzten Abend des Jahres 1886, wo über vierhundert Menschen, die eine Viertelstunde vorher noch fröhlich und wohlgemut scherzten, nach wenigen Minuten verkohlt und zu Asche verbrannt waren, da ein Entrinnen aus dem Feuermeer, welches die leichten Buden beim Ausbrechen des Feuers augenblicklich bildeten, nicht möglich war, wäre auch ein Prinz von Travankur um ein Haar mit verbrannt, wenn ihn nicht sein Diener und einige Engländer noch wie einen Brand aus dem Feuer herausgerissen hätten. Sein Begleiter, ein junger Tahsildar aus Wülupuram, verbrannte mit seinem Schwager. Die mit vielen Brennstoffen angefüllten leichten Schaubuden und Verkaufsstände waren auf unaufgeklärte Weise plötzlich in Brand geraten, und in wenigen Augenblicken bildete das Ganze ein einziges wogendes Feuermeer, in dem fast alle rettungslos umkamen, die sich zwischen den Budenreihen aufhielten.

Unter den hervorragenden Bauwerken der Stadt ist besonders der Kunsthafen hervorzuheben, eine großartige Anlage. Infolge der geringen Küstenentwicklung hat die ganze Ostküste von Indien keinen brauchbaren Hafen, sondern die großen Seeschiffe mußten von jeher auf offener See vor Anker gehen. Die Brandung des Oceans an der flachen Küste ist aber eine sehr starke, und so ist denn die Landung in Madras stets eine sehr gefahrvolle und beschwerliche gewesen. Die an Land gehenden Passagiere wurden auf kleinen Booten, den sogenannten Masulibooten, durch die schäumenden Brandungswellen gesteuert und schließlich auf den Schultern ans Ufer getragen. Diese Boote bestanden aus Baumstämmen, die auf der oberen Seite glatt gehauen und nur mit Bastseilen aneinander befestigt waren; ein anderes, festgefügtes Fahrzeug würde in der Brandung zerschellen. Man landete nicht bloß im Norden der schwarzen Stadt, wo sich jetzt der Kunsthafen befindet, sondern auch südlich vom Fort St. Georg, weshalb man auf alten Bildern von Madras das Fort mit der Kathedrale zur Rechten aus ziemlicher Entfernung herübergrüßen sieht. Um die Landung zu erleichtern und weniger gefahrlos zu machen, wurde in den fünfziger Jahren ein großes, tief in den Meeresgrund eingebohrtes Pier von Eisen erbaut, welches, weit ins Meer hinausreichend, die schlimmsten Brandungswellen überbrückte und den ankommenden Reisenden die unangenehme Bootfahrt und den — wenigstens für Damen — noch unangenehmeren Transport auf den Schultern der Eingebornen ersparte.

Erst im Jahre 1875 legte der Prinz von Wales bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Indien den Grundstein zu der neuen Hafenanlage, die, von unermeßlicher Wichtigkeit für die Schiffahrt an dieser Küste, neuerdings solider wiederhergestellt worden ist, nachdem ein Cyklon am 18. November 1881 einen Teil derselben zerstört hatte. Die Anlage besteht aus zwei von gewaltigen Steinblöcken aus den Bergen von Pallaweram erbauten Riesendämmen, welche parallel weit ins Meer hinausführen und an ihren Enden sich umbiegen und einander so nähern, daß gerade noch Raum für die Einfahrt der Schiffe frei bleibt. Der Oberbau der Dämme besteht aus riesigen Cementquadern.

Unter den Parias im Madras-Distrikte ist seit einigen Jahren eine ganz auffallende und hocherfreuliche christentumsfreundliche Bewegung entstanden, so daß es an Kräften mangelt, die zahlreichen Katechumenen, die sich zum Taufunterrichte drängen, zu unterrichten. Ganze Dörfer sind bereits christlich geworden, und die lutherische Mission hat in der letzten Zeit größere Flächen von Land aufgekauft, um die armen Leute seßhaft zu machen und besser vor den gewaltthätigen Unterdrückungen ihrer grausamen heidnischen Brotherren bewahren zu können. Die Umgegend von Madras ist eins der aussichtsreichsten Arbeitsfelder der lutherischen Tamulenmission geworden.

Digitized by Google

Im Distrikte von Sengelpat.

„Ein dürftig Land! Die Brandungswoge schäumt
Am sandgen Ufer; die Palmyra träumt
Auf kahlen Hügeln, wo in niedern Hütten
Die Armut wohnt — — —."

Das weite Stadtgebiet von Madras wird im Norden, Westen und Süden von dem Distrikte Sengelpat umschlossen, der sich lang an der Küste herunter zieht und keine größeren Städte von besonderer Bedeutung aufzuweisen hat. Der ganze Landstrich ist von der Natur wenig begünstigt und die Armut bei der Landbevölkerung demzufolge stellenweise recht groß. Das merkt man deutlich an dem ruinenhaften

Panorama von Madras.

Aussehen so vieler eingefallenen oder halbverfallenen Häuser, zu deren Ausbesserung oder Wiederaufbau die Mittel nicht zu erschwingen sind, zumal da in den letzten Wintern wiederholt Regenmangel herrschte, der in dieser sandigen, hügeligen Gegend besonders verhängnisvoll wird, so daß ein großer Teil der Felder unbebaut liegen bleiben mußte. Man ist leider hier mit der künstlichen Bewässerung nicht so weit vorgeschritten wie in anderen Gegenden. Von vielen Häusern im Distrikt stehen nur noch die Lehmmauern, und viele Familien wohnen in menschenunwürdigen Hütten auf Feldern und an Hecken. Hier wird man es so recht inne, was für ein „gen Himmel schauendes" Land Indien ist, ganz angewiesen auf den Segen, der aus den Wolken niederträuft und die Flüsse füllt und das Land benetzt.

Vom südindischen Bahnhofe aus gelangen wir schon nach kurzer Fahrt nach „Ziegelhausen" — denn das ist die prosaische Bedeutung des Namens der Distrikthauptstadt Sengelpat, eines Städtchens von

Digitized by Google

etwa 20000 Einwohnern, rings eingeschlossen von felsigen Bergketten, die allerdings nur zu mäßiger Höhe ansteigen, und am Morgen mit weißen Tauwolken gekrönt sind. Dicht an der Stadt fließt der Palaru, ein in der Regenzeit ziemlich ansehnlicher Strom, vorüber. Der im Nordosten der Stadt am Fuße der Berge befindliche seeartige Teich trocknet in der heißen Zeit ganz oder doch teilweise aus, bietet aber, sobald die Fluten des Monsun ihn wieder gefüllt haben, monatelang einen wunderschönen Anblick. Abgesehen aber von dem landschaftlichen Reiz, den sein blaues, blinkendes Auge der Gegend verleiht, wird auch die kühle Luft, die von seinen Ufern herüberweht, von den Bewohnern der Stadt, wenn sie abends auf den Dächern oder in den Veranden weilen, sehr angenehm empfunden. In den drei parallel verlaufenden Straßen der regelmäßig gebauten Stadt wohnen Brahmanen und Sudras dichtgedrängt beisammen. Das Pariaviertel, in dessen Nähe auch die Europäer wohnen, ist von der eigentlichen Stadt durch einen schmalen Feldstreifen und einen Teich getrennt. Die letztere steigt am Berge empor, ein Teil der Häuser liegt ziemlich hoch und frei. Nahe bei dem großen Teiche, auf dessen Fluten es von wilden Enten, Wasserschnepfen und anderen hochbeinigen Wasservögeln flattert und wimmelt, stehen noch die Mauern der Festung, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem mutigen 25jährigen Clive mit wenigen englischen Soldaten erobert wurde. Jetzt läuft das Dampfroß über die Festungswerke, und auf der höchsten Erhebung ihrer noch erhaltenen Reste, wo früher wohl die Wachtposten des Nabob von Karnatik standen, ragt nun

vom Leuchtturme aus.

ein Eisenbahnsignalbaum mit schwarz-rot-weißen Armen. Die Eisenbahnstation ist eine der schönsten der ganzen Linie, schön durch ihre Lage und ihre Blumenpracht. Die ganze Veranda ist vom Fundamente bis ans Dach dicht mit herrlich blühenden Schlinggewächsen überwuchert. Die schönsten und mannigfaltigsten Ziersträucher, in bunter Belaubung schimmernd, flankieren die Station auf beiden Seiten. Den Namen der Station liest man zeitweise nicht bloß auf dem angebrachten weißen Brett, sondern auch an der Erde in braunen Krautbuchstaben, vom braunen Gärtner gepflanzt und mit der Schere in Schnitt gehalten.

Sengelpat ist eine der jüngsten, neuerdings erst von Madras abgezweigten Stationen der lutherischen Mission, besonders wichtig wegen der bereits erwähnten christentumsfreundlichen Bewegung in der Umgebung von Madras. Die Station besitzt ein Stück von der Stadt entfernt ein schönes neues Missionshaus. Die Tempel

Digitized by Google

und öffentlichen Gebäude der Stadt sind nicht von Bedeutung.

Eine Bandisahrt von wenigen Stunden bringt uns nach dem Städtchen Tirukarluchikundram, das durch seinen hohen Tempelfelsen unser Interesse in Anspruch nimmt. Es liegt an der Straße nach Sadras einige Stunden südöstlich von Sengelpat und verdankt seinen Namen „Heiliger Adlerberg“ eben jenem Felsen und der sich an denselben knüpfenden Sage. Die Brahmanen haben es meisterhaft verstanden, ihre Plätze auszuwählen; wo immer ein einzeln stehender Berg seine freie Felsenstirn aus der Ebene erhebt, da ist er gekrönt mit einem Tempel des elefantenköpfigen Götzen Ganesa oder des Wischnu oder Siva; wo immer ein fließendes Wasser, umsäumt von schönen Bäumen und hohen Bambusgarben, seinen segenspendenden Lauf durch die grüne Reisebene lenkt, da grüßen die Häupter der Pagoden aus den Palmen.

So hat auch der an sich nicht gerade bedeutende Tempel von Tirukarluchikundram eine schöne, in die Augen fallende und die Gegend beherrschende Lage. Eine steinerne Treppe von 568 Stufen führt uns zum Gipfel des Felsens empor. Trotz der vielen Schweißtropfen, die dabei fließen, ist das Besteigen des Berges sehr lohnend, und jeder, der einmal zu dem oben thronenden Heiligtume, das mit seiner hohen Kuppel und seinem vergoldeten Knopfe weit ins Land hinausgrüßt, emporgestiegen ist, erinnert sich mit Vergnügen der echt indischen Aussicht, die sich da oben in luftiger Höhe bietet, des herrlichen blauen Meeres, das im Osten sich unermeßlich ausdehnt und gegen Abend oft einen kühlen Gruß herübersendet, der schönen Berge im Süden und Westen und des in wunderbaren Farbentönen sich darüber breitenden Abendhimmels, der mit sattblauen, orangefarbenen und leuchtendroten Wolkenstreifen kulissenartig behangen ist, und der zu Füßen liegenden, regelmäßig gebauten Stadt mit ihren imposanten Pagodentürmen. Von den zwei schneeweißen Adlern freilich, die dem Felsen seinen Namen gegeben haben und die seit unvordenklichen Zeiten an jedem Mittage auf den Berg herabschweben sollen, um daselbst ihr Futter zu holen, erblickt der Besucher nichts, obwohl niemand den Felsen besteigt, ohne daß ihm vom Führer dieses Märchen mit der ernsthaftesten Miene vollkommener Überzeugung aufgetischt würde.

Der Abstieg die hohen Treppenfluchten hinab ist recht anstrengend und staucht den Körper weiblich zusammen. Aber unten am Fuße des Berges wartet ja schon das Bandi, auf dessen Bambusbett wir uns nun behaglich ausstrecken und in gemütlicher Unterhaltung der Ruhe pflegen können, während die hohen Räder sich knarrend drehen, bis nach einigen Stunden idyllischer Nachtfahrt das im Mondenschein blitzende Meer auftaucht und der Wagen vor dem Bangalow von Sadrás hält. Dicht am Meere, fast von seinen Fluten bespült, sahen wir die Mauern des turmlosen Missionskirchleins im hellen Mondlicht schimmern und hie und da den mächtigen Blütenschaft einer riesigen Aloe sich vom Horizonte abheben. Wie wundersam tönt die ganze Nacht hindurch das Brausen des nahen Oceans, der unaufhörlich seine donnernden Brandungswellen gegen die sandige Küste wälzt, in unser stilles Schlafgemach, bis endlich der müde Körper sein Recht findet und vom Meeresrauschen eingelullt in tiefen Schlaf sinkt.

Unser erster Weg am Morgen ist nach dem sandigen, mit Muscheln aller Art besäten Meeresgestade, wo reges Leben herrscht. In weiter Ferne taucht ein weißes Segel auf oder mächtige Rauchsäulen bezeichnen den Weg eines großen Dampfers, der aus der fernen Heimat kommend oder zur Heimat zurückeilend wohl gar einen Augenblick eine wehmütige Stimmung in uns hervorruft.

Das Städtchen Sadrás, von den Eingebornen Saturangapatnam d. i. „Stadt des Vierecks“ genannt, ist ähnlich wie das alte dänische Trankebar im Süden eine gefallene Größe. Früher war es eine große und reiche holländische Kolonie und Sitz eines Gouverneurs. Noch heute, wo auf den grünbewachsenen melancholischen Ruinen des alten Forts die Herden weiden, wo ganze Straßen wüste liegen und die halbverfallenen Gärten und Häuser und der alte verfallene Friedhof mit seinen großartigen und schöngearbeiteten Denkmälern als beredte Zeugen den Verfall des Ortes verkündigen, legen die zerstörten Festungswerke in ihren Ruinen von der einstigen Herrlichkeit Saturangapatnams Zeugnis ab.

Digitized by Google

Hauptansicht des Tempels von Groß-Kandschipuram.

Digitized by Google

Mit dem Sinken der holländischen Macht ist auch die Stadt gesunken und fiel endlich mit jener zugleich in Trümmer, und wer heute das armselige Fischernest mit seinen 2500 Einwohnern und seinen verwilderten Gärten ansieht, der hat Mühe, aus den inschriftenreichen Monumenten und all den herumliegenden Steinmassen und Schutthaufen und verfallenen Steinhäusern mit europäischer Bauart die Geschichte der einstigen Größe und des früheren Wohlstandes des Ortes herauszulesen. Fünfunddreißig größere und kleinere Tempel, an den Wegen liegend oder abseits verstreut und von Mauern eingeschlossen, deuten ebenfalls darauf hin, daß Sadras einst bessere Tage gesehen hat; denn die Brahmanen liebten es von jeher, im Vollen zu sitzen. Erfrischend weht die Seeluft von dem etwas ausgebuchteten Ufer her über den Ort, so daß es sich für den Europäer ganz gut da wohnen läßt, zumal da auch gutes Trinkwasser vorhanden ist. Die frische grüne Vegetation hört bald auf, wenn man den Ort und seine nächste Umgebung verläßt; weite unwirtliche, nur stellenweise angebaute, sonst mit Gestrüpp und Palmyrapalmen bestandene Sandflächen nehmen uns draußen vor der Stadt auf.

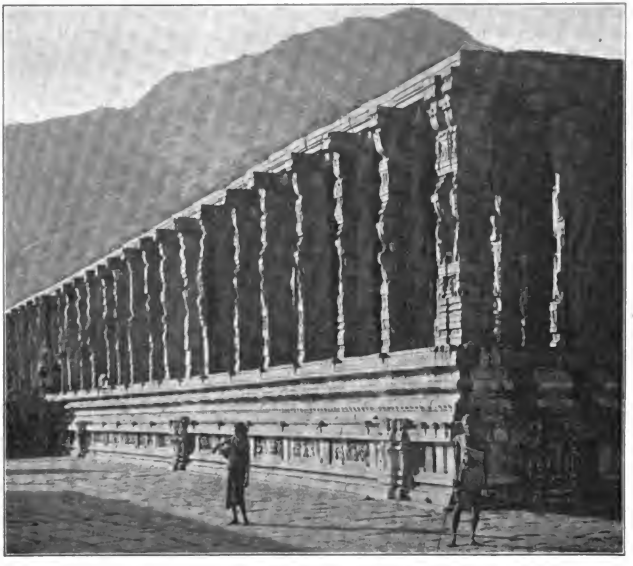
Nachkommen der vielen Mohammedaner, welche Sadras früher bewohnten, sind noch jetzt zahlreich in der Stadt vorhanden und handeln hauptsächlich mit getrockneten Salzfischen. Auch in anderen früher holländischen Besitzungen, wie z. B. in Paleiakattu (Pulicat) findet man sie noch häufig. Diese Tulucker, wie sie das Volk nennt, halten sich in Sadras einen eigenen Priester, der des Tages dreimal mit lauter, glockenreiner Stimme Allah! Allah! und andere Gebetsworte im Freien ausruft, daß es weit über die Stadt hinwegschallt. Ackerbautreibende Sudras sind nicht viele im Orte. Die ortsansässigen Parias wohnen in elenden, niedrigen Hütten und suchen sich auf mancherlei Weise etwas zu verdienen. Einige begießen die jungen Kafuarinopflanzen auf der Plantage eines reichen Kaufmanns und eines reichen englischen Kaplans in Bangalur, andere tragen für den Händler getrocknete Fische in die Stadt. Noch andere zapfen und tragen Palmwein oder fangen im Flusse oder in den Kanälen Fische und Krebse.

Die zur Sudrakaste gehörenden Fischer, meist kräftige Männer, fahren fast tagtäglich mit ihren kleinen Kattamarams, d. h. Holzflößen, auf die hohe See, um sich mit Angeln und Schnüren ihr tägliches Brot aus der Tiefe des Meeres zu holen. Mit Mühe arbeiten sie sich durch die tobende Brandung, schlagen auch manchmal um und verlieren ihr kleines Ruder und Segel mit Bambusstangen, die sie dann schwimmend wieder zusammensuchen müssen. Wir brauchen nur ans Ufer zu treten, um zu sehen, wie sie sich draußen tanzend, wie schwimmende Enten, auf den Wellen des Meeres bewegen. Bald sind sie hoch emporgehoben, bald verschwinden sie hinter einem Wellenberge. Ein Wunder ist es, daß ihrer nicht mehr von den Haifischen weggeschnappt werden, von denen sie viele ans Land bringen. Kaum sind diese Leute gegen Abend ganz erschöpft mit ihrem Fang ans Land gekommen, so stehen auch schon ihre Gläubiger, die genannten Tulucker, mit Körben bereit, um die schon vorausbezahlten Fische in Empfang zu nehmen. Haben die Fischer ihre nassen Kattamarams auf die Sanddünen gebracht, so gehen sie ins Mohammedanerquartier und nach dem Bazar, machen neue Schulden und saufen sich in Palmschnaps voll. Das ist das tägliche Leben dieser armen Leute.

Wer einmal in Sadras ist, darf es nicht versäumen, die eine Stunde weiter nördlich dicht am Meere gelegenen, uralten und weltberühmten „Sieben Pagoden" von Mamállapuram („Stadt des großen Berges") zu besuchen. Man gelangt zu denselben per Boot auf dem Buckinghamkanal, welcher, zum Teil auch durch seichte Binnengewässer, die vom Meere aus mit Wasser gespeist werden und back waters heißen, über Kowelong nach Madras führt. Diese hochinteressanten Felsentempel haben gewiß ein sehr hohes Alter, wenn auch von manchen Seiten entschieden übertriebene Angaben in dieser Hinsicht gemacht worden sind. Ihren Namen verdanken sie möglicherweise dem Umstande, daß von der See aus den vorüberfahrenden Schiffern nur sieben Tempel besonders ins Auge fallen, nämlich die im Süden von der Hauptgruppe inmitten von Palmyrapalmen gelegenen, höchstens 20 Fuß hohen und aus einem Stein gehauenen, mit zierlichen Säulen und Kuppeln und zum Teil sehr

Digitized by Google

plump gearbeiteten Tierkolossen geschmückten fünf Tempel, die nur äußerlich teilweise ganz vollendet sind, während im Innern überall die letzte Hand fehlt, ferner ein am Meere gelegenes ganz verlassenes und verfallenes Heiligtum und der vom Wetter sehr wenig mitgenommene Tempel des Ganeśa von eigentümlicher, eleganter Bauart, der sich im Nordosten am Fuße des Hauptfelsens befindet, dessen östliche schroffe Wand die besten Skulpturen enthält, Menschen, Vögel, Tiger, Affen und andere Tiere darstellend. Die Skulpturen sind zum Teil so vorzüglich und geschmackvoll gearbeitet, daß ein guter europäischer Künstler sie eben nicht besser hergestellt haben und Goethe sein absprechendes Urteil über die indischen Steinmetzen zurückgenommen haben würde, wenn er diese Arbeiten zu Gesicht bekommen hätte. Es ist in der



Tausend-Säulen-Halle.

That keine Übertreibung, wenn man sagt, daß manche der in den Stein gemeißelten mythologischen Scenen sich sehr wohl den Werken guter europäischer Meister an die Seite stellen lassen.

Eine der Skulpturen am großen Felsen stellt eine Scene aus dem Heldengedichte Mahabharata dar, die Büßung des Ardschuna. Er ist auf einem Beine stehend dargestellt, umringt von einem Haufen von Männern, Weibern, Elefanten und unbekannten Tieren. Die ganze Menge der zum Teil sehr wohl erhaltenen Bas-Reliefs an den Außen- und Innenwänden dieser Monolithentempel aufzuführen, ist unmöglich. Das Ganze trägt im allgemeinen leider den Stempel des unaufhaltsamen Verfalls, und die ganze Anlage steht meines Wissens jetzt unbenutzt. Die praktischen Engländer haben ohne Rücksicht auf die

Digitized by Google

Heiligkeit des Ortes auf einem der Felsen einen weithin sichtbaren Leuchtturm errichtet, der einen prächtigen Ausblick auf das Meer und rückwärts über die weite grüne Ebene mit den Bergen im Hintergrunde bietet.

Von Sadras nach Sengelpat zurückgekehrt, müssen wir das Bandi stehen lassen und die nach Arkonam hinaufführende Verbindungsbahn besteigen, um nach der etwa fünfzig Meilen südöstlich von Madras nahe bei dem Palaru („Milchfluß") liegenden früheren Residenz der alten Tscholakönige Kändschipuram (Conjeveram), der „glänzenden" oder „goldenen Stadt", auch kurzweg Kändschi genannt, einer wohlhabenden Stadt von etwa 20 000 Einwohnern, zu gelangen, unter deren Bürgern sich zahlreiche Weberfamilien, besonders auch Seidenweber, befinden. Eine einzige breite Straße führt mitten durch die Stadt bis nach Klein-Kandschipuram. Kandschipuram ist eine rechte Tempelstadt; ein Tempel reiht sich an den andern. Die größte Pagode ist die Sivapagode des Ekambara Swami, im Pyramidenstile von Tandschaur (siehe später!) erbaut. Der Hauptturm, auf den drei steinerne und sechs hölzerne Treppenfluchten emporführen, ist 200 Fuß hoch und gewährt einen schönen Blick über die ganze Stadt und die sie umgebenden Felder und Teiche, Dörfer, Wälder und Triften. Sogar die mächtigen Tempelanlagen von Tiruwanamalei erblickt man weit im Südwesten in dämmernder Ferne. Überall auf Absätzen, Simsen und Mauern treiben sich ganze Scharen von großen und kleinen Affen lärmend herum.

Nahe bei der großen Pagode, die wie alle größeren Tempel des Südens auch ihr tausendsäuliges Mändabam (Pilgerhalle), ein ganz imposantes Bauwerk mit schlanken Säulen und breitem Sims und ihren schönen Tempelteich aufzuweisen hat, befindet sich eine kleinere der Göttin Kamákschi, der „Lustäugigen", d. h. der Párvati, der Gattin des Siva. Auch die Wischnupagode des Dewaradscha Swami in Klein-Kandschipuram enthält schöne Mandabams mit vielen hundert Säulen, die fast einen klassisch-antiken Eindruck machen und reichere Architektur aufweisen, als man sie in Groß-Kandschipuram findet. Ihre Bauart erinnert an Srirangam bei Tritschinapalli, welches später ausführlich beschrieben wird.

Digitized by Google

Im Garten von Kudelur und Sidambaram.

„Säht ihr ihn plötzlich, glaubtet ihr zu träumen,
Ein Garten liegt mit wunderbaren Bäumen
Fern an der Koromandelküste Säumen."

Graul.

Die landschaftliche Scenerie ändert sich sehr wesentlich, sobald wir in den Distrikt von Südárkadu eintreten und uns dem reichbewässerten Garten von Kúdelur und Sidámbaram nähern, der seine üppige Fruchtbarkeit den Strömen Parawanaru oder Pönnaru (Goldfluß), Kedilam, Wöllaru (Weißfluß) und dem mächtigen Kollúdam verdankt, welch letzterer die Südgrenze dieses umfangreichen und besonders im Osten und Süden reichgesegneten Distriktes bildet, in dem auch die Leipziger Mission eine Anzahl blühender Stationen hat (Wülupuram, Kúdelur, Wiruttasalam, Sidámbaram u. a.). Grünend und blühend liegt er da, der palmenflüsternde Gottesgarten, in dem die leuchtende „Himmelsrose" frühmorgens aus den blauen Fluten des Oceans emporsteigt, um abends in purpurner Glut hinter den Palmenwipfeln zu verschwinden.

Der Distrikt hat in der Geschichte der letzten Jahrhunderte wiederholt eine wichtige Rolle gespielt. Die ersten Europäer, welche sich zu Handelszwecken daselbst niederließen, waren Portugiesen. An sie erinnert heute noch der Name der Stadt Porto Novo an der Mündung des Wöllaru, in der sich ebenfalls eine Station der Leipziger Mission befindet. Auch Dänen und später Holländer und Franzosen haben sich seit 1650 in der Gegend von Kúdelur niedergelassen; so findet man noch heutigentags einen alten, wohlerhaltenen Begräbnisplatz der Holländer in Dewapátanam zwischen Neu-Kúdelur und dem Meere.

Bis gegen 1686 waren die Mahratten Herren der Gegend und hatten in Dschindschi (Gingee), das damals noch eine starke Festung war, einen Gouverneur. Heute liegen die Festungswerke und Tempel von Dschindschi in traurigen Ruinen da, und von der einst so mächtigen Stadt ist nichts mehr vorhanden als die gewaltigen Trümmer und Ruinen und das Heer von Affen und anderen Tieren, die das wilde Dschangelgebüsch bevölkern, welches die Stätte des alten Dschindschi überwuchert. Sic transit gloria mundi!

Im Jahre 1682 knüpfte die Ostindische Handelscompagnie der Engländer mit dem Khan von Dschindschi Verbindungen an; alles, was man aus der vorhergehenden Zeit über Südárkadu und Kúdelur weiß, ist wenig zuverlässig. 1683 wurde in Kúdelur das erste europäische Gebäude erbaut.

Als im Jahre 1746 die Engländer Madras verloren, siedelte der Gouverneur von Madras nach Kúdelur über und nahm bis 1849 seinen Sitz in dem eine Stunde Wegs nördlich von der Stadt gelegenen Fort St. David, an dessen Stelle seit 1849 das Fort St. Georg in Madras Sitz der Regierung wurde.

In den Kämpfen des vorigen Jahrhunderts wurde der Distrikt Südárkadu und insonderheit der Bezirk und die Stadt Kúdelur hart mitgenommen. Beide Parteien, sowohl die Franzosen wie die Engländer, hatten sich mit einheimischen Nabobs und Sultanen verbündet, und Südárkadu wurde

Digitized by Google

der Hauptkriegsschauplatz, bis endlich die Engländer die Oberhand gewannen und den Franzosen an der Koromandelküste nur die Kolonien Ponditscheri (Pondichery) und Kareikal (Karikal) ließen, in denen noch heute die französische Flagge weht. Die Kriegswellen wogten damals schrecklich im Lande, und die Reisfelder wurden zu Schlachtfeldern. Die Stadt Kudelur hatte viel zu leiden. Zweimal, im Jahre 1750 und 1782, wurde sie von den Franzosen und ihrem Verbündeten, dem Sultan Tippu Sahib, besetzt. Bei der ersten Einnahme wurde das Fort St. David miterobert und demoliert. Die Engländer, welche nach der Schlacht bei Wandiwasch 1760 wieder nach Kudelur zurückgekehrt waren, mußten 1782 wieder weichen. Am 13. Juni 1783 führte der englische General James Stuart seine Truppen gegen die Stadt, unter ihnen zwei Bataillone Hannoveraner unter Anführung des Oberstlieutenants von Wangenheim und des Majors Barrenius. Die Schlacht fand also in der heißesten Zeit des Jahres statt, und der Kampf wütete von früh 4 Uhr bis nachmittags 2 Uhr. Von den 18 französischen Kanonen eroberten die Engländer 16 und kehrten sie gleich gegen den Feind. Ohne die im französischen Solde stehenden schwarzen Sipahis ließen die Franzosen 42 Offiziere und 600 Mann auf dem Schlachtfelde. Bernadotte, damals noch Sergeant, fiel außerhalb der Stadt als Gefangener in die Hände der Engländer und Hannoveraner. Diese hatten ebenfalls schwere Verluste; auch Barrenius fiel, als er gegen das Fort losging und seine Truppen anfeuerte; er liegt bei Kudelur begraben. Erst seit 1785 blieb Kudelur dauernd in den Händen der Engländer. In dem verfallenen Fort St. David wohnen jetzt noch einige englische Familien.

Südarkadu hat im Verhältnis zu den andern Distrikten der Präsidentschaft die größte Pariabevölkerung, 26 Prozent der ganzen Bewohnerschaft. Zwei Dörfer, eins im Taluk Sidámbaram und eins in Tiruvanamalei, sind ausschließlich von Parias bewohnt.

Die Haupthäfen der Provinz sind Kudelur und das einst durch seine großen Eisenwerke berühmte Porto Novo, von den Eingebornen Parankipöttei, d. i. Frankenvorstadt genannt; denn wie überall im Orient, so nannte man bis Ende vorigen Jahrhunderts auch in Indien die Europäer Franken. Auch etwas größere Schiffe können bei Porto Novo in den Fluß einlaufen. Die Mehrzahl der Stadtbewohner sind jetzt Mohammedaner, die Europäer sind fast ganz aus Porto Novo verschwunden. Kudelur ist eigentlich nur eine offene Reede, welche den Schiffen keinen genügenden Schutz gewährt, so daß sie bei nahendem Sturme ins offene Meer flüchten müssen, um nicht an der Küste zerschellt zu werden.

Die Hauptausfuhrartikel sind, besonders aus dem Taluk Sidámbaram, Reis, Indigo, Felle und der von den Eingebornen auf sehr einfache Weise bereitete Zucker. Das an der Küste durch Verdampfung des Seewassers gewonnene Salz wird von der Regierung, die im ganzen Lande das Salzmonopol hat, hergestellt und verkauft. Die Erdnuß, aus der man hier Lampenöl bereitet und die auf weiten Flächen angebaut wird, bildet einen wichtigen Exportartikel nach Frankreich, wo man sie zur Fabrikation von Baumöl benutzt.

Auf diesen Erdnußfeldern geht es zur Zeit der Ernte ebenso lebhaft zu wie auf unseren Kartoffelfeldern. Scharen von Frauen und Kindern lesen die mit dem primitiven Pfluge ausgeackerten Früchte gegen einen kleinen Anteil an der Ernte auf, den sie abends auf dem Kopfe heimtragen. Die Früchte haben einen ganz angenehmen, an eßbare Kastanien erinnernden Geschmack und bekommen in gekochtem oder geröstetem Zustande ganz gut. Nur roh genossen, wie es von den Parias öfter geschieht, verursachen sie Beschwerden und direkte Erkrankungen. Sobald das abgeerntete Feld menschenleer ist, halten ganze Herden von schwarzborstigen und langrüsseligen Schweinen, deren Fleisch mit dem unserer glatten Landschweine nicht zu vergleichen ist, eifrige Nachlese.

Südárkadu bietet viel Interessantes und Sehenswertes. Die größten Tempel der Erde neben Srirangam bei Tritschinapalli, die von Sidámbaram und Tiruvanamalei, befinden sich in diesem Distrikte, und mächtige Tempel- und Festungsmauern mit zahllosen stehenden und liegenden Granitsäulen zeugen von entschwundener Pracht und Größe, während große Lager von fossilen Knochen und ein versteinerter Wald

Digitized by Google

uns in die Wunder der Urzeit zurückversetzen. Die Holzart der bis zu 50 Fuß langen Stämme ist unbekannt; man hält sie für Tamarinden.

Die Distriktshauptstadt Kúdelur, der wir zunächst einen Besuch abstatten wollen, hat 50000 Einwohner und liegt ganz nahe am Meere, in einer Gegend, die an überquellender Fruchtbarkeit dem Kaweridelta wenig oder nichts nachgiebt. Das Wasser der Flüsse Kedilam und Pönnáru, welche im Norden der Stadt zur Regenzeit in vollen Ufern dahinbrausen, hat man für den ganzen Küstenstrich nutzbar gemacht, indem man es durch kostspielige Steindämme künstlich staute und den Wóllaruflúß, der den Süden des Distrikts durchströmt, mit ihnen verband, so daß der ganze Küstenstrich ziemlich tief ins Land hinein mit einem dichten Netze von Wasserläufen und Kanälen überzogen ist und zur Regenzeit oft einem einzigen großen See gleicht, aus welchem nur die Uferdämme der Reisfelder und die grünen Baum-

Weihnachtsfeier im Missionshause zu Trankebar. (Der Baum ist eine Casuarina.)

gruppen wie Inseln hervorragen. Bezeichnend für die religiöse Unduldsamkeit der südlich vom Kedilam wohnenden siwaitischen Brahmanen ist der Umstand, daß dieselben wegen einer am Kedilam haftenden Wischnusage, nach der dieser Strom seinen Ursprung aus dem offenen Schnabel des heiligen Wischnuadlers Geruda haben soll, solange der Fluß überhaupt passierbar ist, den Kedilam durchwaten und ihr Trinkwasser aus dem 5 engl. Meilen weiter nördlich fließenden Pönnaru holen.

Zwischen dem Wóllaru und Kúdelur befindet sich ein 12 Meilen langer, von Bergen eingeschlossener seeartiger Teich, an dessen Ufern große Herden von Kühen, Schafen und Ziegen grasen; derselbe berieselt allein 22000 Acre Land, die der Regierung über 10000 Rupie Grundzins einbringen. Zahlreiche wilde Enten nisten im Röhricht und zahlreiche Geier schweben in langsamem Fluge über dem Wasser.

Infolge der trefflichen Berieselung giebt das Land zwei bis drei Ernten im Jahre und bietet mit seinen weitausgedehnten, in ¼-Morgen große Vierecke geteilten Reis-

Digitized by Google

feldern, zwischen denen überall Palmenhaine und dunkellaubige Bananenpflanzungen auftauchen, einen dem Auge wohlthuenden Anblick.

Die Stadt Kúdelur selbst gehört unstreitig zu den schönsten Städten auf der Ostküste Südindiens; wer sie zum ersten Male erblickt, ist ganz hingerissen von ihrem Anblick und glaubt sich in einen Lustgarten versetzt, wo alles sproßt und grünt und blüht, soweit das Auge reicht. Und dieser Eindruck bleibt in jedem für Naturschönheiten empfänglichen Gemüte festhaften. Die grünen, lachenden Fluren, die vom Segen Gottes triefen, die üppigen Reisfelder in und außerhalb der Stadt, die dichtgedrängt stehenden, majestätischen Kokospalmen, die gewaltigen Banianenalleen, wie man sie in solcher Pracht nicht überall findet, das ewige Rauschen des Meeres bei Tag und Nacht, die duftigen, kühlschattigen Kasuarinowälder längs der ganzen Küste, die wegen ihrer großen Ähnlichkeit mit unseren Nadelwäldern den Sinn nach der lieben Heimat lenken, und am lieben Weihnachtsfeste den Christbaum zu liefern haben (vgl. das Bild!), das alles verleiht dem Orte einen ganz besonderen Reiz und erfüllt den erstmaligen Besucher mit Staunen und Entzücken.

Die Vororte Mandschakuppam, Puduvaleam und Semmandalam im Nordwesten bilden die Neustadt von Kúdelur. Über die Stadt selbst ist nichts Besonderes zu sagen.

Nicht minder schön als die der ganzen Stadt ist auch die Lage und Anlage des Lutherischen Missionsgehöftes, welches in einem herrlichen Garten liegt, der, aus einem früheren wilden Dschangeldickicht geschaffen, mit seinen Palmenpflanzungen und hochragenden, weit sich ausbreitenden Mangobäumen einzig in seiner Art sein dürfte. Die idyllisch angelegte Station, an der schon mancher seine Freude gehabt hat, aus einem ziemlich ausgedehnten Grundstück mit Missionarswohnung, kleiner aber schöner Kirche, Wohnungen für Christen und dem großen Garten bestehend, liegt eine halbe Stunde von Neustadt Kúdelur entfernt und ist reich ausgebaut. Die neueren Stationen Wiruttasalam, Wúlupuram und Sidámbaram sind von Kúdelur, der Hauptstadt im Südarkadudistrikte, nach und nach abgezweigt worden. Auch eine Waisenschule, aus der schon mancher tüchtige und brauchbare Missionsdiener hervorgegangen ist, wird hier von der Mission unterhalten.

Nur einen kurzen Abstecher nach dem Nordwesten und Westen des Distrikts wollen wir machen, ehe wir uns weiter nach Süden wenden, wo Sidámbarams Tempeltürme ragen und der Kollúdam seine gelben Wogen dem Ocean zuwälzt.

Im äußersten Nordwesten desselben liegt zwischen Pónnaru und Kedilam die Stadt Pannurutti, d. i. Sangeswirbel.[1]) Das Klima ist daselbst sehr wechselnd; während die Monate Januar bis März kühl und tauig sind, so ist es vom April bis in den Oktober hinein unerträglich heiß. Die rings um den Ort befindlichen Ziegelbrennereien und die Nähe des Leichenverbrennungsplatzes tragen viel zur Ungesundheit desselben bei, daher denn die Cholera oft sehr stark auftritt. Die ländlichen Erzeugnisse der Umgegend bestehen vorwiegend aus Erdnüssen, Indigo, Baumwolle, Mais, Hirse, Tabak und dergleichen, und es wird mit denselben ein ziemlich lebhafter Handel nach auswärts betrieben. Leider erschwert der steinige Boden den Ackerbau außerordentlich. Die Einwohnerschaft ist sehr gemischt; während die Brahmanen weniger zahlreich vertreten sind, so sind fast alle Sndrakasten vorhanden, z. B. Tschetties (Kaufleute), Náicker (Grundbesitzer), Reddies (Ackerbauer), Padeiatschis (Unterbauern, Pflüger) und viele andere. Die beiden Stadtschulen für Knaben und Mädchen werden schlecht verwaltet und sind wenig besucht. Die niederen Volksklassen, um deren Bildung sich niemand bekümmert, sind sehr verkommen, und die Vielweiberei ist unter ihnen sehr verbreitet. Natürlich hat die Stadt auch ihren großen Götzentempel, Wirattesewara Kowil genannt.

Der Taluk von Sidámbaram (Chellumbrum), südlich von Kúdelur, von diesem durch den kleinen Fluß Parawanaru getrennt, ist der kleinste Taluk von Südarkadu und gleicht an Schönheit und Fruchtbarkeit ebenso wie Kúdelur einem

[1]) Der Name soll durch einen Sängerkrieg zwischen einem Poeten aus dem Tschólalande und seinem Rivalen aus dem Pandialande veranlaßt sein, bei welchem das Palmblatt mit den Versen des ersteren stromaufwärts (im Pónnaru) schwamm, so daß er Sieger blieb, da das Palmblatt des andern stromabwärts getrieben wurde.

Digitized by Google

Garten Gottes. Auch Sidámbaram wird von zwei Flüssen reichlich bewässert. Ein ungeheurer Steindamm, der vor 40 Jahren etwa 35 Meilen von der Mündung quer durch den Kollúdam erbaut wurde und eine Brücke trägt, leitet das Wasser des Stromes auch nordwärts in den im Westen des Bezirks gelegenen Wirana-See, der eine Meile nördlich von Manargudi beginnt und sich 9 Meilen weit hinzieht, und von da durch Kanäle, die sich ringsum weit verzweigen, über die Felder bis zu der 18 Meilen entfernten Meeresküste. Der Wirana-See ist durch einen haushohen Damm an der östlichen Seite gebildet worden, trocknet aber in der heißen Zeit ganz aus. Im Juni pflegt das Wasser wiederzukommen. Von dem genannten Steindamme in Kollúdam geht noch ein kleinerer Kanal an der Nordseite aus, der sogenannte Radscha-Kanal, welcher sich allmählich bis auf 3 Meilen vom Kollúdam entfernt und erst in der Nähe der See sich völlig auflöst.

Etwa 16 Meilen von der See bei dem Orte Tschettijatop ist auch ein Steindamm mit Brücke über den Wóllaru erbaut worden. Durch denselben ist das Wasser des Stromes nach Norden hin in einen Kanal getrieben worden, welcher mehrere Kunstseen füllt und seine segensreichen Wirkungen bis in die Gegend von Porto Novo erstreckt. Wenn der Wirana-See eine bestimmte Höhe erreicht hat, so fließt ein Teil des überflüssigen Wassers durch einen Kanal bei Tschettijatop in den Wóllaru über. Westlich von diesem Orte befinden sich im Strome und in einem Nebenflusse desselben noch zwei weitere Steindämme, welche auch noch Teilen des Sidámbaram-Taluks Wasser zuführen.

Die Hauptorte dieses Taluks sind außer Sidámbaram selbst das schon genannte Manargudi, 16 Meilen südwestlich von der Bezirkshauptstadt, Palamkotei, westlich vom Wirana-See, ferner Bawunigiri (Bonagiri), ein belebtes Handelsstädtchen mit 8—10000 Einwohnern, zu dem von allen Seiten schöne Straßen führen, und Porto Novo. Unter Städten sind hier alle größeren Orte gemeint, für welche die Tamulen keine allgemeine Bezeichnung haben. Größere Orte werden häufig pattanam genannt (verkürzt in patnam, patam); das heißt etwa so viel wie Stadt. Aber Sidámbaram z. B. wird nicht so genannt. Wenn die Leute hier sagen, daß sie zum pattanam gehen, so meinen sie damit Bawunigiri. Es ist ja in Indien auch zwischen größeren und kleineren Orten kein weiterer Unterschied, Sprache, Schulbildung, Kleidung, Häuser und Sitte sind an allen Orten gleich.

In Sivas Stadt.

Die Hauptstadt Sidámbaram liegt gerade in der Mitte zwischen Kúdelur und Trankebar, zwei Stunden von der Küste entfernt, und zählt 19000 Einwohner, darunter 2000 Brahmanen und gegen 1000 Mohammedaner. Inmitten der Stadt liegt der große von einem mächtigen Mauerrechteck eingeschlossene Tempel. Um dieses Mauerrechteck, dessen Seiten genau den Himmelsrichtungen entsprechen, führen breite, also ebenfalls von Norden nach Süden und von Osten nach Westen laufende Straßen. Alle anderen Straßen laufen mit diesen vier inneren parallel und schneiden sich also an ihren Berührungspunkten rechtwinklig; auch die Verbindungsstraßen zweigen sich im rechten Winkel ab, so daß der ganze Plan der Stadt lebhaft an die Zeichnung des Mühlenspiels erinnert. Die Pagode ist der beherrschende Gedanke der Stadt und offenbar von Anfang an im Bebauungsplan vorgesehen. Die Straßen sind breit und auf beiden Seiten mit Kokospalmen bepflanzt.

Mit der eigentlichen Stadt (Kasba) sind zehn Dörfer zu einem Orte vereinigt, weshalb es auch in Sidámbaram auffallend viele Ackerbauer giebt. Die lutherische Mission befindet sich in Pallipadei. Zweistöckige Häuser dürfen nach altem Ortsherkommen gar nicht gebaut werden, damit die an sich schon gewaltige Pagode um so mehr hervortritt. Der Umfang der ganzen Stadt beträgt ungefähr vier Meilen.

Die obersten Beamten des Bezirks wohnen natürlich in Sidámbaram, nämlich der Tahsíldar, der die Einnahmen entgegennimmt, der Magistrate, der die Kriminalsachen zu untersuchen und abzuurteilen hat, der Munsif, welcher die Klagen um das Mein und Dein zu entscheiden hat, und der Polizeiinspektor. Auch eine Municipalität ist vorhanden,

Digitized by Google

und ihrer Thätigkeit ist es zu verdanken, daß die Stadt vor 15 Jahren ein schönes Hospital erhalten hat, an dem abwechselnd verschiedene Ärzte, erst ein sogenannter Dresser — der unterste Grad, dann ein Surgeon — der höchste Grad, und weil dieser der Stadt zu teuer kam, zuletzt ein Apothecary thätig waren. Außer einer großen Knabenschule hat die Municipalität auch eine Mädchenschule, in Indien noch eine Seltenheit, begründet, in der vorwiegend Brahmanenmädchen lernen; merkwürdigerweise ist aber Englisch vom Lehrplan ausgeschlossen. Die höchste, ihre Schüler bis zum Matrikulationsexamen bringende Schule der Stadt ist die Patscheiappaschule, welche von einem reichen und freigebigen Regierungslieferanten, Namens Patscheiappa Mudali, als eine Abzweigung seiner in Madras bestehenden Schule eingerichtet worden ist. Auch in Kandschipuram befindet sich eine solche Zweigschule. Die große Opferfreudigkeit des Mannes geht auch daraus hervor, daß er annähernd eine Million Mark auf die Restaurierung und Neubemalung schadhafter Teile des Tempels und den Neubau eines der vier großen Pagodentürme aus seiner Tasche verwendet hat.

Und nun zum Tempel, der Perle von Sidámbaram! Er ist in dem großartigen südindischen Pagodenstile erbaut: hohe quadratische oder rechteckige Umfassungsmauern, von mächtigen Thortürmen überragt, im eingeschlossenen Tempelhofe der oder die eigentlichen Tempel, ein schöner gemauerter Teich, Säulenhallen, Priesterwohnungen und dergleichen mehr. Die Sidámbarampagode wird als eines der größten Heiligtümer in Südindien angesehen, nicht nur ihrer räumlichen Ausdehnung wegen, sondern auch hinsichtlich ihrer Heiligkeit und der Verdienstlichkeit ihres Besuches. Gilt doch schon der bloße Anblick der Stadt als ein sicheres Mittel, zur Erlösung zu gelangen:

„In Tiruwárur geboren werden,
Sidámbaram sehn, in Kási (Benares) sterben,
An Arunáschalam nur gedenken —
Das wird die Seligkeit dir schenken."

Diese Verheißung kehrt in den heiligen Schriften in vielen Variationen wieder, und Sidámbaram nimmt dabei stellenweise den ersten Platz vor Tiruwarur, Kocharunam, Kuttalam und anderen hochheiligen Orten ein. Wer vollends in Sidámbaram stirbt, der darf gewiß sein, daß er ohne die langen Irrfahrten der Seelenwanderung in Sivas edelsteinernes Paradies Kailasam eingeht. Darum ist auch der Zulauf zu diesem Tempel und besonders zu den im Juli und Dezember daselbst stattfindenden Götzenfesten ein ganz ungeheurer. Ihre Entstehung soll die Pagode einem Wett-Tanze verdanken, den einst Siva mit seiner Gemahlin, der scheußlichen Göttin Kali, hielt. Da er sie in der Kunstfertigkeit im Tanzen auf reelle Weise nicht zu überbieten vermochte, nahm er seine Zuflucht zu einer sehr ungalanten und gewagten List, indem er auf einem Beine tanzte, das andere hoch gen Himmel streckend, was die Göttin denn doch nicht wohl nachahmen durfte. Das goldene Bild Sivas im inneren Tempel und manche andere Bilder an den Außentürmen zeigen den Gott in dieser eigentümlichen Tanzstellung.

Die Anlage des großartigen Bauwerks ist folgende. Das große von Norden nach Süden 1332 und von Osten nach Westen 936 engl. Fuß messende Rechteck des Tempelhofes ist von zwei granitnen Umfassungsmauern umschlossen, die gegen 20 Fuß Höhe haben. Die äußere sah schon recht verfallen aus, ist aber restauriert worden. Genau in der Mitte jeder Seite führen durch diese Mauern große Portale in den Tempelhof. Die vier Thore der inneren Mauer sind mit imposanten 150—200 Fuß hohen pyramidenförmigen, oben abgestumpften Thortürmen, sogenannten Gopurams, überbaut, von denen drei, darunter auch der größte und wahrscheinlich älteste im Norden, mit reicher Bildhauerarbeit, buntbemalte Figuren und Scenen aus der Mythologie darstellend, darunter am Nordturm das Bild des Radschas, der ihn erbaute, von unten bis oben förmlich überladen sind und oben in eine scheußliche Riesenfratze mit Glotzaugen und mächtigen Zähnen auslaufen, wie man sie meist oben an den Schmalseiten der Gopuramspitzen findet, während der vierte von Patscheiappa neuerbaute Turm, abgesehen von den Bildnissen des Erbauers und seiner Frau, des Bilderschmuckes ganz entbehrt. In dem Zwischenraume zwischen der äußeren und inneren Umfassungsmauer sieht es recht wüst und unordentlich aus. Gewaltige Felsmassen sind bei der Er-

Digitized by Google

Tempelteich in Sidambaram.

Digitized by Google

bauung dieser Turmkolosse übereinander aufgeschichtet worden, und man kann nicht genug staunen über die mächtigen Granitblöcke von 5 Fuß Breite und 40 Fuß Höhe, die in den Thorwegen zu beiden Seiten aufgerichtet stehen. Auch das Innere der Thorwege ist mit Figuren angefüllt.

Das eigentliche Heiligtum des Siva, welches genau in der Mitte des Tempelhofes steht und noch von einer besonderen Mauer eingeschlossen ist, die jedoch nur von Osten her einen Eingang hat, ist klein und besteht nur aus einem einstöckigen Gebäude mit zwei Räumen im Innern, deren Dach mit kupfernen Ziegeln gedeckt ist. Das vordere Gemach ist die Wohnung des Swami, des Götzen. In menschlicher Lebensgröße aus purem Golde gefertigt, steht sein Bild auf dem kostbaren Fußboden, der mit silbernen Platten belegt ist. Das hintere Gemach ist ein dunkler, völlig leerer Raum, Tschitsabei d. i. Geisthalle genannt. Dies Gemach ist eins der merkwürdigsten Stücke des ganzen Tempels, und nach ihm hat Sidámbaram seinen Namen (Sittambalam = Geistbehausung). In diesem jedes Schmuckes entbehrenden Raume wird Siva in der unsichtbaren Gestalt des Äther-Lingam als der Sawanaichen d. i. der unsterbliche Herr angebetet. Merkwürdig ist auch, daß in Sidámbaram Siva und Wischnu, deren Verehrung doch sonst streng gesondert ist, in demselben Tempel friedlich beisammen hausen, allerdings jeder von seinen eigenen Priestern bedient. An der Innenseite der das eigentliche Heiligtum umschließenden Mauer befinden sich ringsherum eine Anzahl Gebäude und Hallen, die zum Aufenthalte der Brahmanen und Tempeldirnen dienen.

Die Priester von Sidámbaram sind den Europäern gegenüber viel toleranter und entgegenkommender, als man es anderwärts findet, wo man bei der Annäherung eines Europäers alsbald die Thüren des Heiligtums ängstlich verschließt und niemandem Zutritt gewährt. Sie führen den Besucher überall herum und erklären ihm alles, so daß man oft aus nächster Nähe zusehen kann, wie der Gott mit Blumen und andern Opfergeschenken bedacht wird. Freilich sieht man in dem halbdunkeln Raume nur wenig von dem Götzen, der überdies von allerlei Schmuck und Zieraten ganz bedeckt ist. Ja, wenn man es sich nicht ernstlich verbittet, kann man es hier sogar erleben, daß man mit Blumenguirlanden behangen wird — freilich das alles nur, damit das Trinkgeld, welches die Priester schließlich mit bettelhafter Zudringlichkeit fordern, desto reichlicher ausfällt. Sie sind überhaupt in Sidámbaram sittlich sehr verkommen und äußerst bettelhaft, was wohl damit zusammenhängen mag, daß dieser großartige Tempel merkwürdigerweise nicht wie andere oft viel kleinere Tempel über reiche Einkünfte aus großen Latifundien verfügt, sondern durch freiwillige Gaben erhalten werden muß.

Eine schöne Zierde des Tempels bildet der im Norden des Tempelhofes befindliche völlig ausgemauerte und angeblich mit sündentilgendem Gangeswasser gefüllte Teich, in welchem die Brahmanen ihre vorgeschriebenen Waschungen vollziehen und in dessen Seitenmauern große Säulengänge für die, welche baden oder am Teiche ihre Andacht verrichten wollen, angebracht sind. Auf drei Seiten ist der Teich, zu dem man auf zwanzig steinernen Stufen hinabsteigt, von diesen Galerien umgeben. Auf der vierten Seite, und zwar im Osten, steht das berühmte Mandapam, die tausendsäulige Halle von Sidámbaram, in der zu den Festzeiten die Götzen zur Schau gestellt werden. Diese mit Skulpturen geschmückte Halle wird als ein Wunder der indischen Baukunst gepriesen. Sie besteht aus einer umfangreichen, etwa einen Meter über der Erde erhabenen Plattform, zu der einige Stufen hinaufführen und auf der sich tausend behauene Säulen aus blauem Granit erheben, ein wahrer Wald von Säulen, die das flache Steindach tragen. Der freie Raum, welcher sich in der Mitte der Anlage befindet und, mit einem runden Gewölbe bedeckt, dem Mittelschiff einer romanischen Kirche ähnelt, enthält an dem einen Ende eine Nische, in welche bei festlichen Gelegenheiten der Götze gestellt wird und vor der die beinstarken Taue lagern, an denen der Götzenwagen gezogen zu werden pflegt. An dem andern Ende befinden sich eine Menge freistehender Säulen, von denen ein Teil zerbrochen ist. Da in der Halle ganze Scharen von Fledermäusen, häßliche große Tiere, seit Menschengedenken sich aufhalten, so ist dieselbe von einem ganz abscheulichen Geruche erfüllt, der kaum zu ertragen ist und den Besucher nötigt, sich bald zu entfernen, um auf dem

Digitized by Google

Sidambaram. Tausend-Säulen-Halle.

flachen Dache, zu dem von außen eine Steintreppe emporführt, Luft zu schöpfen. Dort oben hat man einen freien Überblick über die ganze imponierende Tempelanlage. Im Westen der Halle, jenseits des Teiches, ragt der ziemlich ansehnliche, im Innern an den Wänden und den Bogenwölbungen der Decke mit reichem Bilderschmuck versehene Tempel der Kali, der Gattin des Siva, der hier Ifuren genannt wird, und an verschiedenen Stellen des Tempelhofes kleinere, verschiedenen Gottheiten geweihte Pagoden und noch eine Anzahl Gebäude mit muldenförmig gewölbten Dächern und offene Hallen, die unter anderem auch zum Aufenthalte der Pilger dienen. Auch ein steinerner Stier des Siva, unter einem Schutzdache ruhend, fehlt nicht, wenn er auch dem großen Nandistiere von Tandschaur nicht gleichkommt. Im Kalitempel finden sich in der Vorhalle interessante und sinnvolle Vorrichtungen zum Fahren der Götter bei Prozessionen.

Noch einige Eigentümlichkeiten des Sidámbaramtempels sind zu erwähnen. Wenn man am Morgen und Abend um die Zeit des Morgen- und Abendopfers durch die Straßen von Sidámbaram geht, so vernimmt man regelmäßig ein schönes Glockengeläute, so daß man sich unwillkürlich in eine christliche Stadt versetzt meint. Das sind die vier schönen Glocken des Tempels, deren größte, wie aus ihrer Inschrift hervorgeht, in Bochum in Westfalen gegossen ist, und deren Geläute, obwohl sie ganz niedrig in Hallen hängen, die den Tempel umgeben, weit über die Stadt hin ertönt. In zwei Thorwegen stehen je zwei hochragende Säulen, jede aus einem einzigen großen Steine gehauen, die, ein unerklärliches Rätsel mitten in diesem heidnischen Tempel, von unten bis oben mit verwitterten Schriftzeichen bedeckt sind und in der Mitte die christlichen Zeichen des Krummstabes zwischen zwei Fischen tragen.

Das ist im großen die Tempelanlage von Sidámbaram. Wie die meisten südindischen Tempel macht auch sie mehr den Eindruck des Massigen, Kolossalen, als des Schönen. Die Figuren sind meist plump und fratzenhaft. Der Hindu hat ja überhaupt einen Zug zum Ungeheuerlichen, Pomphaften; das kommt auch bei diesen Tempelbauten zum Ausdruck. Die Leipziger Mission besitzt auch in Sidámbaram eine Kirche, die Sündentilgerkirche (s. Bild!).

Nach dem Innern zu nimmt die Fruchtbarkeit des Landes und dementsprechend auch die Dichtigkeit der Bevölkerung wesentlich ab. Hinsichtlich der letzteren zum Beispiel verhalten sich die Distrikte von Tiruvanamalei und von Sidámbaram zu einander wie 1 zu 5, 6. Wir können uns über die westlichen Taluks kurz fassen, da sie wenig Interessantes enthalten.

Wiruttasalam (Vridachellum), die etwas über 7000 Einwohner zählende Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks, gleich Sidámbaram, Wúlupuram und Kúdelur, eine Station der Leipziger Mission, liegt 30 Meilen westlich von Sidámbaram und besitzt eine alte Sivapagode. Der Gott Siva führt hier den Namen Pal'amaleinaden, d. h. Herr der alten Berge. Auch der Name der Stadt wird damit in Zusammenhang gebracht werden müssen (wriddh = alt und atschalam = Berg). Die Gründung der Stadt und die Erbauung des Tempels werden durch die Legende einem Manne Namens Wibatschit zugeschrieben.

Die Umgegend von Wiruttasalam ist nicht schön; der Boden ist steinig, und es giebt Strecken, wo kein Baum und Strauch wächst. Der rote löcherige Eisenstein, der sich dort findet, wird von Kulis gebrochen und behauen. Einige Meilen von der Stadt ist sehr dichter, niedriger Dschangel, welcher der Regierung viel Geld einbringt, da die Leute dort ihr Feuerholz holen müssen. Die erwähnte Sivapagode ist ein ziemlich in die Augen fallendes Bauwerk mit großer Umfassungsmauer und hohen Türmen, die von zahlreichen Affen belebt sind. Sobald sich ein Fremder blicken läßt, wird es auf den Türmen lebendig; alle kommen sie herunter, die kleinsten von den größten getragen, und umringen, Grimassen schneidend und Kaubewegungen mit den Kinnladen machend, den Ärmsten, der sich nicht zu raten und zu helfen weiß; denn reizen darf man die Tiere nicht, das wäre eine große Unvorsichtigkeit. Diese Affen gehören natürlich mit zum Hofstaat des Götzen. Man trifft ihrer in Indien überhaupt sehr viele, was nicht zu verwundern ist, da sie als heilige Tiere ganz unbehelligt bleiben.

Vor der Stadt befindet sich ein eigentümlicher, von einem reichen Madrafer

Digitized by Google

Heiden neuerbauter Ramalingamtempel, ein palastartiges Gebäude mitten in der Wüste auf völlig baum- und strauchlosem Platze, auf dem sich der schöne große Rundbau mit seinen Säulen und Gängen, der mit Metallschuppen bedeckten Kuppel und den mit buntem Glase fein gearbeiteten Thüren und Fenstern ganz befremdlich ausnimmt. Nichts Lebendiges befindet sich in der Nähe dieses schönen, rätselhaften Gebäudes, außer den Taubenschwärmen, welche die Kuppel so zahlreich umschwirren, daß rings der ganze Erdboden mit Federn bedeckt ist. Leider hat der Opferpriester mit seinem Öl den schönen Fußboden im Innern, der mit polierten weißen und grauen Marmorplatten kunstvoll belegt ist, häßlich beschmutzt.

Die im Norden von Wiruttasalam gelegenen Städte Kallikurtschi und Jellawanasur und Tindiwanam im Nordosten der Provinz sind kleinere Orte, über die nichts Besonderes zu sagen ist. Letzteres ist Station der Südbahn.

Die Sündentilgerkirche.

Interessanter ist Tiruwanamalei, die Hauptstadt des nordwestlichsten Bezirks. Die Stadt ist, wie schon ihr Name („heiliger Berg des Anna") besagt, eine Bergstadt. Unter Anna oder Annen ist, da das Wort so viel wie „älterer Bruder" bedeutet, Sivas älterer Sohn Pülleiar oder Ganesa zu verstehen, dem hier auch viele Verehrung gezollt wird. Tiruwanamalei liegt unmittelbar am Fuße eines kegelförmigen Berges und ist in einiger Entfernung umgeben von Bergen. Der große Tempel — es befinden sich auch noch mehrere kleinere dort — ist dem von Sidámbaram recht ähnlich und besitzt auch seine tausendsäulige Halle und einen merkwürdig gefleckten Elefanten. Die drei großen Tempelelefanten werden vom Volke gefüttert. Vor dem Tempel dehnt sich ein freier Platz aus, auf dem in zwei langen Budenreihen allerlei begehrenswerte Dinge, die dem Geschmack und Bedürfnis des Hindu Rechnung tragen, zum Verkauf ausliegen, Konfekt und Götzenbilder, Früchte

Digitized by Google

und heilige Vedas bunt durcheinander. Auf dem benachbarten Berge befindet sich eine Höhle mit einem schwarzen, von Öl und Butter stinkenden Gaufebilde; ein Brahmane lädt zum Besuche des Bildes ein, indem er mit einer Keule auf eine große Metallplatte schlägt, daß sie einen glockenartigen Ton von sich giebt, der weit ins Thal hinabdringt. Weiter oben auf dem Berge befinden sich auch drei Teiche, an deren Ufern Götzenbilder, z. B. Ganefa und der Stier des Siva, stehen. Der unterste heißt Padatirtam, d. h. Fußwasser (nämlich des Götzen).

Für gewöhnlich ist es in Tiruwanamalei still und einsam; liegt doch die kleine Stadt auch ziemlich weit ab vom Weltverkehr. Anders jedoch wird es, sobald das viele Tage andauernde Götzenfest, welches alle Jahre dort gefeiert wird, seinen Anfang nimmt. Da strömen die Festgäste zu vielen Tausenden herzu, trotzdem die Umgebung der Stadt ziemlich unsicher ist; denn in den Dschangels und Bergen, welche sie umschließen, hausen noch reißende Tiere, und man hört viel von Räubereien. Es ist kaum zu glauben, was für ein Gewimmel von Menschen man während der Festtage in der Stadt findet. Pilger mit den auffälligsten Kleidern und

Tiruwanamalei-Tempel.

Kopfbedeckungen, Büßer ganz ohne Kleidung, über und über mit Asche beschmiert, mit lang herabhangenden nie gekämmten Haarsträhnen, sind in Masse vorhanden. Wohin man nur kommt, da schreien und winseln einen heilige Bettler aller Art, Lahme, Blinde, Aussätzige, Riesen und Zwerge um Geld und andere Spenden an. Auch die Brahmanen sind auf dem Zeuge und nutzen die Zeit aus, um Geld zu verdienen, indem sie reichen Frauen ihre heiligen Mantrams (Gebetsformeln) vorleiern oder heilige Asche austeilen. Dazu kommt die ortsansässige und zugewanderte Menge, der es nur darum zu thun ist, den Swami zu sehen, und die Tag für Tag in langen, dichtgedrängten Reihen zum Tempel ziehen. Sind die Festtage vorbei, so lehnen die Brahmanen an den Tempelsäulen, wie die Kellner in der Sommerfrische, wenn die Saison vorüber ist.

Auch ein ganz bedeutender Viehmarkt ist mit diesem Feste verbunden. Der Marktplatz ist unübersehbar. In der letzten Nacht des Festes brennen die Brahmanen auf der Bergesspitze ein großes Licht an, indem sie ein außerordentlich großes Gefäß, dessen Füllung mehrere Tage beansprucht, mit Öl, Butter, Kampfer u. s. w. anfüllen und anzünden, so daß

Digitized by Google

Das Heiligtum Sambantha Pöllei Kowil.

Digitized by Google

dieses heilige Tibawali (Feuerwerk), offenbar Hauptstück des sivaitischen Lingamkultus, weit ins Land hinausleuchtet, in der Nähe hellstrahlend wie die Sonne, und in der Ferne leuchtend wie ein freundlicher Stern, und wer es erblickt, preist sich selig.

Wúlupuram (Villapuram), 98 Meilen südlich von Madras, ein Knotenpunkt der Südbahn, da sich hier die Linie nach Pondichery abzweigt, ist in frischem Aufblühen begriffen. Reisende, welche sie mehrere Jahre nicht gesehen haben, würden sie kaum wiedererkennen mit all den neuen Gebäuden und Brücken, die dort entstanden sind, und vor allem mit ihrem regen Personenverkehr. Denn zu den benachbarten Götzenfesten laufen regelmäßig 30 Extrazüge im Laufe eines Tages ein und aus. Die früher in Kudelur befindliche Maschinenwerkstätte ist jetzt nach Wúlupuram verlegt, von wo jetzt auch die Lokalzüge ihren Ausgang nehmen, die sonst von Kúdelur abgingen. Nahe bei der Stadt

Missionsgarten in Wúlupuram.

befindet sich eine alte Tempelfestung mit Namen Tiruwamatur, nach der alljährlich zu den Lokalgötzenfesten viele Heiden zusammenströmen. Die Leipziger Mission hat, wie schon angedeutet, auch in Wúlupuram seit längeren Jahren schon mit gutem Erfolge die Arbeit aufgenommen und besitzt daselbst ein schönes Missionsanwesen, dessen palmenreicher und mit herrlichen Anlagen geschmückter Garten von allen Besuchern als ein kleines Paradies gepriesen wird. Freilich hat es in Indien auch seine großen Bedenken, in einem mit so dichtem Strauchwerk bewachsenen Garten zu wohnen, da man in beständiger Sorge vor Schlangen sein muß, die sich mit besonderer Vorliebe da aufhalten, wo schattige Anlagen ihnen Kühlung und sicheren Aufenthalt gewähren; deshalb sind hohe Bäume und niedrige Blumenanlagen in solchen Gärten, wo viele Personen ab und zu gehen, vorzuziehen. Es erübrigt noch, mit einigen Worten des zwischen Sadras und Kúdelur gelegenen freundlichen

Digitized by Google

Küſtenſtädtchens Pondichery, einer franzöſiſchen Kolonie, zu gedenken, deſſen rechtwinkelig ſich kreuzende Straßen mit freundlichen, aus dem Grün der Vorgärten grüßenden Häuſern beſetzt ſind. Vom eiſernen Landungspier gelangt man zwiſchen intereſſanten alten Säulen hindurch nach dem großen, den Mittelpunkt des Europäerviertels bildenden Platze Napoleons III., dem eine gefällige Brunnenanlage und ein im Schatten hoher Bäume ſich erhebendes Denkmal zur beſonderen Zierde gereichen. Die hervorragendſten Bauwerke des an der See gelegenen Europäerviertels ſind das ſehr ſtattliche Palais des Gouverneurs und die zweitürmige Kirche Notre Dame des Anges. Über einen Waſſergraben gelangt man in das ausnahmsweiſe ſehr nette und reinliche Eingebornenviertel, hier ville noire genannt, deſſen Straßenzüge mit Bäumen bepflanzt ſind. Ein unbewohntes, maison dorée genanntes Hinduhaus fällt durch ſeine ſchönen alten Holzſchnitzereien auf. Die von guten Straßen durchzogene Umgebung der Stadt iſt fruchtbar und reich mit Reis, Palmen und anderen ſchönen Bäumen beſtanden. Auch ein architektoniſch intereſſanter Tempel, die Pagode von Willenur, findet ſich in der Nähe, etwa eine Stunde vor der Stadt.

Digitized by Google

B. Im Delta des Kaweristromes.

„Wohin du schaust, Entzücken!“
Graul.

Sobald man hinter Sidámbaram den Kollúdam mit der Bahn überschritten hat, befindet man sich in der reichen Tandschaurprovinz, welche das ganze Deltagebiet des Kawéri einnimmt. Das Kaweridelta ist, was Fruchtbarkeit und üppige Schönheit und Mannigfaltigkeit der Vegetation betrifft, ein wahres Paradies. Soweit das Auge reicht, ein einziges weites Meer von grünen und goldgelben Reisfeldern, ein einziges großes Reisfeld mit zahllosen blanken Teichen und blinkenden Flußläufen und Kanälen, dessen grüne Eintönigkeit von den prächtigen Bananenpflanzungen und schlanken Palmen, die sich überall dicht an die Bahn herandrängen, ebenso anmutig und großartig zugleich unterbrochen und belebt wird, wie von den dichten, hohen, im Winde sich wiegenden Bambusgarben, die den Lauf jedes, auch des kleinsten Wässerchens umsäumen, und den bunten, eigenartigen Pagodentürmen, die überall aus den Palmenwipfeln mehr wuchtig und kraftvoll als schlank himmelan streben. Schöne große Städte mit imposanten Tempelanlagen und Palästen wechseln mit kleinen, anmutigen Städtchen und zahllosen, ganz im Grünen versteckten Dörfern und Dörfchen ab. Schöne, breite Landstraßen, reich belebt und mit prächtigen alten Bäumen, Bananen, Tamarinden, Tulpenbäumen und anderen schönen Schattenspendern bepflanzt, führen von Ort zu Ort. Wohin man nur blicken mag — ein wogendes Meer von Halmen, ein weiter, abwechslungsreicher Park voll der herrlichsten Mangos, Bananen, Tamarinden, Guavas, Flambos, Baumwollen-, Jackfrucht- und zahlloser anderer Frucht- und Blütenbäume, alles überragt und gekrönt von der königlichen Kokospalme, die hier auf das üppigste gedeiht und reiche Erträge giebt. Wer zum erstenmal von einem einsamen Felsen oder aus der Höhe eines Pagodenturmes hinausblickt in dies ewige Grünen und Blühen und Wogen, dem kommt für den ersten Augenblick schwerlich eine Ahnung von dem vielen socialen Elend, das sich auch in diesem prächtigen und reichgesegneten Stück Erde birgt und das vor allem verkörpert ist in einem Worte: Paria.

Die Provinz, das frühere Königreich Tandschaur, ist der beste und edelste Teil des ganzen Tamilgebietes. In dieser wasserreichen Gegend ließen sich die von Norden kommenden Völkerströme mit Vorliebe nieder, und es scheinen schon vor der Zeit Christi hier ganz geordnete Verhältnisse bestanden zu haben. Obwohl es nur vorübergehend seine Grenzen weiter nach Norden ausgedehnt hat und sonst immer ein kleines Reich bildete, war das Tandschaurreich doch reich an Macht und Ansehen, weil es seine natürlichen Hilfsquellen trefflich auszunutzen verstand, und schon in unvordenklichen Zeiten mit Erfolg daran gearbeitet wurde, die gewaltigen Wassermassen des Kaweristromes so zu heben, daß die Überflutung und Berieselung der weiten Feldflächen, die sich zu beiden Seiten des Stromes ausdehnen, ermöglicht wurde. Der

Digitized by Google

uralte, von weithergeführten, behauenen Steinen aufgeführte Kaweridamm, deſſen Erbauungszeit bis in die vorgeſchichtliche Zeit Indiens zurückdatiert, iſt ein Rieſenwerk. Mit zahlreichen Schleuſen verſehen, 1000 Fuß lang und über 60 Fuß breit, dazu tief ins Flußbett eingeſenkt, hat er durch die Jahrtauſende hindurch, die ſeit ſeiner Entſtehung verfloſſen ſind, die großen Flutmaſſen des in der Regenzeit reißenden Stromes aufzuhalten vermocht und dieſelben ſo hoch emporgetrieben, daß die Anlage des weiten Kanalnetzes möglich wurde, welches die Fluten bis auf die entlegenſten Fluren leitet, zumal da noch zahlreiche andere kleinere Stauwerke mit der Zeit entſtanden ſind, die zur gleichmäßigeren Verteilung des Waſſers nötig ſchienen. Mehr als 400 Brücken ſind nötig, um die Verbindung offen zu halten, und die zur Bewäſſerung der 670 000 Acker, welche vom Strome mit Waſſer verſorgt werden, nötige Waſſermenge beträgt im Anfang, wo der Reis noch keinen Schatten giebt und die

Zelt unter Tamarinden.

Verdunſtung viel ſchneller erfolgt, pro Stunde 2 Millionen 200 000 Kubikyards, ſpäter etwas weniger, im Durchſchnitt aber täglich 26 Millionen Kubikyards und für die ganze Zeit von der Pflanzung bis zur Ernte 6500 Millionen Yards. Man kann ſich vorſtellen, was für mächtige und dazu wohlberechnete Kunſtbauten zur Hebung und gehörigen Verteilung dieſer ungeheuren Waſſermenge nötig waren; denn auch auf letztere mußte ſorgfältig Rückſicht genommen werden, da allzureichliche Bewäſſerung dem Reis ebenſogut ſchadet wie Waſſermangel, und die Möglichkeit vorgeſehen werden mußte, das überflüſſige Waſſer gegebenenfalls aus den Feldern durch beſondere Entwäſſerungskanäle wieder abzuleiten. Dieſe Reisfelder bringen der Regierung jährlich annähernd 4 Millionen Rupie Grundſteuern ein, außerdem bringt die 2 130 388 Seelen zählende Bevölkerung der Provinz an Salz- und Branntweinſteuer und Zöllen über eine Million Rupie, trotz der unverhältnismäßig niedrigen Beſteuerung, welche die Bewohner gerade dieſer reichſten Provinz des Landes von ſeiten der Re-

Digitized by Google

gierung erfahren, und die allerdings, was die Grundſteuer betrifft, nicht der ganzen Bewohnerſchaft zu gute kommt, ſondern den Mirásdars, großen Grundbeſitzern, welche ihre Liegenſchaften an die Bauern ſehr teuer verpachten. An dieſen Mirásdars bewahrheitet ſich das Sprichwort, daß Müßiggang aller Laſter Anfang iſt. Sie bedrücken die von ihnen abhängigen Leute ſehr hart, und es gehört unter ihnen zum guten Ton, daß jeder von ihnen immer einige langwierige Prozeſſe gleichzeitig hängen hat, ein Umſtand, der die Regierung nötigte, in der Provinz Tandſchaur von der ſonſtigen Regel abzuweichen und noch einen zweiten Gerichtshof einzurichten. Ihre Advokaten laſſen ſie von Madras herabkommen und bezahlen ihnen, abgeſehen von Reiſegeld und hohen Diäten, für jede Bemühung, und wenn ſie gleich nur wenige Worte zu reden hatten, ihre 2000—3000 Rupie. Die Richter aber, welche übrigens ein enormes Gehalt beziehen, 20—28000 Rupie jährlich, haben wegen der großen

Die Ziegenbalg-Jubiläumskirche in Schiali.

Beſtechlichkeit der Zeugen ein ſchweres Amt, und es fällt ihnen oft recht ſauer, und verurſacht wenigſtens den gewiſſenhaften unter ihnen viele Beunruhigung, daß ſie ſo oft genötigt ſind, langjährige Freiheitsſtrafen oder wohl gar Todesſtrafen verhängen zu müſſen, obwohl ſie keinen Augenblick ſicher ſein dürfen, daß die Zeugenausſagen, auf Grund deren die Verurteilung erfolgen mußte, nicht erkauft und falſch waren. Nirgends iſt die Beſtechlichkeit unter den Leuten und auch unter den eingebornen Beamten ſo groß wie in Indien; alles wird mit dem Rupie gemacht, der in Indien eine größere Rolle ſpielt, als in Rußland der Rubel. Die Regierung kann an dieſen Zuſtänden wenig ändern, ſo ſehr ſie ſich auch ſonſt die Verbeſſerung der Verhältniſſe im Lande angelegen ſein läßt.

Haben wir, von Sidambaram kommend, den Kollidam überſchritten, ſo gelangen wir nach ganz kurzer Bahnfahrt nach dem zehn Meilen ſüdlich vom Strome gelegenen Bezirkshauptſtädtchen Schiali (Sheally), in

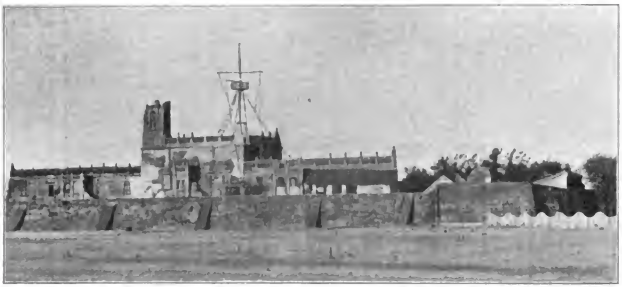
Digitized by Google

Centralschule der Leipziger Mission.

Digitized by Google

reicher Gegend gelegen. Es ist ein Städtchen wie viele im Lande, für uns nur interessant durch die seit einigen Jahren von Trankebar dahin verlegte blühende Centralschule der Leipziger Mission, welche sich der höchsten Anerkennung von seiten der englischen Regierung erfreut, und durch die schöne, stattliche Jubiläumskirche, welche im Jahre des 50jährigen Jubiläums der Leipziger lutherischen Tamulenmission daselbst eingeweiht wurde. Fast an jeder Straßenecke der Stadt stehen kleinere Tempel und Tempelchen; die große Pagode, auf deren Dache hohe Schmarotzergewächse wuchern, macht einen verwitterten Eindruck.

Über die kleine, nahe der Küste gelegene Stadt Manikramam, in der Leipzig ebenfalls Fuß gefaßt hat, kommen wir nach dem Orte Tirumenjanam („Heilige Wahrheits-Weisheit"), der durch seine große Pagode des Ifuren (Siva), ein ziemlich bedeutendes Bauwerk im Stile der südindischen Tempelanlagen, unser Interesse erregt. An der Westseite steht der sechs Stockwerke hohe Hauptturm, ein schwarzer, verwitterter Gesell, der an vielen Stellen mit Bäumen und Gesträuch bewachsen ist, wie überhaupt die ganze Anlage mit Ausnahme des Hauptheiligtums mitten im Tempelhofe die Zeichen hohen Altertums an sich trägt und einen wüsten, ruinenhaften Eindruck macht. Das eigentliche Heiligtum bildet ein Rechteck mit gewölbtem Dache, im Osten mit einer Kuppel geschmückt. Da



Fort von Trankebar.

keine Fenster vorhanden sind, so erhält es sein Licht nur durch die im Norden, Süden und Westen gelegenen Eingänge. Der alte Gopuram ist baulich sehr schadhaft; es fehlen ganze Mauerstücke an den Ecken und mitten in den Mauerfronten. Nicht besser geht es mit dem großen Säulengange, der sehr trümmerhaft dasteht und dessen aus großen Steinblöcken aus dem Ganzen gearbeitete Säulen ein Material aufweisen, welches weit aus den nördlichen oder westlichen Gebirgen hergeschafft worden sein muß, da in der ganzen tamulischen Ebene keine solchen Steine zu finden sind. Viele der massigen Säulen stehen schief und krumm, als bögen sie sich nicht nur unter der wuchtigen Last des auf ihnen ruhenden Steindaches, sondern auch unter der Last der Jahre, und der ganze Boden der Halle ist mit Schutt und Steingeröll bedeckt, an dessen Wegschaffung niemand zu denken scheint.

Von höherem Interesse ist das Städtchen Trankebar, das wir nun über Tilleiali („Löwenparadiesholzwald") und Wöliyaleam („Feldvorstadt") nach kurzer Bandifahrt erreichen.

Trankebar, eigentlich Tarangampadi („Wellenort", englisch Tranquebar), früher zum Königreiche Tandschaur gehörig, ist ebenfalls nur eine kleine Stadt von wenigen tausend Einwohnern, und liegt an der Mündung eines Kaweriarmes, des Upparu (Salzfluß), in eintöniger aber sehr fruchtbarer Ebene. Ihren Namen „Wellenstadt" verdankt sie ihrer Lage dicht

Digitized by Google

am Meere. Wälzt doch der nie ruhende Ocean ſeine ſchäumenden Brandungswellen bis an die Häuſer der Stadt, ſo daß Tag und Nacht ihr unaufhörliches Brauſen und Donnern im Orte vernommen wird. Der Aufenthalt in der Stadt iſt viel angenehmer und für Europäer viel beſſer zu ertragen, als beiſpielsweiſe in Tritſchinapalli, der „Bratpfanne“ Indiens, wie die Engländer es nennen; denn faſt auf die Minute pünktlich beginnt am Nachmittage die friſche Seeluft über die Stadt zu wehen, angenehme Kühlung bringend. Weithin umrahmen die Stadt die an friſche Frühlingswieſen erinnernden Reisfelder, durch welche die von ſchattigen Bäumen eingefaßten Waſſerläufe und Straßen ſich wie dunkelgrüne Bänder ziehen. Aus ſtattlichen Kokospalmen und ſäuſelnden, vieläſtigen Tamarinden, zu denen ſich viele blütenreiche Zierbäume geſellen, erheben ſich die weißen Häuſer des freundlichen Städtchens mit ihren flachen Dächern, meiſt mit Säulengängen und Balkons verziert und mit kleineren oder größeren Gärten verbunden, über deren Hecken oder Umfaſſungsmauern hinweg die Kokospalmen hoch emporragen, ſo daß es nirgends in der Stadt am Anblick friſchen Grüns mangelt. Die Europäer und die Eingeborenen bewohnen auch hier ihre geſonderten Quartiere, die Europäer das ſüdlichſte Ende, in dem ſich auch die öffentlichen Gebäude und das altersgraue Kaſtell am Meere befinden, die Tamulen die ganze nördliche Stadt, in deren Mitte die ſogenannten Ziegenbalgſchen Plätze liegen, eine Reihe von Schulgebäuden in einem ſchönen, großen und wohlgepflegten Garten. Eine große Straße läuft von Süden nach Norden durch die ganze Stadt und eine Anzahl kleinerer Nebenſtraßen von Oſten nach Weſten. Die deutſche Sprache iſt dort heimiſch geworden und erklingt neben der däniſchen, portugieſiſchen und engliſchen. Im Süden, zwiſchen dem Kaſtell und dem nördlich davon gelegenen Gerichtshauſe dehnt ſich vom Meer in der Richtung nach der alten lutheriſchen Jeruſalemskirche ein weiter Spiel- und Erholungsplatz für die Europäer aus, die gegen Abend gern hier oder auf den fünf breiten Steindämmen ſich aufhalten, die ins Meer hinausführen. Ein Salzwaſſerkanal läuft in weitem Umkreiſe rings um die Stadt, deren Mauern und Baſtionen auf der Landſeite noch ſtehen, aber in Verfall geraten. Die Stadt hat auch eine Moſchee im Nord-

Jeruſalemskirche in Trankebar.

weſten und eine große und zwei kleinere Pagoden.

Die Macht der Portugieſen hatte gegen 100 Jahre in Südindien gedauert, als die Holländer kamen und ihnen eine Beſitzung nach der andern entriſſen, und dieſe mußten wieder den Dänen und Franzoſen und Engländern weichen. Im Jahre 1620 wurde Trankebar durch die Vermittelung des Holländers Roelant Crape und des däniſchen „Admirals“ Ove Gudde, welcher die Feſte Dansborg bei Trankebar erbaute, däniſch. Im Jahre 1845 ging es durch friedlichen Vertrag in engliſchen Beſitz über. Seitdem hat es den Glanz einer kleinen Hauptſtadt immer mehr eingebüßt und geht ſeinem gänzlichen Verfall entgegen, woran auch die projektierte Eiſenbahn von Maiaweram nach Trankebar wenig ändern dürfte. Der Name Trankebar iſt unzertrennlich mit der Leipziger lutheriſchen

Digitized by Google

Miſſion in Indien verbunden. Wie die Arbeit derſelben von Trankebar ihren Ausgang genommen hat, ſo iſt die Stadt auch heute noch als Sitz des lutheriſchen Miſſionskirchenrats und als Vorort der alljährlich im Februar dort tagenden lutheriſchen Miſſionsſynode und des Miſſionsprediger- und Lehrer-Seminars unter Leitung des Miſſionars Gehring der Centralſitz der lutheriſchen Miſſion unter den Tamulen. Die erſten Sendboten der alten Däniſch-Halleſchen Miſſion, die Miſſionare Ziegenbalg und Plütſchau, betraten am 9. Juli 1706 in Trankebar zuerſt den indiſchen Boden und legten unter ſchweren Mühen und harten Kämpfen den Grund zu dem ſpäter ſo fröhlich emporblühenden Werke der Chriſtianiſierung des Tamilvolkes. Unter ihren Nachfolgern finden wir Namen von gutem Klang, die in der Miſſionsgeſchichte ihre bleibende Stelle gefunden haben, z. B. Gründler, Walther, Fabricius, Gericke und vor allem der langjährige Freund und Berater des heidniſchen

Miſſionar Gehring mit ſeinen Theologen.

Königs von Tandſchaur, „der Königspriester von Tandſchaur“ Chriſtian Friedrich Schwartz, der bedeutendſte Miſſionar Indiens im vorigen Jahrhundert, von dem noch heute eine Gedenktafel in der engliſchen Marienkirche zu Madras, von der Oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft geſtiftet, und ein ſchönes Marmordenkmal in der Miſſionskirche von Tandſchaur zeugen, welches ihm der dankbare Tandſchaurfürſt nach ſeinem Tode errichten ließ und das er mit der in engliſcher Sprache von ihm ſelbſt verfaßten Grabſchrift ſchmückte:

„Feſt warſt du, weiſe, demütig,
Redlich, rein, unverſtellt gütig,
Vater der Waiſen, der Witwen Stütze,
Tröſter in jeglicher Trübſalshitze;
Denen in Finſternis helfend zur Klarheit,
Wandelnd und weiſend die Wege der Wahrheit,
Segen den Fürſten, den Völkern — und mir.
Daß ich, mein Vater, nachwandele dir,
Wünſchet und bittet dein Serfodſchi hier.“

— ein merkwürdiges Zeugnis aus heidniſchem Munde. Noch heute lebt der Name des „Vater Schwartz“ bei den heidniſchen und chriſtlichen Tamulen des Südens in aller Munde.

Digitized by Google

Leider bahnte ſich ſeit den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts immer ſichtbarer und unaufhaltſamer ein bedauernswerter Verfall des Werkes an, der die Miſſion endlich ihres Charakters als einer lutheriſchen durch ihre Auslieferung an die Engländer beraubte. Auch die blühenden Tinneweligemeinden gingen damals verloren. Der Rationalismus, welcher damals anfing, die heimatliche Kirche zu verwüſten, der Geiſt einer chriſtentumsfeindlichen Aufklärung, der auch in den Köpfen einzelner Miſſionare zu ſpuken anfing und beſonders in der Schulpraxis verderbenbringend zu Tage trat, die immer mehr zunehmende Miſſionsmüdigkeit der heimiſchen Chriſten, die einſeitige Wertlegung des Pietismus auf Moral, der Mangel einer feſten kirchlichen Organiſation und einheitlichen Ordnung und Leitung, die falſche Handhabung des ganzen Schulweſens in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts und endlich auch die leidige Kaſtenfrage, die von den ſpäteren däniſchen Miſſionaren nicht mehr mit der

Schwartz.

Ziegenbalg.

weiſen Mäßigung behandelt wurde, wie von den älteren, das waren die zuſammenwirkenden Urſachen jenes faſt gänzlichen Verfalls der blühenden Däniſch-Halleſchen Miſſion, der in der Miſſionsgeſchichte ſeinesgleichen ſucht. Am Ende der dreißiger Jahre dieſes Jahrhunderts war nur noch eine kleine lutheriſche Gemeinde in Trankebar ſelbſt übrig.

Seitdem iſt das Werk von der Leipziger Lutheriſchen Miſſionsgeſellſchaft, als deren erſter Sendbote 1840 Cordes nach Trankebar ging, wieder mit lebendigem Eifer in Angriff genommen worden und ſo kräftig emporgediehen, daß die Leipziger Miſſion, die übrigens jetzt auch in Oſtafrika miſſioniert, Ende 1897 bei einem Beſtande von 28 europäiſchen Miſſionaren, zu denen noch ein Faktor, ein Induſtrielehrer und 4 europäiſche Lehrerinnen hinzukamen, und 22 vorzüglich ausgebildeten und außerordentlich amtstüchtigen eingebornen Pfarrern, ſogenannten Landpredigern, in Indien 35 Stationen mit 634 zugehörigen Außenorten, 182 Gottesdienſtlokale, 211 Schulen (darunter 2 Hochſchulen und Seminare, 38 gemiſchte höhere Volksſchulen, 149 gemiſchte niedere Volks-

Digitized by Google

ſchulen, 8 Mittelſchulen für Knaben, 10 höhere Volksſchulen und 3 Mittelſchulen für Mädchen), ferner 10 Koſtſchulen für Knaben und 5 ſolche für Mädchen, davon 134 unter Regierungsaufſicht ſtehend, 384 Lehrer und Lehrerinnen, 6664 Schüler und Schülerinnen, 649 Koſtſchüler und Koſtſchülerinnen und einen Gemeindebeſtand von 16 678 Seelen zählte. Die Zahl der Kommunikanten betrug im Vorjahre 15 109, das Kapital der Gemeindekaſſen 94 908½ Rupie, das Schulgeld einſchließlich des Regierungszuſchuſſes 16 598 Rupie, die Geſamteinnahme betrug 420 000 Mark.

Marmordenkmal des Miſſionars Schwarz.

Digitized by Google

Nach der Pfauenstadt.

Wenn wir nun dem stillen, meerumbrandeten Trankebar wieder Ade sagen, um nach Maiaweram hinüberzufahren, so müssen wir wohl oder übel wieder zum Ochsenbandi unsere Zuflucht nehmen. Wenn wir im Oktober reisen, so werden wir dort gleich Zeugen des großen Badefestes und kommen so recht mitten ins heidnische Treiben hinein. Freilich ist es um diese Zeit des Monsuns wegen nicht gerade angenehm zu reisen, aber wir können ja die offene Wetterseite gegen Sturm und Regen mit einem Tuche verhängen. Ein lautes ōtu! (lauf zu) das Bandikaren macht den Ochsen flinke Beine, und lustig trotten sie durch die stille Europäerstraße zum Königsthore hinaus. Der ganze Himmel ist grauschwarz behangen und heftig klatscht der Regen auf das gewölbte Karrendach, dessen Dichtigkeit doch zu wünschen übrig läßt, wie die nasse Matratze bezeugt. Den Schirm aufzuspannen und neben dem Wagen herzugehen ist auch nicht ratsam, denn breite Pfützen und Wasserlachen überfluten allenthalben die Straße, so daß auch der schnelle Trott der Ochsen gar bald, noch ehe wir das erste Dorf Olugumangalam („überfließendes Gut“) erreichen, in ein langsames, schleppfüßiges Tempo übergeht. Sie zeigen gar nicht übel Lust, umzukehren; aber die stachelige Kaktushecke, an die sie dabei geraten, bringt sie auf andere Gedanken. Endlich zerteilen sich die Wolken und der strömende Regen läßt nach. Zwischen den überfluteten Reisfeldern, aus deren Oberfläche nur die maigrünen Spitzen der jungen Pflanzung hervorragen, führt die schöne, rotgelbe Straße unter stolzen Banianen und hohen, mit großen, gelben Tulpenblüten bedeckten Pu-Arasubäumen dahin. Überall tauchen in nächster Nähe und am fernen Horizonte die Kokos- und Palmyrahaine und andere malerische Baumgruppen aus den Reisfeldern auf, in denen sie verstreut liegen, alles eigenartig fremd; kein Blatt, kein Baum erinnert an die Heimat; höchstens die auffliegenden Krähen erwecken heimatliche Erinnerungen. Durch elende Pariadörfer mit widerlich drückender Luft geht es weiter; durch Dach und Thürloch der armseligen Hütten dringt der Rauch des Kochfeuers hervor, und fast nackte Männer in Begleitung nackter Kinder und nur mit einem zerlumpten Fetzen notdürftig bedeckter Frauen bringen auf Bambusstangen an den Beinen aufgehängt den Kadaver eines gefallenen Ochsen, der ihnen als Leckerbissen dienen soll. Kein Kamm ist jemals durch das dichte, schwarze Haar dieser Frauen gegangen. Aber auch durch saubere, nett gebaute Sudradörfer führt uns unser Weg, wie das schöne, ganz in Bäumen verschwindende und an Größe und Einwohnerzahl einem hübschen Städtchen vergleichbare Poreiaru, in welchem sich vor seiner Verlegung nach Trankebar das Prediger- und Lehrerseminar der Leipziger Mission befand, und andere gegen die Pariadörfer anmutig kontrastierende Ortschaften.

Auf der breiten Straße selbst herrscht reges Leben. Ein Bandi folgt dem andern und Kulis mit schweren Lasten auf dem Kopfe, Salzfischen und anderen Dingen, hasten eilenden Laufes vorüber, dazu Fußgänger aller Art, ledig gehende Männer und bepackte Frauen mit kleinen Kindern, die seitwärts auf der Hüfte der Mutter reiten, fast alle ein aus Palmblättern geflochtenes, haubenartiges und hinten bis

Digitized by Google

auf die Schenkel niederreichendes Regendach tragend, so daß sie wandelnden Dächern gleichen, unter denen nur die zappelnden braunen Beine hervorsehen. Nicht nur daheim, sondern auch in Indien giebt es „in Gedanken stehen gebliebene" Regenschirme; und so müssen denn manche sich auf andere Weise schützen, indem sie ihren Turban aufwickeln und sich in denselben einhüllen, um ihn später, wenn es zu regnen aufhört, im Winde wieder trocknen zu lassen. Überall sieht man Faulenzer, die an der Straße sitzen oder liegen und schwatzen oder träumen und Betel kauen. Wenn der Hunger sich meldet, arbeiten sie schon. Andere finden nichts darin, sich mitten im Dorfe auf offener Straße einander gegenüber kauernd in den Haaren Jagd zu machen.

Unterdessen ist es abends 6 Uhr geworden, und die Sonne geht unter. Prachtvolle rotgoldene Wolken bedecken hoch hinauf den westlichen Horizont und hinter uns strahlt in intensivem, an elektrisches Licht erinnernden Glanze die prächtige nach oben geöffnete Mondsichel. In wenigen Minuten ist es Nacht, und nun erheben die Frösche in den Feldern ihre quarrenden Stimmen. Die ganze Straße ist wie illuminiert, so dicht sind die Kronen mancher Bäume von leuchtenden Käfern umschwirrt, ein reizender, unvergeßlicher Anblick.

Je näher wir an Maiaveram herauskommen, um so belebter wird die Straße, und endlich gegen 9 Uhr abends biegen wir in die schmucke, mit Kokospalmen bepflanzte Brahmanenstraße ein, von lautem Singen, Trommeln und Lärmen und unaufhörlichen Böllerschüssen empfangen, und haben unsere liebe Not, uns durch das dichte Menschengewühl hindurchzuarbeiten, das trotz der vorgerückten Stunde noch die Straße erfüllt, bis dicht an das geräumige, mit schönen Palmen angefüllte Missionsgehöft.

Maiaveram („Pfauenstadt", engl. Mayaveram), am Ufer des Kaweri gelegen, ist ein freundliches, anmutiges und von zahlreichen Brahmanenfamilien bewohntes Landstädtchen von annähernd 30000 Einwohnern; 1863 rechnete man nur 10000, daranter 4000 Brahmanen. Diese verhältnismäßig starke Brahmanenbevölkerung hängt zusammen mit der Heiligkeit des Ortes, der als beliebter Wallfahrtsort einen großen Ruf genießt und darum den Brahmanen ein gutes Auskommen gewährt. Die Lokal-Puranas des Maiaveramtempels berichten über die Entstehung des großen Badefestes und über den Grund der merkwürdigen Erscheinung, daß man bei diesem Feste Sivaiten und Wischnuiten gemeinsam baden und beten sieht, eine Anzahl Mythen. Nach diesen hatte der „aus dem Fuße Brahmas entsprungene" Kaweristrom — den man übrigens bald den Kaweri, bald die Käweri nennen hört, ursprünglich genau dieselbe sündentilgende Kraft, wie die Fluten der heiligen Ganga im Norden, was die Eifersucht der „Jungfrau Kaweri" erweckte, die gern vor der Ganga etwas vorausgehabt hätte und darum sich an Brahma mit der Bitte wandte, der Gott möge ihr zu der Gabe, die Sünden der Menschen abzuwaschen, auch noch die andere verleihen, dabei im Gegensatze zu der Ganga selbst rein zu bleiben. Der Gott Wischnu, an welchen Brahma seine bittende Tochter wies, willfahrte ihr, indem er sich selbst in die Fluten des Stromes legte und so seine Wasser für immer heiligte und vor aller Verunreinigung sicherte. Dieser Sage nun ist die große Heiligkeit der am Kaweri gelegenen heiligen Plätze wie Seringapatam in Meisur und Srirangam, Tandschaur, Kumbakonam und Maiaveram im Tamillande zuzuschreiben. So sagen die Wischnuiten, während die Sivaiten ihrerseits eine noch viel wunderlichere Geschichte erzählen, nach der die Gattin Sivas, Pärvati, einst ihren Gatten nach der Ursache befragte, warum sein mittleres Auge auf der Stirn nicht so hell leuchte, wie die beiden anderen. Als ihr der Gott erklärte, die beiden hellen Augen seien die Sonne und der Mond, hielt sie ihm diese, um die Wahrheit seiner Aussage zu prüfen, mit beiden Händen zu. Die Folge dieser vorwitzigen Handlung war, daß es auf der Erde sofort tiefe Finsternis wurde und großes Elend unter den Menschen entstand, worüber die Göttin so bekümmert war, daß sie den Gatten dringend bat, ihr zu sagen, wie sie ihr Unrecht büßen könne. Der befahl ihr, auf der Erde eine lange Bußandacht zu verrichten. Das that sie, indem sie in der Gegend von Maiaveram als Pfau sich auf die Erde herabließ und durch die Kraft ihrer Bußübung und die Tiefe ihrer Andacht den Gott so entzückte, daß er ihr den

Digitized by Google

Rest der Buße erließ. Seitdem erhielt der Ort den Namen Majuram, gewöhnlich Maiaveram, d. i. Pfauenstadt. Der Pfau ist deshalb dem Siva geheiligt, und man trifft ihn in den Sivaheiligtümern sehr häufig an. Besonders Maiaveram ist reich an Pfauen, die auf den Dächern und Tempelmauern ihr häßliches Geschrei verführen.

Die Stadt, welche natürlich neben vielen kleineren auch ihre große Pagode und schöne, breite, mit Palmenreihen bepflanzte Straßen hat, macht, wenn man durch die Straßen geht, eigentlich gar nicht den Eindruck einer Stadt; denn die kaum mannshohen, mit Ziegeln gedeckten und in Gärten und Baumpflanzungen versteckten Häuser sind unscheinbar, und das Ganze sieht eher aus wie eine ausgedehnte Kolonie im Grünen versteckter Landhäuschen, deren rote Ziegeldächer von den dunklen Banianen und blütenbedeckten Tulpenbäumen gar anmutig abstechen. Wie Schiali, Négapatam, Karikal, Kumbakonam und Tandschaur ist auch Maiaverma eine blühende Station der Leipziger Mission, die dort besonders viele Pariachristen hat.

Maiaverams größte Merkwürdigkeit

Dorf-Götzentempel.

ist das große Badefest, welches im Oktober und November jedes Jahres gefeiert wird, und in dessen lärmenden Trubel wir bei unsrer Einfahrt in die Stadt ja schon hineingekommen sind.

Südindische Heidenfeste.

Die Tamulen lieben, wie alle Hindus, Feste und Feiertage, und in ihrem heidnischen Kalender steht deren eine große Zahl. Das steht in ganz natürlichem Zusammenhange mit ihrem Götzendienste, der die Veranlassung zu einer Unzahl von Festen bietet. Auf allen Bergen und Hügeln und unter allen grünen Bäumen haben sie ihren Göttern und Teufeln Altäre errichtet, von den farbenschillernden Riesenpagoden und ganzen Tempelstädten bis herab zu den armseligen, eisernen Gabeln, welche die Maleialim auf ihren Bergen aufgerichtet haben, um daran ihre Opferfeuer für die Teufel anzuzünden, vor denen sie zittern. Jede Stadt, jedes Dorf, jede Einöde — sie haben ihren Tempel, gar nicht zu gedenken der Opferplätze und einzelner Götzenbilder, deren scheußliche Fratzen uns überall an den Straßenecken und öffentlichen Wegen und unter dem

Digitized by Google

Schatten der Bäume entgegenstarren, so daß man getrost sagen kann: nirgends in der Welt tritt das Heidentum so gewaltig in die Öffentlichkeit, wie in Indien, dem Lande der 300 Millionen Götter.

Wie nun die Zahl der Götzen und Tempel eine überaus große ist, so ist auch die Zahl der Götzenfeste im Lande sehr groß; denn jeder Tempel und jeder Götze hat ja seine besondere Geschichte und Bedeutung, sein besonderes Ansehen und seine besondere Heiligkeit. So sind auch die Feste, die bei diesen Tempeln und zu Ehren einzelner Götzen gefeiert werden, sehr mannigfaltiger Art und stehen bald in höherem, bald in geringerem Rufe und Ansehen. Eines allgemeinen Zulaufs aus allen Teilen des Landes erfreuen sich natürlich nur die Feste, die bei besonders großen und wichtigen Tempeln oder sonst an besonders heiligen Stätten gefeiert werden. Mit allerlei großartigen Reklamemitteln locken die Brahmanenpriester das leichtgläubige Volk an, um die einträglichen Feste in Flor zu erhalten, was ihnen übrigens an manchen Orten und bei manchen Festen, die viel von ihrem früheren Zulauf verloren haben, nicht mehr recht gelingen will.

Der Tamule ist bei allen seinen Werken und Verrichtungen peinlich religiös; die Vorschriften der Religion beherrschen und bestimmen in demselben Maße, wie der „Brauch", die althergebrachte Sitte, sein ganzes Leben von der Stunde an, wo die Wehmutter ihn auf die Matte am Boden legt, bis zum Scheiterhaufen. Während er aber die täglich vorgeschriebenen Werke und Ceremonien für sich allein verrichtet und von einer gemeinsamen Anbetung und Gottesdienstfeier, wie wir sie haben, im gewöhnlichen Leben nichts weiß, so strömen an den großen Götzen- und Badefesten von nah und fern, ja aus den entferntesten Provinzen des Reichs, viele, viele Tausende zusammen, um des Segens teilhaftig zu werden, den der Swami angeblich spenden soll. Auch die Lust, die es dabei zu genießen giebt, zieht viele zu diesen Festen hin. Schon an dem Gemisch und dichten Gedränge von Männern und Weibern im Wasser, wie wir es bei den Badefesten finden, mag manches lüsterne Auge auf seine Rechnung kommen, ganz abgesehen von dem, was die Nacht in ihren Schleier hüllt; denn sauber geht es bei diesen Festen nicht zu. In der Regel ist auch ein Jahrmarkt mit denselben verbunden, der die Leute anlockt, weil es da neben allerlei erlaubten Freuden und harmloser Kurzweil auch allerlei unerlaubte zu genießen giebt. Die Weiber zeigen an diesen Tagen besonders ihren Putz, denn die Indierinnen sind in der Eitelkeit und Putzsucht nicht die letzten ihres Geschlechtes, und zwischen den weißgekleideten Brahmanenwitwen, die sich zahlreich unter der Menge herumtreiben, und den Tempeldirnen besteht wohl nur der Unterschied, daß die letzteren eben privilegierte Dirnen sind. Das ganze Fest ist überhaupt oft nichts, als ein Jahrmarkt in großem Stil, bei dem es ebensowenig an allerlei Waren und Näschereien fehlt, wie an allerlei Hokuspokus. Selbst Karussels von der Art der russischen Schaukeln findet man, deren schwankende Kasten und Körbe haushoch auf und nieder steigen. Der Mensch ist derselbe, die Haut sei, wie sie wolle.

So ist der allgemeine Charakter südindischer Heidenfeste überall so ziemlich derselbe: viel Lärm und Geschrei und ohrenbetäubende „Musik", viel Schmutz und Unordnung und viel Fanatismus, wie es ja schon vor Jahrtausenden der weise Salomo beschrieben hat: „Halten sie Feiertage, so thun sie, als wären sie wütend."

Wir reden wohl oft von „Heidenlärm"; aber was ein rechter, echter Heidenlärm zu bedeuten hat, das wissen wir hier alle nicht. Um das zu erfahren, muß man so ein indisches Heidenfest mitfeiern — welch ein gewaltiger, ohrenbetäubender, sinnverwirrender, ja wahrhaft menschenrasendmachender Lärm! Da wird durcheinander getrommelt, getutet, gepfiffen und mit Böllern geknallt und geschrieen, daß es kaum zum Anhören ist und alle Drehorgeln und Cirkusmusiken eines deutschen Vogelschießens ein Kinderspiel dagegen sind. Eine nach vielen Tausenden zählende Menschenmenge, darunter viele mit Kuhmistasche beschmierte Büßer, drängt sich unter brausendem Stimmengetöse durch Straßen und Gassen, die Luft weithin mit ihrem wüsten Geschrei erfüllend.

Viele Heidenfeste werden auch, wenigstens teilweise, bei Nacht gefeiert. Die meisten derselben fangen abends um 4 oder 5 Uhr, also kurz vor Eintritt der Nacht

Digitized by Google

an, und zwar nicht bloß deswegen, weil vieles von dem, was getrieben wird, das Licht des Tages scheut, sondern auch aus praktischen, sachlichen Gründen. Ohne viel prachtvolles Feuerwerk und Kampferlicht, welches ja überhaupt in Indien bei allen Festlichkeiten eine große Rolle spielt, geht es natürlich bei den nächtlichen Götzenfesten nicht ab. Die zahlreichen Trommler und Pfeifer und Hornbläser aber sorgen ausgiebig dafür, daß die tauben Ohren der juwelenbeladenen Götzen die ganze Nacht hindurch ein wenigstens für europäische Ohren und Nerven höchst unerquickliches Freikonzert haben, während die dunkeln Tempelräume durch Tausende von Lichtern hell erleuchtet sind und draußen die Brahmanen, Hand in Hand einherziehend, ihre eintönigen, ihnen selbst unverständlichen Sanskritgesänge herleiern.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den Charakter südindischer Heidenfeste wollen wir nun dem Badefeste in Maiaveram noch einige Worte gönnen.

Ein Dorftempel.

Das Fest dauert vom Oktobervollmond bis zum Novembervollmond; der erste, der mittelste und der letzte Tag sind die Haupttage, wiewohl die Straßen der Stadt während der ganzen Festzeit mit mächtigen Guirlanden und Laubwerk geschmückt und mehr oder weniger dicht mit Festpilgern angefüllt sind.

Am Vortage des Festes weiht jedermann sein Hausgerät und Handwerkszeug vor einem thönernen Standbilde des Gottes Ganesa, der der Gott des berechnenden Verstandes ist, weshalb alle Geschäfte des gewöhnlichen Lebens in seinem Namen begonnen werden.

Am ersten Haupttage ist die ganze Stadt und das Ufer des Flusses mit Blumen bedeckt, und Götzen, die von Juwelen und goldenem und silbernem Flitterwerke funkeln, Tausende von Eingebornen mit Trommeln, Schellen und Glocken, Kuchen- und Blumenhändler, Gaukler und andere Vagabunden, Büßer und Pilgrime durchziehen die Straßen der Stadt und

Digitized by Google

wandeln am Ufer des Stromes auf und ab. An beiden Seiten der Hauptstraße aber sieht man in mäßigen Zwischenräumen Götzenbilder mit einem Gefolge von Musikanten und Bettlern aufgestellt. Diese „heiligen" Bettler leisten Erstaunliches. Da schneidet sich einer wohl gar die Zunge stückweise mit einem scharfen Messer heraus, ein anderer hat eine große, klaffende Wunde auf der Brust, aus der dickes, zähes Blut heraustropft. Das wunderbare dabei ist nur, daß die Wunde schon seit Jahren so blutet und daß die abgeschnittene Zunge über Nacht wieder nachwächst. Andere stellen sich wahnsinnig oder bemalen sich gräßlich, um das Interesse der vorbeipilgernden Menge wachzurufen. Um einen Zauberer herum versammelt sich eine große Menge. Obwohl der Gaukler fast völlig nackt ist und nur ein Lendentuch umgeschlungen hat, leistet auch er Erstaunliches, Unglaubliches. Da wächst vor unsern Augen auf kahlem Erdboden aus einem Mangokerne in wenigen Minuten ein Mangobäumchen mit großen Blättern; eine leere, dürre Schlangenhaut verwandelt sich in eine lebende Schlange, die zu den Tönen der Pfeife tanzt. Ein langer Baumwollfaden wird in lauter kleine Stückchen zerzupft, aus dem der Mann sofort und ohne weiteres einen neuen, glatten Baumwollfaden von derselben Länge herauszieht. Er legt einen glatten, runden Stein auf die flache Hand; kaum hat er die Hand geschlossen so blickt zwischen Daumen und Zeigefinger der Kopf eines lebenden grünen Papageien hervor. Man ergreift ihn rasch bei der Hand, und siehe da, wenn man die Finger auseinanderlegt, so kommt ein porzellanener Puppenkopf zum Vorschein. Kaum hat er die Hand wieder geschlossen, so drängen sich zwischen allen Fingern Vogelköpfe der verschiedensten Gattungen hervor. Plötzlich bringt er aus seinem Munde vier große glatte Steine zum Vorschein und legt sie vor sich hin. Darauf schlägt er sich mit der Faust auf die Brust und speit darauf eine ganze Ladung hühnereigroßer Steine und eine Menge großer Nägel aus. Und das alles ohne jede Vorkehrung, auf offener Straße, ohne ein Kleid, in dem er etwas verborgen halten könnte, und umringt von einer Menge Menschen, die jeder seiner Bewegungen folgen. Da soll denn einer klug daraus werden! Der 13. November ist der Haupttag. Wir brauchen den Wecker nicht zu stellen; gewaltiger, langanhaltender Böllerdonner weckt uns schon am frühesten Morgen aus dem Schlafe, falls die Moskitos uns überhaupt haben einschlafen lassen. Es wimmelt schon auf den Straßen, und das Gedränge wird mit jeder Minute ärger. Da gilt es eilen, um am Flusse noch einen günstigen Platz zu erlangen. Die alte Ölpresse an der Straße, deren jämmerliches Schreien und Stöhnen sonst den ganzen Tag ertönt, steht heute still — man hat Nötigeres zu thun. Schon kommen eine ganze Menge Menschen, Männer und Frauen mit ihren nassen, vom schlammigen Wasser beschmutzten Gewändern, die am Körper anklebten, vom Flusse zurück, andere haben es eilig, um hinzukommen, und so drängt und stößt sich die lärmend zwischen den Bazaren und Häusern hinflutende Menge nach Herzenslust. Aber wie dicht und undurchdringlich auch das Gedränge ist, wir brauchen uns um das Durchkommen keine Sorge zu machen, und sind gewiß, daß wir mit keinem menschlichen Körper in Berührung kommen. Als ob ein paar durchgehende Pferde die Straße daherkämen, so scheu und entsetzt weicht die Menge nach beiden Seiten aus, sobald der Schreckensruf: „ein Weißer!" oder: durei! d. i. ein europäischer Herr! laut wird. Denn der Europäer gilt, so hohen Respekt man sonst vor ihm hat und so tiefe, ehrerbietige Salams man ihm macht, den Eingebornen für ebenso unrein, wie ein Paria ihnen vom Kastenstandpunkte aus erscheint, und die Berührung mit ihm würde an diesem Tage eine doppelt fatale Verunreinigung zur Folge haben, der man um alles in der Welt aus dem Wege geht. Besonders die Brahmanen und Brahmanenwitwen machen schon auf zehn Schritt Entfernung einen großen Bogen, wenn sie den breiten, weißen Toppi (Sonnenhut) eines Europäers über die Turbane und kahlen Schädel der Eingebornen heraufleuchten sehen. Überdies geben sich die anwesenden Polizisten die liebenswürdigste Mühe, einem die Leute vom Leibe zu halten und dem durei einen günstigen Standort zur Beobachtung des Festtreibens auszusuchen; denn derselbe könnte ja möglicherweise ein hochvermögender Herr bei der Regierung sein, dessen

Digitized by Google

Gunst unter allen Umständen wertvoll ist. Im Anfang macht es einen eigentümlichen Eindruck, das offenbare Entsetzen zu sehen, mit dem die Leute bei solchen Gelegenheiten, besonders die Frauen, einem ausweichen, als wäre man mit Aussatz behaftet. Aber allmählich gewöhnt man sich daran und findet das religiöse Vorurteil der Leute recht bequem und angenehm gegenüber den Rippenstößen, welchen man ohne dasselbe bei einem solchen Gedränge ausgesetzt sein würde. Es hat eben eine jede Sache auch ihre gute Seite. Wie dick die Leute doch heute ihre Götzenzeichen, die Wischnuiten ihre rotweiße Gabel und die Sivaiten ihre weißen Horizontalstriche auf Stirn, Brust und Armen aufgetragen haben! Die Frauen aber, abgesehen von den weißgekleideten Brahmanenwitwen, strahlen in den buntesten Seiden- und Kattungewändern, über und über mit echten und unechten Juwelen behangen, und der rotgelbe Schönheitsfleck zwischen den Augenbrauen und die ockergelbe Schminke im Gesicht ist heute doppelt sorgfältig aufgetragen.

Was uns besonders auffällt, zumal wenn wir an einem Tempel vorbeikommen, das ist die große Menge heiliger Bettler und Büßer, welche sich zum Feste eingefunden haben, um einesteils ihrem Heiligenschein einige neue Strahlen hinzuzufügen und anderenteils bei dieser Gelegenheit auch gleich ein gutes Geschäft zu machen; denn das Betteln verstehen sie aus dem ff, auch wenn sie keinen Laut über ihre Lippen bringen; der Tamule merkt auch ohne Worte ihre Absicht und — wird nicht verstimmt, sondern giebt. Da kann man die unglaublichsten Dinge sehen, alle möglichen und unmöglichen Leiden, Stellungen, Kasteiungen und Abnormitäten, Krüppel und Ausgewachsene mit von Natur oder künstlich verrenkten, verbogenen, verkümmerten Gliedmaßen, Lahme, Blinde, Taubstumme, Riesen, Zwerge — alles bunt durcheinander, die einen stumm ihre Schale hinhaltend oder hinter derselben kauernd, die andern laut jammernd und winselnd. Man wundert sich, wo sie nur alle hergekommen sind, diese Saniasis, Fakire und Holy Mendicants mit ihren rötlichgelben Lumpen — denn ganz nackt dürfen sie jetzt nicht mehr gehen —, ihren krallenartigen Fingernägeln, wüsten schwarzen und weißen Bärten und oft bis auf die Füße herabfallenden, gedrehten, öligen Haarsträhnen. Da liegt am Wege ein baumlanger, kerngesund aussehender Mann, bis auf das schmale, zwischen den Beinen durchgezogene Lendentuch völlig nackt, und die Backen mit einer langen Messingnadel quer durchstochen, im Sande. Vor ihm steht ein bauchiges Messinggefäß, dessen Öffnung mit einem Stück Zeug zugebunden ist, aus dem er eine kleine Öffnung ausgeschnitten hat — das ist die Sammelbüchse. Der Mann hat ein Gelübde gethan, nie mehr zu gehen, sondern bewegt sich auf dem Bauche kriechend oder sich wälzend von Ort zu Ort. Alles staunt den großen Heiligen an, und die Gaben fließen reichlich. Wer wollte sie alle aufzählen, die wunderlichen Käuze, die hier von der Freigebigkeit der abergläubischen Menge zu profitieren trachten! Es giebt unter ihnen sehr anziehende, ehrwürdig aussehende Gestalten mit tiefernst blickendem Auge und weltverachtenden Mienen,

Büßer im Eisengitter.

Digitized by Google

aber viel mehr kuriose, ja geradezu scheußliche, widerwärtige Gesellen. Die Kuhmistasche spielt bei ihnen allen zur äußeren Dokumentierung ihrer Heiligkeit eine große Rolle, und manche sind am ganzen Körper damit bedeckt. Ihre Selbstpeinigungen sind stellenweise haarsträubend, zumal wenn man nichts weiß von dem vielen Humbug, der dabei mit unterläuft. Da, während wir gerade um eine Ecke biegen, begegnet uns ein häßlicher Alter mit wirrem Haar und hohlen, tiefliegenden Augen; er hat sich ein großes eisernes Gitter um den Hals schmieden lassen, um sich nie zur Ruhe niederlegen zu können. Dort sitzt einer zwischen vier Feuerchen, einen Topf mit glühenden Kohlen auf dem Kopfe. Andere pressen sich scharfe Messerklingen gegen die Brust, daß das Blut herabrinnt, oder stehen regungslos mit aufgehobenen Armen auf einem Beine, und was des Unsinns mehr ist. Manche sind so furchtbar verstümmelt und so grauenhaft entstellt, daß man die Blicke wegwenden muß, während der Schall ihrer Trommeln und Zimbeln das Schreien der Menge zu übertönen sucht.

Endlich sind wir in den Tempelhallen am Ufer des Stromes angelangt und haben von einer geschützten Stelle einen freien Blick über das unbeschreibliche Bild. Der ganze schlammige Grund des Stromes ist aufgewühlt von den Tausenden, die im Wasser waten und untertauchen, um in der schlammigen Brühe ihren Sündenschmutz hinwegzubaden. Die weiten Hallen sind mit Götzenbildern aller Art angefüllt, und mitten in dem ziemlich angeschwollenen Flusse steht auf einem Steinpostamente unter einem Miniaturtempelchen der silberne Siva-Stier Nischabha, das Hauptheiligtum des Tages. Wie die Frösche hüpfen die Leute ohne Aufhören von beiden Ufern ins Wasser, um unter allerlei Ceremonien und Gebeten zu baden, während inmitten des Flusses die Brahmanen auf hochbeinigen Tischen im Wasser sitzen, mit großen Regen- oder Sonnenschirmen bewaffnet, und ihren ockergelb gefärbten Reis und Bündelchen des heiligen Kusagrases an die Menge verkaufen. Auch die beiden riesigen Tempelelefanten, welche zu beiden Seiten des Flußtempelchens im Wasser stehen und ganze Büschel Flittergold an ihren Schwänzen tragen, kollektieren eifrig und reichen jede Geldspende gewissenhaft den auf ihrem Rücken sitzenden Treibern hinauf, zum Danke hin und wieder einen Sprühregen von Wasser aus ihrem Rüssel unter die frohlockende Menge spritzend, die diese heiligende Wohlthat zu würdigen versteht und nun um so reichlicher spendet. Am Ufer aber bilden Tausende Spalier und malen Figuren in den Sand oder bilden solche aus Blättern und Blumen, während andere mit hoch erhobenen Händen laut beten oder Plantanen und Kokosnüsse im Wasser baden, und zahlreiche Frauen ihre aus Mehl und Butter oder Öl gekneteten Opferkuchen, nachdem sie ihre Götzenzeichen aufgefrischt, dem Stiere auf Blatttellern darbringen.

Der wichtigste Moment des ganzen Tages ist der, wo — vormittags gegen 11 Uhr — der Hauptgötze, prächtig geschmückt, in den Fluß getragen und gebadet wird. Das tausendstimmige Geschrei verstummt in diesem Augenblicke und macht einer lautlosen Stille Platz. Alles blickt nach der Richtung, wo der Götze herkommt, und bricht mit flach aneinandergelegten Händen in einen Laut anbetenden Entzückens aus, der sich auf beiden Ufern des Stromes lawinenartig fortpflanzt. Darin liegt nach dem vielen Lächerlichen und Widerwärtigen etwas wirklich Feierliches, Großartiges.

Auch auf dem Heimwege bietet sich noch manches interessante Bild unsern Blicken dar. Da geht vor uns her eine Familie, die ebenfalls vom Festplatze heimkehrt; voran schreitet der Vater, auf der einen Achsel einen Knaben, über die andere Schulter ein Bündel Zuckerrohrstäbe, wie sie an diesem Tage massenhaft verkauft und genossen werden, indem man die härtere Außenschale ablöst und das darin enthaltene schwammige Mark aussaugt. Hinter ihm folgt bescheiden die schwer bepackte Frau; links reitet ein Kind auf ihrer Hüfte und rechts trägt sie ein großes Messinggefäß und einige Schmucksachen, die ihr der Mann gekauft hat. Auch sonst hat sie an anderen gemachten Einkäufen schwer zu schleppen, wobei ihr noch die anderen Kinder hinderlich sind, die sich ängstlich zu beiden Seiten an ihr Kleid hängen.

Am Abend werden zum Andenken an den Sieg des Gottes Krischna über den

Digitized by Google

Höllengeist in allen Häusern viele Lichter angebrannt. In den hellerleuchteten Bazaren, wo die Waren am Boden ausgebreitet liegen, besonders Messinggerät, Schmucksachen, gelbe und feuerrote Schminke, um die sich die Frauen drängen, und falsches Haar in schwarzen chignonartigen Wulsten, wie sie die Tamulenfrauen gern tragen, findet man reiche Gelegenheit, sein Geld los zu werden und ein kleines indisches Museum einzukaufen. Die ganze Nacht hindurch summt einem der brausende Lärm des Tages noch im Kopfe nach, so daß trotz der großen Ermüdung von Schlaf wenig die Rede ist.

Die Brahmanenstadt Kumbakonam.

Der nächste Ort, für den wir uns nun nach Maiaveram zu interessieren haben, ist die 18 engl. Meilen weiter südwestlich, ebenfalls an den dichtbewachsenen Ufern des Kaweristromes und an der Südbahn gelegene lebhafte Bezirkshauptstadt Kumbakonam (Combaconum), nach der uns die Bahn durch ein Dickicht von Gärten und Hainen und üppig schossenden Reisfeldern in nicht ganz zwei Stunden hinführt. Die Zeit wird uns nicht lang während der Fahrt. Wir können den Blick nicht wegwenden von den gesegneten Fluren und von dem buntbewegten Leben, welches auf den Zwischenstationen Terilandur, Tiruvulamkadu und Adtuturei herrscht; denn da hier viel Volk auf engem Raum zusammen lebt, so findet jederzeit ein sehr lebhafter Personenverkehr statt.

Kumbakonam („Wasserkrug — Winkel") ist der Stolz und ein Hauptsammelort der Hindus im Süden des Tamillandes. Während Madras eine neue, halbeuropäische Stadt ist, so ist Kumbakonam noch eine echt indische Stadt, in der die höchsten Kasten gedrängt um die großartigen alten Tempel wohnen und die wenigen Europäer fast verschwinden.

Schon wenn wir bei dem langgezogenen Rufe: „Kumbako — — nam! Kumbako — — nam!" zum Coupeefenster hinausblicken und den Bahnhof mit seinen Wartezimmern für Herrn und Damen und seinen wohlgepflegten Blumenanlagen erblicken, merken wir, daß die Stadt kein unbedeutender Ort ist. Wiewohl die Stadt entschieden schön zu nennen ist, so darf man doch auch sie nicht mit dem Maßstabe einer europäischen Stadt messen. Sie hat keine Paläste, Parkanlagen und öffentlichen Plätze, wie wir sie in Madras gefunden haben. Früher hatte sie einen Königspalast. Die Häuser sind hier ebenfalls klein und unansehnlich, machen aber doch einen besseren, wohlhäbigeren Eindruck, da sie alle aus gebrannten Backsteinen erbaut und mit gebrannten Ziegeln gedeckt und im Innern nett eingerichtet sind. Ihre Bauart erinnert etwas an die altrömische. Nur wenige besonders wohlhabende Leute besitzen zweistöckige Häuser. Einen überaus anmutigen, ja geradezu prächtigen Anblick bietet die Stadt, wenn man sie von einem der zahlreichen Pagodentürme aus betrachtet; da ist es, als blickte man über einen ungeheuren Park hinweg, dessen hochragende Palmen und üppig belaubte Mangos, Banianen u. s. w. nur hier und da einen Einblick in die langen Straßenzeilen gewähren, während überall die mächtigen Pagodentürme ihre dunkelu Häupter aus der bis in das Innere der Stadt eindringenden üppigen Vegetation erheben, welche den Hauptschmuck der Stadt bildet. Nahe am Bahnhofe stehen eine große Menge zweiräderiger Karren, mit Ochsen oder mageren, aber trotz ihres armseligen Aussehens sehr ausdauernden und flinken Ponies bespannt, bereit, um die ankommenden Reisenden durch die belebte Hauptstraße ins Innere der Stadt zu befördern. Wenn wir die Hauptstraße vom Bahnhofe aus etwa fünf Minuten weit verfolgen und dann links in eine von Seidenwebern (Pattunalkarern) bewohnte Seitenstraße einbiegen, so gelangen wir nach einer kurzen Wanderung zu der merkwürdigsten Sehenswürdigkeit Kumbakonams, dem großen Mahamakatank oder Mahmangakullam (Tank = Kullam = Teich), von dem Ziegenbalg in seiner „Genealogie der malabarischen Götter" schreibt: „In Kumbakonam ist ein Teich, der Mamangakullam heißt, in selbigem badet und reinigt man sich von Sünden. Wenn die Festzeit einfällt, so kommen viele aus fernen Ländern zu diesem Teiche gewallfahrtet, welche oftmals einen Weg von sechs Monaten weit gehen, um sich in diesem heiligen Wasser zu baden. Das

Digitized by Google

Wasser wächst am selbigen Tage zusehends in dem großen Teiche. Zu selbigem wird Isvara (Siva) gebracht, der sich von allen sehen läßt. Wer dann bei einem so heiligen Wasser den Brahmanen, Yogis und anderen Ordensleuten reichlich mitteilt, dessen Sünden werden nicht nur allein hierdurch alle getilgt, sondern er erlangt auch Tugenden und die Gabe, ein gut Leben zu führen und die Seligkeit zu erlangen."

Dieser Mahamakateich ist eine großartige Anlage. Er ist im Viereck mit großen Quadersteinen ummauert, und breite, steinerne Treppen führen auf allen vier Seiten tief hinab zu dem ungeheuren Bassin. Rings um den ganzen Teich lagern auf niedrigen Steinpostamenten der Mauerbrüstung in gemessener Entfernung voneinander zahlreiche plump gearbeitete Figuren, den Siva-Stier darstellend; außerdem ist jede der vier Seiten mit vier, während des Festes durch Riesenguirlanden miteinander verbundenen Tempeltürmchen von 30 Fuß Höhe geschmückt, deren pyramidenförmiges und reich mit Skulpturen verziertes Dach auf massiven, d. h. aus einem Stück gehauenen und mit künstlerischem Schmuck versehenen Granitsäulen ruht. Abgesehen von dem Lingam (eine Art Phallus, die Trimurti Brahma, Siva, Wischnu darstellend), der darinnen steht und täglich dreimal gesalbt und mit Blumen geschmückt wird, während nachts ein Lichtchen davor brennt, sind diese Türmchen ganz leer. An zwei Seiten des Teiches erheben sich hohe Pagodentürme. Die Erbauung dieses Riesenteiches und der dazu gehörenden Tempelgebäude muß ungeheure Schwierigkeiten und Unkosten verursacht haben, da in der ganzen Gegend weit und breit, ja bis nach dem fernen Tritschinäpalli hin kein Stein zu finden ist. Zu wie großen Dingen hat doch die Hindureligion vor alters ihre Anhänger begeistert! Das ganze Volk muß aufgeboten worden sein oder freiwillig die Hand geboten haben, um nur überhaupt die unermeßliche Fülle des wertvollen Baumaterials an Ort und Stelle zu schaffen. In unseren Tagen wäre trotz Eisenbahn und dergl. ein solcher Bau unter den hier gegebenen Verhältnissen überhaupt nicht mehr denkbar. Auch sonst giebt es in der Stadt noch viele schönen Teiche; Pagode reiht sich an Pagode, und die Umfassungsmauern derselben nehmen mitunter ganze Straßenseiten ein. Darum nennen auch die Tamulen Kumbakonam einen „göttlichen, himmlischen" Ort und preisen sich selig, da leben und sterben zu können. In Wahrheit ist es ein stinkendes Hurennest, wie alle Brahmanenstädte.

Trotzdem wir eben erst von dem großen Maïäveram-Badefeste kommen, kann ich mir einige Bemerkungen über das große Mahmangamfest, zu dessen Feier alle 12 Jahre Hunderttausende von Hindus nach Kumbakonam wallfahrten, nicht versagen. Das Fest ist von solcher Wichtigkeit und Bedeutung, daß es sogar weit und breit zur Zeitrechnung benutzt wird. In Kumbakonam wohnen sehr viele Brahmanen; ein großer Teil der etwa 50 000 Seelen zählenden Einwohnerschaft gehört ihrer Kaste an, die ja gern im Fett des Landes wohnt und sich vom Schweiße des Volkes mästet. Wo aber zahlreiche Brahmanen vorhanden sind, da giebt es in der Regel auch viele und große Wunder, die dem Orte besondere Heiligkeit verleihen und das Volk verlocken müssen, damit die Brahmanen gute Tage haben und an Reis und Butter und blanken Rupien keinen Mangel leiden. So haben denn diese „faulen Bäuche" ganz abgesehen von den zahlreichen anderen Wundern, die vor alters da geschehen sein sollen, sich auch ein Wunder zusammenkonstruiert, welches noch heutigen Tages, allerdings nur alle zwölf Jahre, sich regelmäßig zuträgt. Man bemerkt zu dieser Zeit, im Februar, ein eigentümliches Steigen des großen Mahmangamteiches, dessen Ursache in Dunkel gehüllt ist und es wohl auch bleiben wird; die Brahmanen aber geben vor, es dringe trotz der mehr als 200 deutsche Meilen betragenden Entfernung aus dem Ganges Wasser in diesen Teich („die Ganga Devi erscheine im Teiche"), und das ist der Anlaß, daß das Mahmangambadefest sich eines so großen Zulaufs erfreut, daß in den Tagen des Festes wegen des ungeheuren Gedränges sich kein Wagen in den Straßen von Kumbakonam blicken lassen darf. Die Ankunft der Ganga Devi, der Gangesgöttin, im Teiche zeigt sich nicht nur durch das Steigen des Wassers, welches vielleicht überhaupt nur durch die im Teiche befindliche große Menschenmenge verursacht

Digitized by Google

ist, sondern auch noch durch andere Wunder an, die natürlich auf nichts Weiteres als einen Brahmanenhumbug hinauslaufen, der aber von der bigotten Menge gläubig hingenommen und angestaunt wird. Die Göttin läßt angeblich auf der Oberfläche des Wassers plötzlich eine Limone, Blumen, eine Kette von schwarzen Perlen und ein Olei, d. i. ein rotgefärbtes Stück vom Blatte der Kokospalme, wie es arme Mädchen in Ermangelung goldener Schmuckstücke zu einer Rolle zusammengewickelt im Ohrläppchen tragen, zum Vorschein kommen. Die Herren Brahmanen würden über den wahren Ursprung der Gegenstände schon Auskunft geben können, wenn sie nur wollten. In früheren Zeiten sind bei Gelegenheit dieses Badefestes Hunderte von Menschen im Teiche ums Leben gekommen. Das hat die englische Regierung veranlaßt, Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, und so läßt sie denn jetzt einige Tage vor dem Feste durch die Ortspolizei den Teich mit Dampfpumpen ein Stück leer pumpen, so daß die Leute beim Durchschreiten desselben nicht tiefer als bis an die Hüften im Wasser stehen. Durch die Pumparbeit wird aber der ganze schwarze Schlamm, welcher den Grund des Teiches bedeckt, aufgewühlt und verwandelt das Wasser in Tinte, so daß man es wohl verstehen kann, welche Überwindung es die feineren Frauen vornehmer Familien kostet, in diesem schwarzen stinkenden Schlammwasser mit ihren prächtigen Gewändern und Juwelen unterzutauchen und dabei Nase, Mund und Ohren mit der widerlichen Schlammbrühe zu besudeln. Denn beim Baden muß der ganze Körper sich völlig unter Wasser befinden. Es ist ein ganz unbeschreiblicher Anblick, die Tausende und aber Tausende von lärmenden Menschen zu sehen, wie sie mit dickgemalten Götzenstrichen halbnackt oder in weißen Festgewändern die ganze Umgebung des Teiches bis auf die untersten Stufen hinab erfüllen und in Scharen von Tausenden ins Wasser hinabsteigen und bald untertauchend, bald mit hoch aufgehobenen Armen betend den Teich durchqueren, Kopf an Kopf dicht zusammengedrängt, so daß der Teich von oben gesehen an einzelnen Stellen einem riesigen Felde von beweglichen Köpfen, an anderen einem zerstörten Ameisenhaufen gleicht, in dem alles wild und bunt durcheinander wimmelt. Mitunter ist der ganze Teich ein einziger, wogender Menschenknäuel, aus dem hie und da die hünenhafte Gestalt eines Büßers hervorragt, während über den Köpfen ein Wald von aufgehobenen und flach aneinandergelegten Händen sich erhebt. Und dazu der brausende, vieltausendstimmige Lärm, in den sich die Töne der überall postierten Festmusik mischen! Hin und wieder taucht in der Menge am Ufer der Schirm eines Europäers auf. Bei allen Tempeltürmchen haben sich Polizisten postiert, durch ihre weißen Hosen und ihre Uniformröcke für jedermann kenntlich. Man kann sich einerseits eines Lächelns, andererseits aber auch des Ekels nicht erwehren, wenn man die Leute mit ihren blendendweißen Kleidern untertauchen und gleich darauf prustend und schwarz wie die Büffel wieder auftauchen sieht. Die zahllose Menge am Ufer wirft als Opferspenden Kokosnüsse und Blumen unter die Badenden, auf die sofort Jagd gemacht wird, und droben am Himmel kreisen in mäßiger Höhe über dem Teiche Hunderte von Adlern, hie und da auf die im Schlamme aufgejagten Fische herabstoßend. Die beim Baden im einzelnen beobachtete Ceremonie besteht darin, daß die zu Tausenden vorhandenen Brahmanen den Badenden gegen ein Geldgeschenk ein Stückchen vom Halme des Darbhagrases um einen Finger wickeln. Hat darauf der Badende die Namen aller seiner Verwandten aufgezählt, um auch sie des Segens dieses Bades teilhaftig zu machen, so klatscht der Brahmane in die Hände, und der Badende kann untertauchen.

Nicht weit vom Teiche liegt ein großes Kloster, von dessen Reichtum an Grundbesitz und sonstigen Einkünften und Gerechtsamen man sich Wunderdinge erzählt. Das hält aber die sivaitischen Asketen, seine Bewohner nicht ab, bettelnd durch Stadt und Land zu ziehen. Mehr nach dem Innern der Stadt zu liegt die Hauptpagode von Kumbakonam, welche dem Sarangapani (ein Name des Wischnu) geweiht ist, und in ihrer Bauart sich wenig von der allgemeinen Bauart südindischer Tempel unterscheidend, nur durch die große Fläche, welche sie einnimmt, und durch ihren imposanten Hauptturm auffällt, den man nicht ohne Staunen und Bewunderung betrachtet, auch wenn man schon lange in Indien gewesen ist und

Digitized by Google

viele Tempel gesehen hat. Die Massenhaftigkeit des Bauwerkes imponiert ebensosehr, wie der Fleiß und die Kosten, die bei seiner Herstellung aufgewendet worden sein mögen. Im Innern des Tempels befindet sich unter anderen Bildern auch ein kolossales Bild des Wischnu aus Stein, welches ihn auf ein Reismaß gelehnt darstellt. An dieses Bild knüpft sich folgende Mythe. Um den Erdenbewohnern (Wischnu ist der Gott der Erhaltung, Siva der Zerstörung) Speise, nämlich Reis, zuzumessen, durchwanderte Wischnu einst mit seiner Gemahlin Lakschmi (die indische Aphrodite) die Erde und kam eines Abends

Götzenwagen.

ermüdet in die Gegend von Kumbakonam, wo er auf seine Bitte die Erlaubnis erhielt, sich in einem stillen Winkel auf seinen Krug gestützt auszuruhen. Daher angeblich der Name Kumbakonam, d. i. Krugwinkel. Später baute man an dieser Stätte zu Ehren des wohlthätigen Gottes diese großartige Pagode. Auch ein kleineres aus Erz gegossenes Bild desselben Gottes ist vorhanden und wird jeden Herbst, reich mit kostbarem Geschmeide beladen, unter dem Jubel einer zahlreichen Menschenmenge in Begleitung der übrigen Tempelgötzen zu einem Jagdvergnügen vor die Stadt gefahren. So spielen die Tamulen mit ihren Götzen wie die Kinder, kleiden sie an und aus, setzen ihnen Speise vor, waschen und baden sie — wie ein kleines Mädchen mit seiner Puppe thut. Am Perumal tirunal, dem heiligen Tage des Wischnu, hält der Götze auf seinem riesigen turmartigen Wagen einen Umzug durch die Stadt. Es giebt in Kumbakonam eine ganze Anzahl solcher Götzenwagen, und man sieht sie jahraus, jahrein mit einem Schutzdache von Kokosblättermatten versehen an der Seite der Straße stehen. Am Tage des Umzuges wird dieses Schutzdach abgenommen, und die mit Fahnen und Tüchern und Quasten, mit goldenem und buntem Flitterwerk aller Art und Früchten reich geschmückten Turmkarren oder Karrentürme, auf denen, von anbetenden und opfernden Priestern und Baiaderen umgeben, die Götzen thronen, werden unter vielem sauren Schweißvergießen von einer hundertköpfigen Menge an den fünf beinstarken Tauen, die an zwei Wagen unterhalb der fünf hölzernen und im vollen Laufe dargestellten Pferde angebracht sind, langsam im Sande fortgezogen, während die begleitenden Treiber ihre langen Stäbe auf die nackten Schultern und Rücken der Ziehenden niederfallen lassen, Musikanten mit Pauken und langen gebogenen Hörnern einen Höllenlärm verführen, und trotz des blendendhellen Sonnenscheins eine Rakete nach der andern in die Luft zischt und ihr Knattern in den Donner der Böllerschüsse mischt.

In der Nähe des Bazars gelangen wir zu einer großen Sivapagode. An den hohen Eingangsturm schließt sich sogleich ein düsterer Säulenkorridor an, der zum Allerheiligsten hinführt. Die Wände der Pagode sind mit zahlreichen Bildern des Sivaftieres bemalt. Den Swami selbst dürfen Europäer nur ganz aus der Ferne betrachten.

Außer diesen großen Pagoden giebt es nun in der Stadt noch eine ganze Unmenge kleinerer. So viele Teiche in der Stadt sind — und ihre Zahl ist nicht klein —, so viele Tempel und Tempelchen finden sich dabei, meist dem Pülleiar geweiht. Die sind während der Nacht von vielen Lichtern erhellt, und man kann ganz leicht einen Einblick in das Innere thun und Zeuge werden, wie der Opferpriester die zu opfernden Kokosnüsse einfach gleich an dem dicken Elefantenkopfe des steinernen

Digitized by Google

Gottes zerschlägt, daß ihm die Milch um die Ohren läuft und von der Spitze des Rüssels auf den breiten Bauch herabtropft. An allen Straßenecken und Wegbiegungen, fast unter jedem größeren Baume hat dieser Lieblingsgötze der Tamulen sein Bild; dazwischen findet man überall hölzerne und steinerne Lingams aufgerichtet. Auch vor der Stadt erblickt man viele kleine Tempelchen mit roten oder blauen Teufelsfratzen auf freien, rings von Bäumen eingefaßten Plätzen, und vor diesen Tempeln eine ganze Menge thönerner Pferde, aus deren Mitte ein Pferd und ein Elefant von besonderer Größe hervorragen.

Im Norden der Stadt, am Ufer des Kaweri wohnen meist Brahmanen. Eine große, breite Brücke führt über den Strom, und es lohnt sich wohl der Mühe, am Morgen oder Abend von dieser Brücke

Baden im Kaweri.

aus sich einmal das bunte Treiben im Flusse anzusehen. Man ist ganz überrascht von dem Anblick, der sich einem da bietet. Welch ein buntbewegtes Leben! Da kommen in ganzen Scharen Frauen mit Körben, um ihre Erdfrüchte für den Bazar zu waschen oder in den großen Messingtöpfen, die sie auf der Hüfte tragen, Wasser zu schöpfen, viele auch, um ihre Kleider zu waschen. Die meisten von ihnen, wo nicht alle, kommen zugleich in der Absicht, ihr Morgen- oder Abendgebet im Flusse zu verrichten und zu baden. Den ganzen Strom entlang wimmelt es von Männern und Frauen und Kindern, die in allen erdenklichen Stellungen im Wasser stehen, kauern und waten, manche nur bis an die Knöchel im Wasser, manche nur mit dem Kopfe herausschauend, viele ohne Kleider, denn sie haben dieselben abgelegt,

Digitized by Google

um sie im Flusse zu reinigen und dann auf dem Heimwege von der Sonne trocknen zu lassen. Und wenn dann die Sonne hervorbricht und die dichten dunkeln Baumgruppen an beiden Ufern des Flusses in schönen Schattierungen beleuchtet, so kann man sich ein bunteres, malerischeres Bild kaum vorstellen. Wenn wir aber den Fluß auf der Brücke überschreiten, so gelangen wir, am Flusse entlanggehend, auf einem durch herrliche hohe Bananenpflanzungen und üppige, hochaufgeschossene Bambusbüsche führenden Wege nach der stattlichen Hochschule von Kumbakonam, einem umfangreichen Gebäude mit rundem Turme und zahlreichen luftigen Hörsälen, die Tag für Tag von großen Scharen lernbegieriger Knaben und Jünglinge aus den höheren Klassen, besonders aus der Brahmanenkaste gefüllt sind. Die Lehrer der Schule sind Eingeborne, die von der Regierung angestellt sind. Das Lehrziel dieser Schule ist der Bachelor of Arts, der zweite Grad nach dem Matrikulationsexamen. Vom Turme der Schule blickt man über ein Meer von Palmen und unzähligen anderen prächtigen Bäumen, über Flüsse, Kanäle und zahlreiche im grünen versteckte Ortschaften weit in das Land hinaus und atmet mit Entzücken die frische, reine Luft, die uns in angenehmem Gegensatz zu dem die Stadt erfüllenden Brodem da oben umweht. In der heißen Jahreszeit ist das Bett des Stromes bis auf einzelne schmale Wasserrinnen ganz ausgetrocknet, und wir können von der Schule aus direkt durchs Flußbett gleich hinübergehen zu dem Stadtgefängnis und dann am Regierungsgebäude vorbei nach dem aus einer Anzahl kleiner, luftig und gesund gebauter Häuser bestehenden städtischen Hospital, welches jedoch trotz der unentgeltlichen Aufnahme, die jeder Arme darin findet, von den Eingebornen, die einen heillosen Respekt vor den europäischen Ärzten und ihren chirurgischen Instrumenten haben, nur sehr ungern benutzt wird. Auch die europäischen Arzeneien stoßen bei ihnen auf Mißtrauen und Widerwillen, und sie wenden lieber die Pferdekuren an, welche eingeborne Quacksalber ihnen zumuten. Auf schöner, gut erhaltener Straße gelangen wir, zum Teil durch Reisfelder, nach den Wohnungen der Europäer und endlich zurück nach dem Bahnhofe.

Bevor wir die Stadt verlassen, noch ein kurzes Wort über ihre Bewohner, die sich zwar aus allen Kasten zusammensetzen, unter denen aber besonders die in allen Species hier vertretenen Brahmanen eine dominierende Stellung einnehmen. Die Brahmanen sind ja durchaus nicht alle Tempelpriester, sondern treiben alle möglichen Geschäfte, soweit sie mit ihrer Kaste vereinbar sind. Da sind vor allem die brahmanischen Regierungsbeamten, zum Teil hochgebildete und hochintelligente aber auch sehr hochfahrende, anmaßende Leute, die ihre Examina auf der Hochschule summa cum laude bestanden haben und denen man es äußerlich an ihrem Embonpoint ansieht, wie gut die Regierung hierzulande ihre Leute bezahlt, und was für einen netten Nebenverdienst sich diese Herren, die nicht an einem allzu engen und ängstlichen Gewissen leiden, auf dem Wege der Bestechung u. s. w. zu verschaffen wissen. Man trifft viele von ihnen schon in europäischer Kleidung, sogar in Lederschuhen und Lackstiefeln, wiewohl doch sonst das verunreinigende Leder dem Brahmanen der Greuel aller Greuel ist. Kaum hat man ein paar Minuten mit ihnen geredet, so weiß man schon ganz genau, wie viele Hundert Rupien Gehalt sie monatlich beziehen, vorausgesetzt, daß man es ihnen nicht schon von vornherein an der ganzen Art, wie sie auftreten und sich bewegen, angesehen hat, was sehr leicht ist, wenn man die Art der Leute einigermaßen kennt.

Auch viele reiche Großgrundbesitzer wohnen in der Stadt, die der väterlichen Sitte treuer geblieben sind, als jene emanzipierten brahmanischen Beamten, wie ihr schneeweißes, am Rande auch wohl goldgewirktes und mitunter bloß um den Unterleib geschlungenes Wöschti bezeugt, das übrigens manche in sehr malerischem Faltenwurf um die Lenden zu drapieren verstehen.

Unangenehme Gesellen sind die in den Tempeln oder um die Tempel wohnenden, zum Teil recht unwissenden aber desto fanatischeren, arglistigen und betrügerischen Tempelbrahmanen und die sonst äußerlich einen netteren Eindruck machenden, aber recht geckenhaften Brahmanenstudenten, die gern mit ihrem Englisch glänzen, gern Bücher aller Art geschenkt nehmen, und wenn man sich mit ihnen einläßt, leicht

Digitized by Google

recht zudringlich werden und — last not least — mit vielen deutschen Studenten das gemein haben, daß sie das Anpumpen verstehen. Sie wissen auch im Christentum Bescheid, aber es ist ihnen eine tote Materie, die sie sich verstandesgemäß angeeignet haben, ohne im Herzen davon angefaßt worden zu sein. Vielmehr faseln sie mit Vorliebe von Pantheismus und Materialismus. Das Heidentum erklären sie offen und ungeniert für Humbug.

Eine hervorragendere Rolle spielen auch die in der Stadt zahlreich vertretenen Seidenweber, mit ihrem Kastennamen auch hier Pattunalkaver genannt.

Der sehr belebte Bazar von Kumbakonam ist besonders wegen seiner schöngearbeiteten messingenen und kupfernen Töpfe von auswärts gut besucht und von viel Schmutz und Unordnung und dem lärmenden Feilschen der Käufer und Verkäufer erfüllt, welche letztere mit untergeschlagenen Beinen zwischen ihren am Boden ausgebreiteten mannigfaltigen Waren sitzen und das eingenommene Geld unter der Matte verschwinden lassen, auf der sie sitzen.

Die Parias wohnen auch hier außerhalb der Stadt, und es wären zum Schluß höchstens noch die mit Pferden handelnden Mohammedaner und die zigeunerartigen Kúraver zu erwähnen, die in großer Anzahl vor der Stadt im Freien lagern mit ihren Eseln und schwarzen Schweinen. Ursprünglich die Berge bewohnend sind sie jetzt ein zigeunerartig im Lande umherstreifendes, wüstes Landstreichervölkchen, aus dem sich auch die in Indien überall anzutreffenden Schlangenbändiger rekrutieren. Sie verstehen es ausgezeichnet, Geld zu machen. Im Betteln und im einträglichen Handwerke der Langfinger nehmen sie es an Virtuosität mit unsern Zigeunern auf. Sie sind nicht ungeschickt in mancherlei Handarbeiten, z. B. Flechtarbeiten (Schachteln, Kasten, Körbe, Matten). Ihre Streitigkeiten schlichten sie selbst, oft in langen Verhandlungen, bei denen sie sich einen gehörigen Rausch antrinken. Ihre Toten werden gegen die allgemeine Landessitte nicht verbrannt, sondern zur Nachtzeit begraben, und den Ort, wo sie dieselben begraben haben, halten sie sorgfältig geheim. Sie zerfallen in verschiedene Unterabteilungen, z. B. die Uppukúraver, d. i. Salzkúraver, die als Salzhändler das Land durchziehen und unter sich das löbliche Institut der Prügelstrafe besitzen, die Steinkúraver, Flechtkúraver und Ochsenkúraver.

Digitized by Google

Die alte Königsstadt Tandschaur.

Nach 1½stündiger Bahnfahrt gelangen wir nach Tandschaur (Tanjore) der Hauptstadt der ganzen Provinz und des gleichnamigen Bezirks. Schon von weitem grüßt uns der 200 Fuß (14 Stockwerke!) hohe Hauptturm der „Großen Pagode", der sein schwermütiges, ernstes Haupt aus dem Häusermeere der Stadt erhebt.

Trotzdem die frühere Pracht und Herrlichkeit der alten Königsstadt längst vergangen ist, so ist Tandschaur doch heute noch eine der schönsten, bedeutendsten und interessantesten tamulischen Städte, und zeichnet sich durch ihre regelmäßige Bauart und ihre guten Häuser vor vielen vorteilhaft aus; nur die Vorstädte lassen zu wünschen übrig. Im Jahre 1891 zählte sie 54 390 Einwohner.

Ihren Namen verdankt die Stadt nach einer vorhandenen Mythe einem Riesen, dem bösen Rakschasa Tandschan, welcher einst die ganze Umgegend in Schrecken gehalten haben soll, bis er endlich von dem Gotte Wischnu getötet wurde. Da Wischnu seine letzte Bitte, die Stadt nach seinem Namen zu benennen, damit das Gedächtnis desselben auf Erden nicht ganz ausgelöscht würde, großmütig erfüllte, so erhielt dieselbe den Namen Tandschanur, d. i. Stadt des Tandschan, woraus Tandschawur oder wie man jetzt sagt Tandschaur entstand. Das „au" ist also getrennt zu sprechen. Drei berühmte, südindische Königsdynastien, die der Tscholas, Nayats und Mahrattas haben in der einst über 100 000 Einwohner zählenden berühmten und festen Königsstadt hintereinander ihre Residenz gehabt. Da der letzte Mahrattakönig Rädscha Siwadschi bei seinem 1855 erfolgten Ableben keine männlichen Leibeserben hinterließ, so ging die Stadt seit diesem Jahre mit dem ganzen Königreiche Tandschaur in die Hände der Engländer über, denen natürlich der fette Bissen sehr gelegen kam.

Der Königspalast.

Vieles erinnert noch heute an die alte stolze Königsherrlichkeit und an den reichen orientalischen Prunk und Luxus, mit dem die alten Könige hier ihren Hofhalt geführt haben. Das dicht bevölkerte Fort mit seinem unübersehbaren Häusermeere und seinen labyrinthischen, engen Gassen, welches die eigentliche Stadt der Eingebornen bildet, die starken Festungsmauern, tiefen Laufgräben und zum Teil schon abgetragenen hohen Erdwälle und Mauern desselben, die manchem feindlichen Ansturme getrotzt haben, inmitten des Forts der alte stolze in den siebziger Jahren teilweise restaurierte Königspalast mit seiner interessanten Bauart, seinen altertümlichen Fenstern, Thorwegen und Erkern, seinen wertvollen Juwelenschätzen und seiner reichhaltigen, einzigartigen Bibliothek, in der sich allein gegen 18 000 Sanskrit-Manuskripte befinden — das alles und vieles andere noch macht die Stadt zu einem Anziehungspunkte für viele Fremde, welche sie besonders während der kühleren Jahreszeit besuchen. Im Innern enthält der Palast viele winkelige und zum Teil recht schmutzige Höfe und ein ganzes Labyrinth von Gängen und kleinen, zum Teil vermauerten Zimmern, in denen man ohne Führer sich unmöglich zurechtfinden kann.

Große Elefanten mit reichem Sattel-

Digitized by Google

schmuck liegen im altertümlichen Palasthofe an schweren Eisenketten und in dicht vergittertem Käfig ein Leopard, der letzte von vielen, während hochbeinige Kamele frei umherlaufen; die weitläufigen Stallungen sind angefüllt mit prachtvollen arabischen und australischen Pferden und einer großen Anzahl herrlicher, schneeweißer Kühe, welche dem ganzen Palaste als Milchspenderinnen dienen. Bei festlichen Gelegenheiten paradiert im Hofe die Leibgarde der Prinzessinnen. Das sind kostbare Gestalten mit ihren alten, roten, englischen Uniformen und Holzsandalen und ihren schwarzen, topfartigen Helmen und verrosteten Gewehren. Sie sehen aus wie die Affen auf einem deutschen Vogelschießmarkte. Die roten Röcke wollen gar nicht zu den schwarzen Gesichtern passen. Etwas Buntscheckigeres, als diese Palastsoldaten, kann man sich kaum vorstellen; sie bilden eine wahre Musterkarte aller kriegerischen Uniformen und Waffen seit Nimrods Zeit bis auf den englischen Rotrock. Trotzdem aber viele dieser braven Gardisten über und über in Blutrot gekleidet sind, so scheinen diese Kriegsknechte doch ganz und gar nicht schrecklich zu sein. Ich glaube vielmehr, Pulver zu riechen und Blut zu sehen, ist das, was sie von allen Dingen auf Erden sich als das Schrecklichste vorstellen; denn der Tamule ist feig, und nur die Mohammedaner im Lande haben mehr Bravour. Krumm und bucklig stehen diese Söhne des Mars da und scheinen eher zu Krautscheuchen, als für den Kriegsdienst verwendbar zu sein. Auch eine eingeborne Musikkapelle, ebenfalls in roter Uniform, die sogenannte Palast- oder Radschakapelle, ist vorhanden und quält sich tagtäglich in einem der großen Palasthöfe auf europäischen Blasinstrumenten mit ohrenzerreißenden und steinerweichenden Weisen ab; an einem Tage der Woche konzertieren sie sogar öffentlich nach gedrucktem Programm. In einem besonderen Flügel des Palastes befindet sich die imposante Krönungs- oder Empfangshalle (Durbar Hall), bei deren Ausschmückung orientalische und byzantinische Kunst miteinander wetteiferten. Von der auf hohen, reich bemalten Säulen ruhenden Decke hängen zahlreiche aus buntfarbigem Glas zusammengesetzte Kronleuchter herab, die einst ein magisches Licht verbreitet haben mögen. Auf dem Thronsessel, hinter dem die aus prächtigem, weißen Marmor gefertigte Statue des Radscha Serfedschi steht, ruht das Bild des letzten Radscha, während die Wände mit den sehr großen Bildern der Radschas und den sehr kleinen der Ranis geschmückt sind, die in weißen Gesichtern prangen. Auch das mit Elfenbein ausgelegte Palankin und das Bett des Radscha stehen im Saale, der nie benutzt wird. Noch prächtiger ist eine andere Halle, in der im Jahre 1878 der Rani (Prinzessin) von Tandschaur durch den Gouverneur von Madras, Herzog von Buckingham, der von der Kaiserin von Indien ihr verliehene hohe Orden der Kaiserlichen Krone von Indien überreicht wurde. Zur Seite dieses Saales erhebt sich ein hoher, aber unvollendet gebliebener Turm. Interessant sind auch die massiven altmodischen Palastwagen mit rotlivrierten Dienern, die im Hofe geschäftig hin und her kutschieren, der große Königsgarten (Radschatotam) mit seinen halb verfallenen „von entschwundener Pracht zeugenden" Säulengängen und künstlichen Schwimmbassins, und der nahe bei Tandschaur gelegene große Teich, den der König einst für seine Frauen hat ausgraben lassen, bloß um ihnen einen Begriff von der Größe des Meeres zu geben, wie erzählt wird. In den oben erwähnten vermauerten Zimmern hat nach Angabe der Eingebornen im vorigen Jahrhundert der Radscha bei der Einnahme der Stadt alle seine Frauen töten lassen, um sie nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen. Der größte Teil des Palastes ist zur Zeit unbewohnt. Es wohnen darinnen die Ranis (Prinzessinnen) von Tandschaur und eine Anzahl unrechtmäßiger Söhne des letzten Radschas, die unter beständigem Hader und Intriguenspiel gegeneinander ihre von der Regierung gewährte Pension verzehren. Wer weiß, was für Klatschgeschichten und ränkesüchtige Intriguen sich hinter den alten Palastmauern tagtäglich abspielen, während die armen, bedauernswerten Geschöpfe von Königswitwen ihre Zeit wie in einem Gefängnisse zubringen und die Außenwelt nur durch die engen Öffnungen ihrer Fensterläden zu sehen bekommen, ohne selbst von jemand gesehen zu werden.

Digitized by Google

Ein Besuch bei den Tandschaur-prinzessinnen.

Es lohnt sich wohl der Mühe, den Ranis in ihrem „Palastgefängnisse“ einen Besuch abzustatten. Ich schließe mich dabei dem letzten diesbezüglichen Berichte einer Leipziger Missionsschwester an, welche den seltenen Vorzug hatte, den Damen ihre Aufwartung machen zu dürfen und über ihren Besuch im Palast, im L. M.-Bl. ausführlicher, als es hier geschehen kann, berichtet hat.

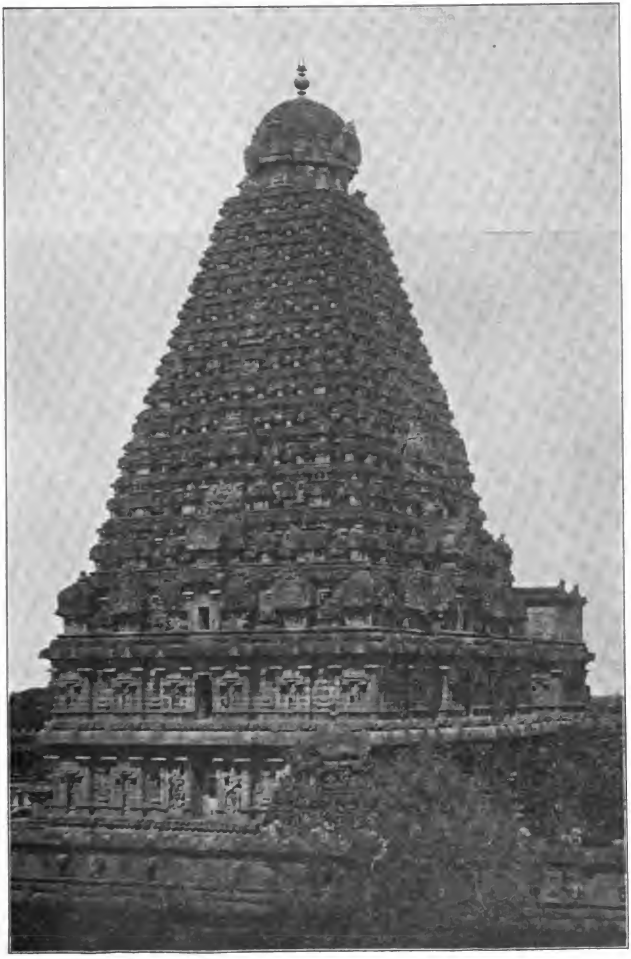
Wenn es wahr ist, daß der letzte Tandschaurkönig, bloß um der englischen Regierung, die nach seinem Tode die Hand auf sein Land zu legen beabsichtigte, einen Schabernack anzuthun, noch kurz vor seinem Tode an einem Tage 17 neue meist noch im Kindesalter stehende Frauen geheiratet hat, so hat er seinen Zweck erreicht; denn die aus jener Massenhochzeit hinterbliebenen königlichen Witwen verursachten der Regierung eine ziemlich bedeutende Ausgabe, da jede der Prinzessinnen — es sind nur noch solche vorhanden — monatlich 1 000 Rupien, die „Senior Rani“ sogar 2 000 Rupien erhielt. Allerdings sind gegenwärtig nur noch fünf solcher Ranis am Leben, darunter die einzige Tochter des Königs, Prinzessin Sri Mun Maharadschа, Sathrabuthi Midschia Mohena Muktamba Boyé.

Über schwindelndsteile, ausgetretene und sehr schmale Treppen geht's zu den Gemächern der Prinzessinnen empor, vorüber an einem mit Gold ausgelegten Götzenbilde, vor dem allerlei Opfergaben stehen, und dann über das freie, zum Teil gut cementierte Dach durch eine Art Veranda zu den Gemächern der ältesten Rani, einer ganz gewöhnlichen, ungebildeten, dafür aber in Gold und Juwelen eingehüllten Frau, die nicht einmal geläufig tamulisch sprechen kann, da Mahratti die Hofsprache ist. Dafür läßt sie einige englische Brocken in die Unterhaltung einfließen. Das Zimmer, welches sie bewohnt, macht den Eindruck eines Möbelmagazins und Raritätenkabinetts zugleich, so dicht und planlos und geschmacklos stehen allerlei Möbelstücke, Figuren in Lebensgröße und dergleichen mehr durcheinander, so daß kaum Raum genug vorhanden ist für die splitternackten Kinder, die sich schaukelnd oder am Boden herumspielend die Zeit vertreiben, unter ihnen auch die ebenso unbekleidete fünfjährige Prinzessin eines kleinen indischen Staates, deren ganze Kleidung in reichen Juwelen, dicken Goldreifen um die Füße und einer langen, um den Leib gewundenen Goldkette besteht. Natürlich dreht sich die Unterhaltung nur um die gewöhnlichsten Dinge, vor allem um die Kleider der europäischen Besucher, die einer eingehenden Musterung unterzogen werden. Dazwischen werden Früchte auf einer kostbaren Platte herumgereicht. Das viel einfachere aber geschmackvoll eingerichtete Zimmer der Senior-Rani macht wie diese selbst einen viel besseren Eindruck. Ihr Wesen und ihre Züge sind viel feiner und angenehmer, und eine gewisse Würde im Benehmen ist ihr nicht abzusprechen. So geht auch mit Vermittlung des hinter einer spanischen Wand verborgenen Dolmetschers die Unterhaltung viel besser. Auch bei ihr finden wir eine kleine elfjährige, mit Juwelen förmlich überladene Prinzessin, die trotz ihrer zarten Jugend bereits seit fünf Jahren an einen indischen Fürsten vermählt ist. Die Ranis haben auf dem Dache eines zwischen den Thüren ihrer Gemächer etwas tiefer liegenden Hauses ein schönes 20—30 Meter großes ausgemauertes Badebassin, das durch viele Brunnen mittelst einer komplizierten Leitung mit fließendem Wasser gespeist wird. Keine von den Ranis hat seit ihrer Verheiratung vor 40 Jahren je den Palast verlassen dürfen — ein glänzendes Elend. Die goldgestickten Kleider und juwelenbesetzten Waffen des letzten Königs und die ganze große Masse der Kronjuwelen hat die englische Regierung an sich genommen; aber einige große Kisten voll Juwelen, die Privateigentümer der Ranis sind und einen Wert von Hunderttausenden, wo nicht noch mehr repräsentieren, befinden sich noch in deren Besitz. Den Schlüssel zu all den Herrlichkeiten aber haben sie nicht selbst in Händen.

Die große Sivapagode.

Die dicht neben dem, in den Festungsruinen gelegenen königlichen Parke sich erhebende große Pagode des Siva, eine der größten in Südindien, ist ein hochinteressantes Bauwerk. Durch zwei

Digitized by Google



Tempel von Tandjchaur.

Digitized by Google

gewaltige Bogengänge, über die sich die mit reichen Skulpturen bedeckten Thortürme erheben, gelangt man in den mit hohen Mauern umfriedeten Tempelhof, in dessen Mitte der eigentliche Tempel, eine in riesigen Dimensionen aufgeführte stumpfe Pyramide sich erhebt, deren Spitze ein ungeheurer runder Steinkopf bildet, von dem man in der That nicht begreifen kann, wie er nur in diese schwindelnde Höhe hat hinaufgebracht werden können. Fragt man die Leute, so antworten sie auf Grund alter Überlieferungen, man habe eine geneigte Bahn von zwei Stunden Länge bis zu der Spitze des Turmes aufgeschüttet und auf dieser den Tausende von Centnern wiegenden Stein hinaufgeschafft. Der Tempel ist noch sehr wohl erhalten, man darf jedoch nicht in denselben eintreten, würde auch nichts weiter sehen, als ein altes schwarzes Götzenbild. Der Turm ist mit sehr lebhaften Farben bemalt, so daß er im Sonnenschein einen ebenso prächtigen Anblick bietet, wie ein Schimmer der zahl-

Der Siva-Stier.

losen Illuminationslaternen, mit denen er bei besonders festlichen Gelegenheiten erleuchtet wird.

Vor dem Tempel, in dem mit vielen andern Gebäuden, Heiligtümern u. s. w. ausgestatteten Tempelhofe, liegt in einer offenen Halle, unter einem auf Granitsäulen ruhenden Steindache der Siva-Stier Nandi, ein kolossales Ungeheuer und ein Wunderwerk der indischen Tempelbildhauerei, 16 Fuß lang und 12 Fuß hoch und aus einem einzigen, schwarzen granitartigen Steine gehauen, der weit hergeschafft worden sein muß, da man in Indien weit und breit keine derartigen Steine findet. Er trieft über und über von heiligem Opferöle, durch das er nach Angabe der Brahmanen noch fortwährend wachsen soll. Ursprünglich soll er nur ein Ochsenmaul gewesen sein, und damit er nicht noch durch das Steindach wachse, habe man ihm den großen Nagel in den Kopf geschlagen. Hinter dem Tempel ist noch eine offene Halle, in der alle Könige

Digitized by Google

von Tandschaur abgebildet sind. Die ganzen im Innern des Tempelhofes stehenden Tempelgebäude sind von einer Säulenhalle eingeschlossen, in deren Bogen 120 aus schwarzem Stein gehauene Lingams von verschiedener Größe aufgestellt sind.

Der Professor der Sanskritsprache Dr. Hultzsch hat das Alter des Tempels durch die Entzifferung seiner zahlreichen Inschriften ziemlich genau festgestellt und herausgefunden, daß der Erbauer desselben der um das Jahr 1000 n. Chr. lebende, siegreiche und mächtige Tscholakönig Kô-Radscha-Kesari-warman war, gewöhnlich Radscha-Radscha-Dewa, d. h. „Allkönigsgott“ genannt, der seine Herrschaft im Norden bis weit über die Grenzen von Meisur hinaus, im Westen bis nach Kallam (Quilon) und im Süden bis nach Ceylon ausdehnte. Es wird in dieser Inschrift außerdem von reichen Weihgeschenken an goldenen Gefäßen, goldenen Blumen, Juwelen und kupfernen Götzenbildern erzählt. Wiewohl der mit einer so

Die Trösterkirche.

gewaltigen Kraft religiöser Begeisterung hergestellte Tempel noch heute den Mittelpunkt des Sivadienstes in und um Tandschaur bildet und von fanatischen Priestern bewacht wird, die sogar dem Gouverneur von Madras, der doch sonst eine fast allmächtige Persönlichkeit für die Eingebornen ist, den Eingang verwehren, so trägt doch auch er bereits den Keim des innerен Verfalls deutlich in sich, denn die Streitigkeiten der habgierigen und sich um die reichen Tempeleinkünfte miteinander balgenden Priester nehmen kein Ende und erregen bei ernster denkenden Eingebornen vielen Anstoß. Tandschaur ist eine wichtige Station der Leipziger Mission, berühmt durch ihren „Tandschaur-Poeten“, den Wedanaichen Sastri. Die von Missionar Ouchterlony erbaute Trösterkirche (s. Bild) ist ein besonders im Innern geschmackvoller, kirchlich stilvoller Bau.

Auch in dem acht Meilen nördlich von Tandschaur am Kaweri gelegenen Orte Tiruweiar (Triviaar) befindet sich

Digitized by Google

eine schöne, große, durch ihren schlanken, hochragenden Turm und dessen reichen Skulpturenschmuck auffallende Pagode (siehe das Bild S. 173).

Ueber Tiruvalur nach Nagapatnam.

Auf der bei Tandschaur sich abzweigenden, nach Nágapatnam führenden Bahnlinie gelangen wir in einigen Stunden nach der 35 Meilen östlich von Tandschaur liegenden größeren und sehr belebten Stadt Tiruwalur (richtiger Tiruwarur, englisch Tiruwallore), berühmt durch ihre große Pagode und mehr noch durch ihren riesigen, sprichwörtlich gewordenen Götzenwagen, der alljährlich in großer Prozession um den Tempel gezogen wird. Der alte Königspalast, der in früheren Zeiten den Königen von Tandschaur als Absteigequartier diente, liegt teilweise in Ruinen, zum Teil ist er restauriert und zu einem Rasthause für Europäer hergerichtet, die trotz der dürftigen Ausmöblierung sich in den weiten Hallen recht behaglich fühlen könnten, wenn nicht das an der benachbarten Tempelmauer laut wiederhallende Klatschen der Wäscher bis spät in die Nacht hinein und auch am Morgen noch einen so störenden Lärm verursachte; denn die Brahmanen, Männer und Frauen, waschen hier täglich im Teiche ihre Kleider, was ein fortwährendes klatschendes Getöse verursacht, das durch das Echo der umstehenden Mauern noch bedeutend verstärkt wird. Schon am Tage ist der Blick von einem der Balkons des Palastes auf die stille, blaue Wasserfläche des Teiches und auf die denselben umschließenden, geräumigen Hallen und zierlichen Tempelchen ein sehr anmutiger. Die Länge des eingemauerten Tanks beträgt 600, die Breite 200 Schritte; von allen Seiten führen schöne, saubere Steinstufen hinab zum klaren Wasser, und in der Mitte befindet sich eine schöne, kleine Insel, auf der eine größere Pagode mit ihren Vorhöfen steht, die mehr einem Kastell, als einem Tempel gleicht. Noch schöner aber ist der Blick bei Nacht, wenn der Mond die gegenüberliegenden Tempeltürme und Mauern, die mit riesengroßen, im Mondschein gespensterhaft aussehenden Figuren bemalt sind, magisch beleuchtet, und unten am Teiche die Gestalten der Wäscher mit ihren weißen Gewändern hin und her huschen.

Die vier Haupttürme des Tempels sind durch eine ausnehmend hohe quadratische Mauer umschlossen, in deren Umkreis sich neben verschiedenen kleineren Tempeln und Heiligtümern vor allem eine schöne 1000-säulige Halle befindet, deren von Granitsäulen getragene Decke teilweise mit Fresken aus der indischen Mythologie grellfarbig bemalt ist. In dieser weiten Halle werden die zum Ziehen des Götzenwagens gebrauchten gewaltigen Taue und die zahlreichen buntbemalten und phantastisch aufgeputzten hölzernen Pferde, Stiere, Tiger, Pfauen, Schwäne u. s. w. aufbewahrt, die bei Götzenfesten mit herumgetragen werden. Ein Teil derselben ist bei einem böswillig angelegten Brande, bei dem auch der Wagen und ein Teil der an den Säulen angebrachten Skulpturen beschädigt wurden, halb verkohlt, ein Vorkommnis, das wohl in Indien einzig in seiner Art dastehen dürfte. Eine Fülle von Sagen und Legenden knüpft sich an diesen berühmten Tempel, von denen eine besonders interessant ist, die es zu erklären sucht, wie der früher angeblich dem Wischnu geheiligte Tempel in Sivas Besitz übergegangen ist.

Tiruwalur liegt in dem Bezirk Nannilam, über dessen Hauptstadt Nannilam, die 12 Meilen nördlich von Tiruwalur in der Richtung nach Maiaveram zu gelegen ist, nichts Besonderes zu sagen ist.

Wir eilen deshalb weiter nach der Hafenstadt Nágapatnam (Negapatam), d. h. Schlangenstadt, die wir mit der Bahn in $1^1/_2$ Stunden erreichen. Wie weitet sich das Herz beim Anblick des unermeßlichen Oceans, dessen donnernde Wogen uns schon von ferne ihren Gruß entgegensenden! Die Stadt liegt eine Meile südlich von der Mündung des Wettaru, eines Kaweriarmes, in fruchtbarer aber unschöner Gegend dicht am Meere, und hat ihren Namen aus der indischen Mythologie. Nach dem Spruche: „Die Spuren der Portugiesen sind Kirchen, die der Holländer Forts und die der Engländer Straßen“ hatten die Holländer, als sie den Portugiesen die Stadt entrissen, auch hier ein Fort errichtet, und trieben von Naga-

Digitized by Google

patnam aus einen flotten Handel nach Ceylon und den Sundainseln. Seit die Engländer Herren des Landes sind, zog sich der Handel immer mehr nach Madras hin, und Nagapatnam teilte das Los andrer Küstenstädte wie Trankebar, Sadras und Pulikat, es verfiel. Als aber die Madrasbahn von Jrodu und Karur über Tritschinapalli bis nach der Küste weitergeführt wurde und so Nagapatnam Endstation wurde, fing der Handel an, sich wieder etwas zu heben, sodaß die Stadt vor dem gänzlichen Verfall bewahrt blieb.

In Nagapatnam müssen wir wieder den Ochsenwagen besteigen, um nach den südlichen Distrikten Manargudi, Pattukotei und Trittarapundi zu gelangen. Es ist keine besonders interessante Fahrt, und wir dürfen schon nach wenigen Worten von der Provinz Tandschaur Abschied nehmen.

Teil des Hauptturmes des Tempels von Tiruveiar (Figuren und Ornamentik zeigend).

Pattukotei ist ein unbedeutender Ort, zeichnet sich aber durch seine großen Märkte aus, zu denen die Landleute weither zusammenströmen, um ihre Produkte (Rinder, Schafe, Geflügel, Fische, verschiedene Getreidearten und Gemüse) an den Mann zu bringen. Die Regierung verpachtet das Recht, diese Märkte abzuhalten, ziemlich teuer an Privatleute, die ihrerseits wieder das Recht haben, von den Marktleuten Abgaben zu erheben, und sich recht gut dabei stehen.

Die schönen Reisfelder, Kokoshaine und Bambusdickichte, welche dem Norden der Provinz den Stempel des Reichtums und der Anmut so sichtbar aufdrücken, fehlen hier im menschenarmen Pattukoteibezirke fast ganz, und es giebt viele öde, unbebaute und unbewohnte Strecken, mit nur vereinzelten wilden Bäumen, darunter hie

Digitized by Google

und da an den Straßen eine dornige Mimosenart, von den Eingebornen wegen ihrer Kronenform Kudeiwel, d. i. Schirmbaum, genannt, die zu Ehren der Götzen mit schmutzigen Lumpen behängt sind. Die Flüsse, welche den Bezirk durchziehen, verdienen kaum diesen Namen; denn den größten Teil des Jahres sind sie leer, da sie ihr Wasser nicht aus den Quellkammern der Gebirge, sondern von oben her empfangen. Darum liegt eben auch der Reisbau so darnieder.

Ein eigentümliches Bauwerk, welches sich in diesem Distrikte bei dem Dörfchen Selvanäjachapatnam dicht am Meere befindet, verdient erwähnt zu werden; es ist ein gegen 100 Fuß hohes, massives, turmartiges Gebäude, umgeben von einer starken Doppelmauer und Gräben. Wie die Inschriften an den Wänden besagen, wurde der Turm von dem König von Tandschaur, Serfodschi, zum Gedächtnis der Siege der Engländer über Napoleon in den Freiheitskriegen errichtet — ein merkwürdiger Zeuge europäischer Großthaten, dieser Turm am einsamen Gestade des indischen Oceans!

Im südlichen Teile des Bezirks Trittarapundi, welcher einige größere Seen aufzuweisen hat, ziehen sich breite Salzsümpfe an der ganzen Meeresküste entlang von der Stadt Adrampatnam bis zum Kap Kâleunir.

Digitized by Google

In der „Bratpfanne“ Indiens.

So nennen die Engländer den Distrikt von Tritschinapalli, welcher sich nach Nordwesten zu an Tandschaur anschließt und dessen volkreicher Hauptstadt mit ihrem tempelgekrönten Felsen und ihrem heiligen Flußeilande Srirangam unser nächster Besuch gilt. Der Name hat eine gewisse Berechtigung, denn Tritschinapalli ist das heißeste Gebiet von ganz Südindien, wo man sich so recht mitten im Glutofen der Tamulischen Tiefebene befindet und Europäer vom Klima mehr als anderwärts mitgenommen zu werden pflegen.

Tritschinapalli (engl. Trichinopoly, abgekürzt Trichy), eigentlich Tirisirapalli, d. i. „Stadt des Dreihäuptigen“, nämlich Kuwerens, des Gottes des Reichtums, liegt am südlichen Hauptarme des Kaweri unterhalb der ersten Gabelung desselben, und zählt nahezu 100 000 Einwohner. Die Stadt ist wegen ihrer centralen Lage, in der die Straßen von Norden und Süden, von Osten und Westen zusammenlaufen, im Aufblühen. Hier kreuzen sich ja die von Madras, Tutugudi, Kalikut und Nágapatnam kommenden Züge, welche den Norden mit dem Süden, die Koromandelküste mit der Malabarküste verbinden. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war die Stadt ein vielumworbenes Streitobjekt in den Kämpfen der Engländer und Franzosen, die ihre Tempel zu Festungsbollwerken machten und als Pulvermagazin benutzten. Ursprünglich gehörte sie zum Königreiche Tandschaur, wurde aber von dem Pandiakönige von Mádurei Wiswanada Naick erobert und befestigt, dessen Nachkommen sie an den mohammedanischen Nabob von Arkádu verloren, dessen Palast noch vorhanden und neuerdings restauriert worden ist. Es tagt jetzt in seinen kühlen Säulenhallen ein niedriger englischer Gerichtshof. An die Herrschaft des Islam erinnern noch heute die vielen in Tritschinapalli lebenden Mohammedaner, die in der Stadt eine Kaste für sich bilden und, abstoßend und kalt in ihrem Benehmen, einen sittlicheren Wandel führen, als die Eingebornen, auf die sie mit stolzer Verachtung herabblicken. Lange Zeit ist Tritschinapalli der Stützpunkt der englischen Macht in Südindien gewesen. Jetzt sind die Spuren jener Zeit bereits verwischt, denn von den Festungsmauern ist nur noch wenig vorhanden, der tiefe Wallgraben ist zugeschüttet und das alte „Fort von Tritschinapalli“ ist als solches nur noch an der soliderem Bauart seiner Häuser und an dem fast völligen Fehlen der Gärten und Teiche in den engeren und gedrängteren Gassen zu erkennen. Zwar ist noch ein altes Festungsthor da und auch die ehemaligen Häuser der europäischen Offiziere und die Grabdenkmäler des alten Friedhofs erinnern noch an jene unruhigen Kriegszeiten, aber sonst unterscheidet sich die Stadt nicht von andern offenen Städten der Eingebornen und hat ein ganz friedliches Aussehen gewonnen. Auch von dem außerhalb der Stadt stationierten eingebornen Infanterieregiment würde man wenig gewahr, wenn nicht in einem öffentlichen Garten der Stadt die Kapelle desselben zweimal wöchentlich zur Unterhaltung der Europäer konzertierte. Die eigentliche Militärstation in Südindien ist ja die große Stadt Bangalur im Königreiche Meisur.

Die Europäer bewohnen die schönen von Gärten umgebenen Häuser des Kantonnent im Süden und Südwesten der Stadt. Das „Fort“, die Black town of Trichy, ist unschön und unregelmäßig gebaut, schmutzig und mit winkeligen Gassen

Digitized by Google

und ohne in die Augen fallende Tempel. Mitten durch die Stadt führt in der Richtung von Süden nach Norden direkt auf den Felsen zu die Hauptstraße von Tritschinapalli, die Bazarstraße, in der Nähe des Felsens von der breiten nach Tandschaur führenden Straße gekreuzt. An der Bazarstraße liegt die noch ziemlich gut erhaltene Moschee mit vergoldeten Kuppeln. Der Centralbahnhof im Südwesten der Stadt, zum Kantonment gehörig, ist eine für indische Verhältnisse ziemlich bedeutende Stationsanlage mit gewaltig langer Einfahrtshalle. Dicht dabei steht das Gebäude, in dem sich die Centralbureaus der Südindischen Eisenbahn befinden, ein schönes massives Bauwerk, das in beiden Stockwerken rings von schönen Veranden umgeben ist, wie man sie ähnlich auch bei dem nördlich vom Felsen gelegenen großen Jesuitenkollege findet. Auch im Südwesten der Stadt liegen nahe bei einander die stattliche Kirche der Lutherischen Mission und das Lutherische

Das neue lutherische Missionshaus zu Tritschinapalli.

Missionshaus, sowie die Kirche der Römer, erstere mit schlankem, hochragendem Turme, und die im Kantonment belegene kuppelgekrönte Römische Kathedrale.

Außer den zahlreichen Mohammedanern, die in Tritschinapalli wohnen, sind auch die Angehörigen der ackerbautreibenden Kasten der Wöllalen, Vannier und Udeier sehr zahlreich vertreten. Brahmanen sind in der Stadt nicht so viele ansässig, wie in den benachbarten größeren Städten, und das gereicht der Stadt zum Vorteile; sie ist deshalb nicht so ein versumpftes und unsittliches Nest, wie die Brahmanenstadt Kumbakonam. Es herrscht ein besserer Ton unter den Bewohnern.

Sehr zahlreich sind auch die Kasten der Kaller und Maraver in der Stadt und Umgegend vertreten, über die hier einige Notizen am Platze sind, nachdem sie im 1. Teile bei dem Kapitel über die Kaste absichtlich übergangen worden sind. In früheren Zeiten haben diese Kaller (Einzahl Kallen) und die ihnen verwandten Máraver (Maraven) sich dem Kriegsdienste gewidmet und dafür große Ländereien von den eingebornen Radschas zu Lehen empfangen. Als aber diese Hin-

Digitized by Google

Trichinopoli vom Felsen aus gesehen.

Digitized by Google

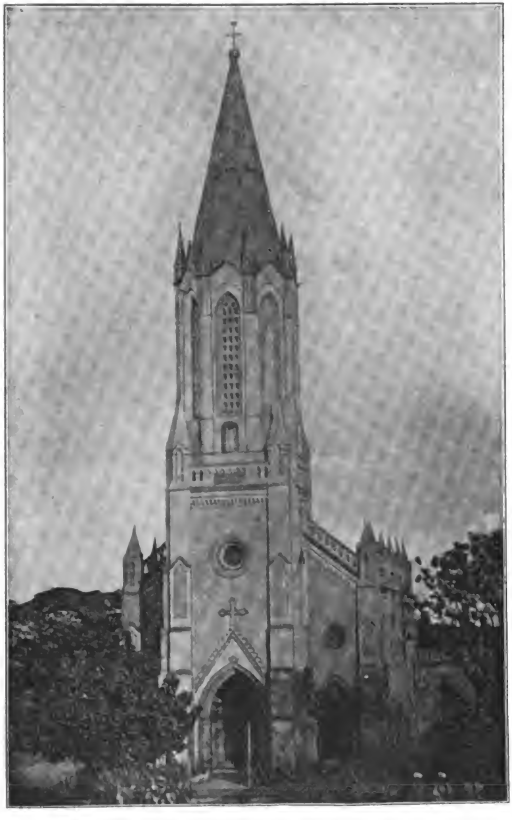
du-Polygars (Paleiakarer = „Lagermänner“, so viel wie „Fürsten“ oder „Ritter“) ihre Dienste nicht mehr nötig hatten oder beanspruchten, mögen sie, vielleicht aus besonderer Liebe zu ihrem Waffenhandwerk, dasselbe in minder ehrenhafter Weise an den Straßen und im Busch als Ritter vom Strauch zum Schrecken und Schaden der Reisenden fortgesetzt haben. Darauf deuten ja auch ihre Namen hin, die schrecklich genug klingen; denn Kaller heißt „Diebe“ und Maravar bedeutet so viel wie „Räuber“, Namen, die sie in der That einst verdient haben mögen und in gewissem Sinne noch heute verdienen; denn Stehlen ist ihre Arbeit, von der sie sich neben dem Ackerbau u. s. w. nähren, und sich nicht erwischen lassen ihre Kunst, auf die sie stolz sind. Noch heute erinnert vielerlei an die ehrenvolle Stellung, welche die Kaller einst unter den eingebornen Fürsten ihres Stammlandes eingenommen haben müssen, z. B. Ehrennamen wie Seneiaden (Militärlandhalter), Serweikaren (Hauptmann), Viramudeien (Held), ferner der Umstand, daß manche Abteilungen von ihnen das Hochzeitstali an der königlichen Goldschnur tragen. Auch bei den Maravern findet sich dergleichen häufig, z. B. die Titel Serweikaren, Maniakaren (Regierungsbeamter), Muditangki (Kronhalter), ja sogar Tewer, d. i. Götter. Viele ihrer Lieder und manche Hochzeitsgebräuche erinnern noch heute an die alte längst verblichene Herrlichkeit; so wird bei der Eheschließung das Tali auf ein bloßes Schwert gelegt u. s. w.

Obwohl sie sich jetzt meist friedlichen Gewerben widmen und das Plündern am hellen Tage nicht mehr von ihnen geübt wird, so sind doch jetzt noch viele ihrer Wohnsitze, besonders Tritschinapalli, berüchtigt. In dieser Stadt kann niemand seines Eigentums sicher sein, der nicht einen dieser Kaller als Wächter anstellt. Damit ist keineswegs etwa in unserem Sinne „der Bock zum Gärtner gesetzt:“ man stellt einen Kaller als Wächter an mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß er für jeden gestohlenen Gegenstand Entschädigung zu leisten oder denselben wieder herbeizuschaffen hat, und man ist vor Dieben sicher. Sollte dieses Mittel aber doch nicht genügenden Schutz gewähren, so genügt eine Beschwerde beim Vorsteher der Kaste, um den gestohlenen Gegenstand wieder zu bekommen und volle Genugthuung zu erhalten. Die Kaller tragen also ihren Namen zwar nicht umsonst, sie sind professionierte Diebe, aber doch in gewissem Sinne ehrliche Diebe. Wird auf eine Beschwerde hin der Dieb entdeckt, so „tritt ein Pandschajet (Fünfmännergericht) zusammen, und dieses verurteilt den Dieb zur Erstattung des gestohlenen Gutes und der Gerichtskosten (d. h. was dabei an Betel verbraucht worden ist). Das Urteil muß ohne Widerrede erfüllt werden, sonst droht dem Schuldigen Ausschluß aus der Kaste“ (L. M.-Bl.). Europäer, die im Vertrauen auf ihre eigene Wachsamkeit und ihre guten Waffen die Anstellung eines Kallerwächters versäumten, haben es sehr unangenehm büßen müssen und sind durch Schaden klug geworden, wie jener englische Offizier in Tritschinapalli, der, in der Nacht plötzlich erwachend, sich gefesselt sah und ruhig zusehen mußte, wie die Kaller seine Wohnung plünderten, ohne daß sein Rufen nach dem Diener und seinen Waffen ihm etwas genützt hätten. Während sonst die Tamulen eher einen schwächlichen, furchtsamen, als einen kräftigen, mutigen Eindruck machen, so befinden sich unter den Kallern sehr kräftige, furchtlose, körperlich gewandte Leute, und Meutereien und blutige Zusammenstöße der einzelnen Parteien im Orte, die zu langen, die Leute ruinierenden Prozessen führen, sind keine Seltenheit. Vielweiberei und die sog. Kulawu, d. i. wilde Ehe, sind bei ihnen an der Tagesordnung, und zur Auflösung ihrer lockeren Ehebündnisse bedarf es in der That nur eines Strohhalmes, den ein Gatte dem andern reicht.

Eine interessante Abteilung der Kallerkaste bilden die in der Gegend von Muttunadu im Tondimanlande Pudukotei wohnenden Muttunadu-Kaller.

Die Kaller sind über die ganze Gegend von Tritschinapalli bis weit nach Pudukotei und nach ihrem Stammlande Mädurei hinein verstreut; in jedem Dorfe wohnen einige Kallerfamilien, denen jeder Bauer eine bestimmte Abgabe entrichtet, um vor Diebereien sicher zu sein. Doch schützt das nicht vollkommen gegen Diebstahl. Wiewohl die Kallerfamilien in ihrem eigenen Dorfe nicht stehlen werden, so benachrichtigen sie doch gern die benach-

Digitized by Google



Kirche der lutherischen Mission.

Digitized by Google

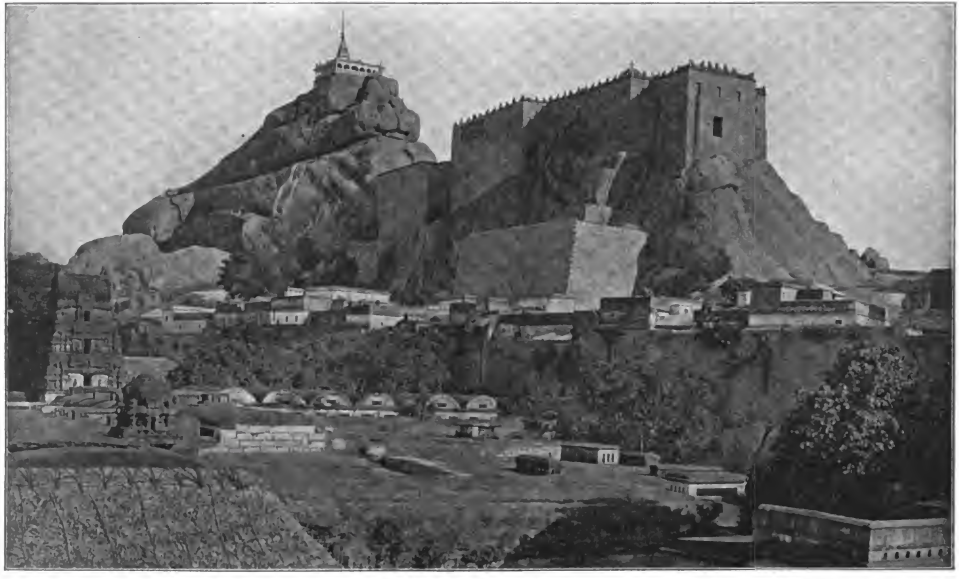
barten Familien von etwa in ihrem Dorfe vorhandenen günstigen Diebstahlsgelegenheiten, und aus diesem Umstande ist es auch zu erklären, daß sie die gestohlenen Gegenstände so schnell wieder ausfindig zu machen verstehen; es ist ihnen hauptsächlich nur um das „Spurgeld“ zu thun, welches der Bestohlene für Wiedererlangung seines Gutes zu entrichten hat, und welches je nach dem Reichtum des Geschädigten und dem Werte des gestohlenen Gutes 5 bis 25 Rupien beträgt und geteilt wird, bei welcher Gelegenheit man, wenn der Fang gut und das Geschäft einträglich war, wohl auch eine Ziege schlachtet und verschmaust. Wird der Kallen nicht auf der That erwischt, so erfolgt nie eine Anzeige bei der Polizei, weil der Bestohlene dann sicher darauf rechnen könnte, daß er das gestohlene Gut nie wieder zu sehen bekommt; denn die Leute hängen wie die Kletten zusammen und stehen alle für einen und einer für alle, wenn einmal Not an den Mann geht.

Übrigens ist man jetzt eifrig dahinter her, ihnen das Handwerk gründlich zu legen, da in einigen Bezirken, wie in Tritschinapalli, Dindigal und anderen, sämtliche Kasten sich zu einer Art Boykott gegen die Kaller vereinigt haben, um sie so zur Rückkehr in ihr Stammland Süd-Madurei zu zwingen, was ihnen z. B. in Dindigal bereits völlig geglückt ist. Die Leute werden vollständig in den Bann gethan, so daß kein Handwerker u. s. w. das geringste für sie arbeitet oder ihnen irgendwelche Handreichung thut, wobei sie auch noch die Polizei gegen sich haben. Die leidige Kallerfrage ist also zur Zeit in ein brennendes Stadium getreten, und wenn die anderen Sudrakasten so fort zusammenhalten, so wird es auch in Tritschinapalli bald keine Diebes-Kaller mehr geben. Jedenfalls eine recht praktische Art, sich diese Plagegeister und die durch sie verursachte lästige Steuer vom Halse zu schaffen. Die ackerbautreibenden Grundbesitzer unter den Kallern werden von dieser Maßregel weniger betroffen.

Nur einzelne Felshäupter, wie zum Beispiel der Ponemalei im Süden, ragen in der sonst ganz ebenen Umgebung von Tritschinapalli empor. Der interessanteste ist der im Norden der Stadt sich bis zu 333 Fuß Meereshöhe und 273 Fuß absoluter Höhe erhebende kahle Tritschifelsen, ein mächtiger, grauer Gneisfelsen, der Stolz der Stadtbewohner, und das aus weiter Entfernung schon sich scharf am Horizonte abhebende Wahrzeichen der Stadt, um das sich die Häuser des Forts gruppieren, doch so, daß sich der weitaus größte Teil der Stadt im Süden und Südwesten des Felsens befindet.

Die Brahmanen haben hier gewaltige Bauten aufgeführt, welche wie für die Ewigkeit geschaffen scheinen. Durch mächtige, aus großen Granitquadern erbaute Treppenhallen, die sich so eng an den Felsen anschmiegen, als wären sie aus demselben herausgehauen, steigt man auf 400 Stufen bis zu 180 Fuß Höhe empor. Die Stufen sind von dem ewigen Auf- und Niedersteigen der den Tempel besuchenden Menge so glatt geworden, als wären sie poliert, ebenso glänzen die Wände infolge der fortwährenden Berührung mit den ölgetränkten Händen der Eingebornen wie schwarz poliert. An einer freien Stelle, zu der man nach einigem Steigen gelangt, zweigt sich rechts und links eine den Felsen umziehende und von Brahmanen bewohnte Straße ab. Weiter oben betteln uns brüllend und hocherhobenen Rüsseln zwei gewaltige Elefanten an, denen das Treppensteigen etwas ganz Gewohntes geworden zu sein scheint. Zu beiden Seiten der Treppenhalle befinden sich in den Stein gehauene resp. angebaute Nischen mit scheußlichen Bildern des Ganesa im dunkeln Hintergrunde, denen täglich von ihren auf den Knieen heranrutschenden oder auf dem Bauche herankriechenden Verehrern Blumen- und andere Opfer dargebracht werden. Diese Nischen sind ein willkommener Unterschlupf für die zahlreichen kahlköpfigen und weißgekleideten Brahmanenwitwen, welche mit dem schweren messingenen Wasserkruge mühsam auf und nieder steigen und unsere verunreinigende Nähe fliehen. Hat man etwa die halbe Höhe des Treppenaufgangs erstiegen, so thun sich rechts und links zwei auf kunstvoll behauenen Säulen ruhende Pilgerhallen auf. Am Ende der großen Treppe gelangt man sodann zu dem Eingange des großen, links vom Aufgange gelegenen Haupttempels, welcher dem Tajumanaswami, d. i. „dem Mutter gewordenen Gott“ (Siva) geweiht ist, und

Digitized by Google



Trichinapalli. Der Felsen von Norden.

Digitized by Google

mit seinen Fundamenten bis an den Fuß des Felsens herabreicht. Das ist ein gewaltiges Bauwerk, dessen dunkle Halle von Tausenden von großen Fledermäusen durchschwirrt, beschmutzt und verpestet ist, so daß einem schon die Dunkelheit, der Gestank, die feuchte Moderluft und die aus dem Hintergrunde der Halle ertönende widerliche Götzenmusik den Eintritt verwehren würden, wenn es nicht überdies noch die brahmanischen Thürhüter thäten, die keinen Europäer eintreten lassen. Treten wir aber rechts vom Tempel auf das freie Felsplateau hinaus, so sind wir für die Mühe des Aufstiegs reich belohnt durch den entzückenden Blick über die endlos sich nach Südwesten ausdehnende Stadt und die dahinterliegende grünende Ebene, in der etwas zur Linken wie ein einsamer Hüter aus lilaem Dunst der Pouemaleifelsen auftaucht. Der ganze obere Rand der riesigen Einfassungsmauer ist mit steinernen Figuren, besonders des Siva-Stieres, besetzt, die in mäßiger Entfernung voneinander stehen.

Auf der breiten Hauptmasse des Felsens erhebt sich im Osten noch ein 90 bis 100 Fuß hoher mächtiger Felskegel, zu dessen von einem Tempel des Ganeśa gekrönter Spitze man auf schwer passierbaren, kleinen, in den Felsen selbst gehauenen Treppen schwindelnd frei und halsbrechend steil emporsteigt, und ein ganz unbeschreiblich großartiger Ausblick thut sich vor uns auf, wenn wir den viereckigen Tempel und den massiv aus Granit erbauten Säulengang, der ihn umgiebt, umschreiten. Es läßt sich da oben schwer nur ein lauter Ausruf des Entzückens unterdrücken. Zu Füßen das Häusermeer der den Felsen umschließenden Stadt, deren letzte Häuser in duftiger Ferne wie im Nebel verschwimmen, im Westen zu Füßen des Felsens die blinkende Wasserfläche der großen Teppa-Tank, eines Teiches von großen Dimensionen, dahinter ein Meer von Grün, aus dem üppige Palmenhaine und parkartige Gruppen der schönsten Nutz- und Zierbäume in endloser Fülle hervorragen, hie und da das blinkende Auge eines schönen Teiches; und dann nach Norden der Blick auf den nahen Strom, der seine gewaltigen Arme um das paradiesisch schöne, heilige Flußeiland Srirangam mit seiner aus dem Grün hervorschimmernden Tempelstadt schlingt! In ganz Südindien giebt es in der Ebene keinen zweiten solchen Aussichtspunkt.

Der Abstieg von der oberen Partie des Felsens ist sehr gefährlich und beschwerlich; wer nicht schwindelfrei ist, sollte ihn lieber nicht wagen. Hier sind bei Götzenfesten mitunter Hunderte von Menschen abgestürzt oder im Gedränge zu Fall gekommen und zertreten worden. Die Regierung hat deshalb neuerdings bei derartigen Gelegenheiten Vorsichtsmaßregeln angeordnet.

Sind wir durch die reich ornamentierten Gänge, Gewölbe und Mauern des Treppenaufstiegs wieder hinabgelangt zum Fuße des Felsens, so müssen wir uns dem westlichen Ende desselben zuwenden, um nach Srirangam zu gelangen. Dort führt die Straße zwischen dem Felsen und dem großen Teppa-Tank hindurch nach Norden, zunächst noch durch die letzten Häuser des Forts, dann im Bogen sich etwas rechts wendend vorüber an einem Trupp elender Lehmhütten, an Reisfeldern und schönen Bananengärten und Palmendickichten zu der großen, 45 Bogen zählenden und 677 Meter langen Kaweribrücke, die sich über den südlichen Arm des in breitem Bette dahinströmenden Flusses spannt. Die Insel Srirangam ist ein sehr langgestrecktes, an dieser Stelle eine englische Meile breites Flußeiland. Hat man dieselbe überschritten, so gelangt man zu der 850 Meter langen Kollidambrücke, welche den Strom im Norden überbrückt und von der die Straße nach Madras weiterführt.

Sobald wir über die Kaweribrücke hinüber sind, nimmt uns ein schöner, grüner Wald von Palmen, Tamarinden, Mango- und anderen Fruchtbäumen auf, wie man ihn in dieser Schönheit, in der Pracht eines ewigen Frühlings ergrünend, in Indien selten findet. Derselbe bedeckt einen großen Teil der Insel, auf der auch hellgrüne Reisfelder in üppiger Fruchtbarkeit gedeihen. Zur Rechten der Straße tauchen die Türme des großen Tempels Tiruvaneikawel („Heilige Elefantenwache“) aus dem Grünen auf. Von hochragenden Mauern umgeben birgt er im Innern eine große, prächtige Halle von 1600 aus einem Steine gehauenen und 15 Fuß hohen Säulen.

Wenden wir uns aber nach links, so

Digitized by Google

gelangen wir durch den herrlichen Wald nach kurzer Wanderung zu den Thoren des größten südindischen Tempels, der dem Wischnu geheiligten Tempelstadt Srirangam, deren äußere, aus riesigen Granitquadern erbaute Umfassungsmauer bei einer Höhe von 20 Fuß und einer Dicke von 6 Fuß, eine Länge von 3072 Fuß und eine Breite von 2521 Fuß, also einen Umfang von 11 186 Fuß aufweist. Srirangam ist ein wahres Tempellabyrinth, dessen 21 Riesentürme ein Kreuz bilden. Das erklärt sich aus dem eigentümlichen Einschachtelungssystem, nach dem die ganze Tempelanlage erbaut worden ist. Das Hauptheiligtum steht auf dem weiten Tempelplatze in der Mitte, und ist von sieben koncentrischen Mauerrechtecken umgeben, zwischen deren langen Mauerfronten, die zum Teil reich mit Skulpturen und Malereien bedeckt sind, sich weite, von zahllosen Hallen und Kapellen und sonstigen Tempelgebäuden, Priesterwohnungen und Bazaren und schönen Palmen erfüllte Höfe be-

Fels und Brücke von Tritschinapalli.

finden. Ein unbeschreibliches Gedränge und Lärmen erfüllt diese Tempelhöfe bei festlichen Gelegenheiten; aber auch sonst fehlt es nicht an Leben und Lärm; denn ohne Spektakel geht es nun einmal nicht ab, wo viele Tamulen beisammen sind. Da jedes der genannten sieben Mauerrechtecke, die naturgemäß nach außen immer weitere Dimensionen annehmen, auf jeder der vier Seiten genau in der Mitte ein Portal hat, welches meist mit einem mächtigen Gopuramturme überbaut ist, so ergiebt sich daraus ungefähr die Zahl der Tempeltürme und ihre kreuzförmige Gruppierung. Von den vorhandenen 28 Türmen sind die genannten 21 wahre Riesenexemplare. Zahlreiche langschwänzige Affen treiben sich auch auf ihnen herum, wie auf anderen Tempeln, und kommen hie und da aus ihrer luftigen Höhe zur ebenen Erde herab, um in den Bazaren sich irgend einen süßen Leckerbissen zu holen. Kaum sind wir von Osten her durch einige der mit Skulpturen überladenen Thorthüren hindurchgeschritten, so umgiebt uns schon ein ganzes Heer von Brahmanenbeugeln und gewinnsüchtigen Polizisten, die sich die Gelegenheit nicht wollen entgehen lassen, etwas zu verdienen, und wir thun wohl, die Hand auf die Tasche zu halten, wo das Portemonnaie steckt. Es ist ein einfaches Ding der Unmöglichkeit, nach einmaligem Durchwandern der riesenhaften Tempelanlage eine eingehende Beschreibung derselben zu geben.

Digitized by Google

Da müßte man ein ganzes Jahr lang jeden Tag einige Stunden auf die Besichtigung der einzelnen Teile derselben verwenden. Kunstvolle und plumpe Skulpturen, uralte, zum Teil sehr obscöne Wandgemälde, schauerliche Götzenfratzen in allen Größen, Stellungen und Gruppierungen, große und kleine Säulenhallen, Kapellen und säulengetragene Türmchen, allerlei weltlichen Zwecken dienende Gebäude wechseln in buntem Durcheinander in den Tempelhöfen ab, so daß man ganz wirr im Kopfe wird, ähnlich, wie wenn man stundenlang in einem großen Museum, wie das germanische in Nürnberg, herumgewandert ist. Am besten gewinnt man einen orientierenden Überblick über das Ganze, wenn man das flache, auf weit über tausend niedrigen Säulen lagernde Granitplattendach des ungeheuer umfangreichen Mándabams besteigt, das im Gegensatz zu den buntschillernden, himmelanstrebenden Türmen einen eigentümlich düsteren, gedrückten Eindruck macht. Freilich im Innern ist

Blick auf Srirangam vom weißen Gopuram.

der Aufenthalt trotz der angenehmen Kühle nicht besonders angenehm, da auch hier die Luft dumpfig ist und ein ganzes Heer von Fledermäusen den Raum durchschwirrt, wahre „Fledermäuse“, wie sie Missionar K. einmal scherzhaft nannte. Die indischen Tempel erinnern überhaupt oft recht lebhaft an den „Gott der Ratten und der Mäuse u. s. w.“ Auch darf man nicht ängstlicher, schreckhafter Natur sein, denn die gewaltigen Burschen von Elefanten, die uns mit ehrerbietigem, wohl einstudiertem Fußfall anbetteln, machen einen fast bedrohlichen Eindruck, wenn sie, zu dreien und vieren auf einmal, ihren langen Rüssel nach uns ausstrecken und dabei ein stöhnendes Brüllen ausstoßen. Man wird sie nicht los, sondern sie verfolgen einen so lange, bis man sie mit einem Geldstück befriedigt hat. Im rosigen Wiederschein des in glühenden Farben erstrahlenden Abendhimmels bieten die Türme von Srirangam einen feenhaften Anblick dar, wenn man von einem erhöhten Standorte im Westen aus zu ihnen hinüberblickt.

Das bei weitem größte Stück des Tritschinapalli-Distriktes liegt nördlich vom Kaweri, nämlich die weiten aber sehr gering bevölkerten Bezirke von Musari, Perambalur und Udeiarpaleam. Die größten Orte dieses unfruchtbaren Landstrichs sind Arialur (Aryalore), Perambalur und Udeiarpaleam (Wediarpolliam). Sobald man von Kumbakonam

Digitized by Google

Blick auf Srirangam vom Raja Gopuram.

Digitized by Google

kommend den Kollúdam überschritten hat, nimmt die Gegend einen veränderten Charakter an; die Palmen verschwinden immer mehr und ebenso die grünen Reisfelder des Deltas, und man kommt in eine dürre, unbebaute Gegend und endlich in die Dschangeldickichte, von denen weite Flächen der Nordbezirke von Tritschinapalli bedeckt sind. Diese Dschangelgebiete sind von Irulern („Finsterlinge“) bewohnt, armseligen Menschen, die zwar von den Sudras als zu ihrer Kaste gehörig angesehen werden, aber in Wahrheit es schlimmer haben, als die Parias; denn ohne Heimat und festen Wohnsitz irren sie oft völlig ohne Kleidung im Busche umher und nähren sich kümmerlich von Beeren, Wurzeln und kleinem Wild, vornehmlich von kleinen weißen Mäusen, die sie mit großem Geschick aus der Erde zu graben verstehen. Sie sind sehr menschenscheu, und es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn man ihnen plötzlich bei einer Biegung des Weges begegnet und sie dann sofort wie ein scheues, flüchtiges Wild im Busche verschwinden sieht. Sie beten die großen Erdhaufen der weißen Ameisen an und opfern ihnen Beeren und Wurzeln. Vielmännerei ist unter ihnen etwas ebenso Gewöhnliches, wie Vielweiberei; sie laufen zusammen und wieder auseinander, wie es ihnen beliebt. Wenn oben von Dschangels die Rede war, so darf man nicht an die üppige Vegetation der Dschangeldickichte im Gebirge oder im Norden von Indien denken, sondern diese Dschangels sind mit niedrigem Gebüsch bewachsene Flächen, die übrigens im Gegensatz zu dem öden, toten und traurigen Charakter der Dschangels im Pudukoteilande fortwährend im schönsten Grün und im Schmuck zahlloser blauer Blüten prangen. Nur mühsam gewinnt man durch Ausrottung des Gebüsches etwas Ackerland. Eine Fülle von Hohlwegen, Kreuz- und Querpfaden zieht sich durch den Busch, in dem die Höfe und Besitzungen der Padeiátschis und anderer Ackerbauer verstreut liegen, so daß es eines guten Ortssinnes bedarf, um sich zurechtzufinden. Die ganze Gegend ist ein „gen Himmel schauendes Land“, wie die Tamulen sehr sinnig alles Land nennen, welches nicht durch Flüsse und Kanäle bewässert wird, sondern auf den Tau des Himmels und auf den Früh- und Spatregen angewiesen ist.

Auch südlich von der Hauptstadt Tritschinapalli nimmt die Fruchtbarkeit der Gegend bald ab; größere Orte fehlen dort ganz.

Digitized by Google

C. Im Tondimanlande.

„So liegt es da, im glühenden Sonnenbrand,
Ein dürftiges, gen Himmel schauend Land,
Wo noch zu dürren, sonnverbrannten Weiden
Die wilden Büffel durch den Dschangel schreiten."

Im Süden des Tritschinapalli- und Tandschaurdistriktes schließt sich das zwischen diese beiden Provinzen und Madura eingekeilte kleine Königreich Pudukotei (engl. Puducottah) an, welches natürlich unter englischer Oberhoheit steht. So unbekannt das Land ist, so interessant ist es, dasselbe etwas näher kennen zu lernen. Sein junger Radscha und dessen Vorfahren, die Hauptstadt mit dem königlichen Palaste und dem königlichen Parke, die feisten, anmaßenden Brahmanen und behäbigen Tschettiekaufleute und armen Ackerbauer, die es hauptsächlich bevölkern, bieten uns Veranlassung genug, unsere Blicke einmal auf dieses von der Natur etwas stiefmütterlich behandelte Ländchen hinzurichten. Da ist ja Pudukotei im Vergleich mit den umliegenden fetten und reichen Provinzen ein in mancher Beziehung eigenartiges Land. Nicht als ob man dort in Pudukotei auch den Zopf vorn statt hinten trüge, wie im Königreich Tiruwankodu. Dort in Travankur ist überhaupt alles verkehrt, denn dort geht die Sonne hinter den Palmen auf und im Meere unter und hier umgekehrt, dort im Pfefferlande Travankur sind die Kinder der Schwester Erben des Vaters, nicht die eigenen, und der Neffe des Königs ist sein Thronerbe; das überall in der Scheide getragene Schwert trägt man dort bloß. Solch wunderliche Verkehrtheiten findet man in Pudukotei nicht, und doch haben beide Länder mancherlei gemein: dort wie hier ist der König, obwohl er noch Souveränitätsrechte hat, eine Marionette in den Händen der englischen Regierung, die ihm ihren Residenten auf den Hals setzt und die ganze Verwaltung kontrolliert, dort wie hier zehrten bisher die Brahmanen vom Fett des Landes, soweit man in Pudukotei überhaupt von Fett reden kann. Dort sind die Frauen stolz auf ihr Vorrecht, mit nacktem Oberkörper umherzugehen, hier zwingt sie die Not und Armut vielfach dazu. Dort wie hier sonnt sich der König im Glanze seines ihm von den Engländern verliehenen Titels „Highneß".

Das Gebiet des jugendlichen, erst seit dem November 1894 majorenn gewordenen Tondiman Radscha Marthanda Bheirawa Sing von Pudukotei, hat eine Ausdehnung von 1380 englischen Quadratmeilen und nach der Zählung des Jahres 1891 373 096 Bewohner, unter denen sich 347 978 Hindus, 11 304 Mohammedaner und 13 813 (meist römische) Christen befinden. Unter den 195 184 Frauen sind 37 358 Witwen! Da das Land abseits von der Bahn und den großen Verkehrsstraßen liegt und wenig aufzuweisen hat, was die Augen der Welt auf dasselbe hinlenken könnte, so tritt es wenig hervor, und die wenigsten, die Indien bereisen, lernen Pudukotei kennen. Sonst, zu den Zeiten der alten Radschas war es ein Paradies der Brahmanen, die dort die erste Rolle spielten und den König völlig in ihren Händen hatten und aus

Digitized by Google

den benachbarten Städten und Orten wie Kumbakonam sich in großen Scharen zu den reichbesetzten Festtafeln des Radscha einfanden, um sich an ihrem Lieblingsgericht Reis mit Ghee (geschmolzener Butter) gütlich zu thun. Jetzt weht ein anderer Wind von oben her, denn der junge Radscha ist ein aufgeklärter Mann mit englischer Bildung und hat sich von der brahmanischen Bevormundung und Ausbeutung emancipiert.

Obwohl nur 20 Bewohner auf den Quadratkilometer kommen, so nährt doch das Land kaum seine Bewohner, da weite Flächen für den Anbau nicht geeignet sind. Größere Orte sind außer der Hauptstadt Pudukotei gar nicht vorhanden. Der zweitgrößte Ort ist das im Süden des Landes gelegene, rings von einem Wassergürtel umgebene und auch sonst mit Mauern und Citadelle befestigte Städtchen Tirumeienkotei. Die im Innern der Stadt gelegene Citadelle, die, von europäischen Ingenieuren erbaut, weithin das flache Land beherrscht, hat der Stadt ihren Namen gegeben; denn kotei heißt soviel wie „Festung“ oder „Burg“ (Pudukotei = Neuburg, Kalkutta = Schwarzburg). Die Namen der Orte beziehen sich ja in Indien ebenso wie bei uns meist auf ihre Lage oder besondere Eigentümlichkeiten ihrer Anlage u. s. w., wie wir das auch in Pudukotei wahrnehmen, z. B. Sakukotei = Sackburg, Perungalur = Großsteinsdorf, Kulattur = Teichdorf, Muttunadu = Perlenort (wahrscheinlich, weil es dort keine Perlen, aber desto mehr Schmutz giebt).

Die im Lande vorhandenen Tempel sind meist neueren Datums und hinsichtlich ihrer Größenverhältnisse und ihrer Ausschmückung unbedeutend.

Die tonangebende Klasse der Bevölkerung sind die Brahmanen, welche auch alle Beamtenstellen in ihren Händen haben. Überall laufen einem diese wohlgemästeten Dickbäuche mit ihren impertinenten Gesichtern über den Weg, deren Habsucht unbeschreiblich ist, wobei die hohe Stellung ihrer Kaste, ihre Schlauheit und Arglist es ihnen erleichtern, ihr raffiniertes Aussaugungssystem zum Schaden des wehrlosen Volkes durchzuführen. Hoffentlich wird auch dies nun unter dem neuen Radscha anders. Wehe dem, der es wagen wollte, sich an einem solchen Brahmanen zu vergreifen und wenn er im größten Rechte wäre! So vermißte im Jahre 1887 eine reiche Tschettiefrau, nachdem während der Nacht die Brahmanen im Hause den Kuchen zu einer bevorstehenden Hochzeit gebacken hatten, am andern Morgen ihren kostbaren Halsschmuck, der am Abend vorher noch vorhanden gewesen war; der zu Rat gezogene Pusari (Teufelspriester) bezeichnete einen der Brahmanen, wahrscheinlich nicht mit Unrecht, als den Dieb. Natürlich leugnete der Brahmane die That und mußte sich darauf wohl oder übel zu einem Gottesurteil bequemen, indem ihn der Tschettie zwang, die rechte Hand in kochende Butter zu tauchen. Natürlich trug der Brahmane ernstliche Brandwunden davon und wurde überdies als des Diebstahls überführt bei dem damaligen brahmanischen Regenten von Pudukotei A. Seschia Sastri angezeigt. Bei der angeordneten gerichtlichen Untersuchung nun leugnete der Tschettie, den Brahmanen zu jenem Gottesurteil gezwungen zu haben, wurde jedoch trotz der fünf Advokaten, die er sich für 20—30000 Rupie von Madras kommen ließ, zu schwerem Kerker verurteilt, ein schwerer Schlag für ihn, denn die Tschetties schließen jeden aus ihrer Kaste aus, der Ketten getragen hat. Trotzdem mußte der angesehene Mann, der große Summen geboten hatte, wenn man ihm die Strafe erließe, in der Verhandlung vor dem obersten Gerichtshofe, an den er appelliert hatte, in Ketten erscheinen und mußte froh sein, daß man ihm die Kerkerstrafe in eine Geldbuße von 14000 Rupie umwandelte. Der Vorfall ist um so bezeichnender, als diese Tschetties wegen ihres oft enormen Reichtums nächst den Brahmanen die einflußreichste, wenn auch nicht angesehenste Kaste im Lande sind.

Ganz anders stehen die armen Landbauer da, welche die Hauptbevölkerung des Landes bilden und der Hauptsache nach zu den Kasten der Kaller und Serweikarer gehören. Auch Schánar findet man in Pudukotei, doch bewohnen diese mehr den Süden, wo die Palmyra gedeiht. Über diese Kasten giebt das nächste Kapitel nähere Auskunft, soweit es nicht bereits im vorigen geschehen ist.

Die Kleidung dieser meist armen Leute ist mehr als einfach; sie besteht bei den Frauen so gut wie bei den Männern aus einem sieben Ellen langen Stück Baum-

Digitized by Google

wollenstoffes von weißer Farbe, welches den Körper von den Hüften abwärts bis zu den Knien bedeckt und von den Männern während der Arbeit zum Schutz gegen die Sonne um den Kopf geschlungen wird. Der Stoff ist durchgehends englisches Fabrikat.

Die Hautfarbe der Leute ist viel dunkler als bei ihren Kastengenossen im Delta, da sie sich so dürftig kleiden und ihren Körper viel mehr als anderwärts der Sonne aussetzen müssen. Sie führen ein armseliges Leben, und man kann sich von ihrer Sparsamkeit und Genügsamkeit keinen Begriff machen; jahraus, jahrein kommt nichts auf den Tisch als Reis und Hirsebrei, den sie sich durch eine dünne, scharfe Pfefferbrühe, Knoblauch und Zwiebeln schmackhafter zu machen suchen. Fleisch bekommen sie fast gar nicht zu sehen.

Pudukotei ist eben kein reiches Land; der Boden ist sandig und steinig, an vielen Stellen salzhaltig, so daß man häufig an Stellen, wo Wasser gestanden hat, das Erdreich mit einer dünnen Salzkruste bedeckt findet, welche die Leute trotz der Strafe von 150 Rupie, welche die Regierung auf die Bereitung von Salz gesetzt hat, in Wasser auflösen, um durch die Verdunstung desselben über dem Feuer ihren Bedarf an Salz zu gewinnen. Weite Strecken des Landes sind felsiges, mit niederem Gestrüpp bewachsenes Gelände, in dem nichts Ordentliches gedeiht. Es giebt neben diesen trostlosen, sonnverbrannten Einöden allerdings auch fruchtbarere Gegenden, deren Bewässerung jedoch solche Mühe verursacht, daß der Ertrag in keinem Verhältnis zu der aufgewendeten Mühe steht. Die Regierung besitzt in einzelnen Teilen des Landes schöne Casuarinowaldungen.

Bedeutendere Erhebungen gebirgiger Art sind nicht vorhanden, doch fehlt es nicht an niedrigen Höhenzügen, die meist bewaldet sind und mit ihren aus dem Grünen hervorstarrenden grauen Felsen in die sonst einförmige landschaftliche Scenerie eine erfreuliche Abwechselung bringen. Der Hauptsache nach ist das Land hügelig und wellenförmig.

Eine Eigentümlichkeit von Pudukotei sind die weiten Dschangelflächen, die sich besonders in höher gelegenen Partien des Landes vorfinden, und wiewohl sie Kadu, d. i. Wald genannt werden, mit einem Walde nichts gemein haben, sondern mit niedrigem Busch bewachsen sind. Wie auch die angebauten Landstriche eine auffallende Armut an guten, nutzbringenden Bäumen zeigen, die man nur in besonders wohlgepflegten Gärten und Anlagen findet, so enthalten auch die Dschangels nur völlig unnützes Gestrüpp. Weite Flächen sind mit großen Kaktusstämmen bestanden, deren steifer Habitus das Auge ermüdet; eine Species, der Sappatu Kalli, wie die Eingeborenen ihn nennen, soll giftige Stacheln haben. Eine reiche Fülle von Büffeln, Rehen, weißen und gefleckten Antilopen, Wild- und Stachelschweinen, Schakalen, Hasen, Tauben und Wachteln halten sich in diesen Dickichten auf und vermehren sich trotz der Jagdstreifzüge, welche die Fürsten von Pudukotei von jeher nach den Dschangels unternommen haben, in einer für den Feldbau verhängnisvollen Weise, so daß die Leute trotz des Verbotes dem gar nicht scheuen und deshalb leicht zu erlegenden Wilde nachstellen. Übrigens ist der Aufenthalt im Dschangel durchaus nicht ungefährlich, nicht nur wegen der wilden Schweine, sondern auch wegen der Rinder, welche man zu Zeiten aus religiösen Gründen in den Busch laufen läßt, und die sich nun zusammenthun und verwildert umherschweifen.

Im südlichen Bezirk überwiegt die Palmyra und liefert guten Nutzabwurf. Der Hauptmangel des Landes besteht in seiner ungenügenden Bewässerung. Es sind nur wenige, geringe Wasserläufe vorhanden, die trübselig im Sande schleichen und den größten Teil des Jahres trocken liegen und nur vorübergehend im angeschwollenen Zustande bedenkliche Reisehindernisse bilden, z. B. der Wöllaru, der Hauptfluß des Landes (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Flusse in Südárkadu) und der Pambáru (Schlangenfluß).

Die Eingeborenen suchen sich wenigstens etwas zu helfen, indem sie während der Regenzeit das Regenwasser in einer großen Zahl von künstlich angelegten Teichen sammeln und deren Inhalt dann zur Berieselung des Landes benutzen. Auch künstliche Seen, mitunter mehrere englische Meilen lang, sind so zahlreich vorhanden, daß sie in gefülltem Zustande in manchen Gegenden mehr als den vierten Teil des

Digitized by Google

vorhandenen Grundes und Bodens bedecken und dem Reisenden sehr lästig werden, da der Wagen sich in ewigen Zickzacklinien zwischen ihnen hindurchwinden muß. Diese Umwege sind doppelt lästig, weil die Wege in Pudukotei bisher in sehr schlechtem Zustande waren; erst neuerdings hat man angefangen, die Straßen ordentlich auszubauen, so daß man jetzt schon bedeutend bequemer reist, als vor zehn Jahren.

Die genannten Seen (Kammaïs) sind durch alte Dämme gebildet worden, durch die man das Regenwasser an geeigneten Stellen staute, und die mit Schleusen versehen sind, so daß man das Wasser zunächst in die nahe gelegenen Felder und von da wieder, soweit es der Boden nicht aufgesogen hat, in kleinere, tiefer gelegene Seen, oft bis in weite Entfernung ableiten kann. Diese Art der Bewässerung ist natürlich eine ziemlich mühselige Arbeit und dazu eine sehr unsichere Hilfe. Der größte Teil des bebauten Landes eignet sich überhaupt nur zur dry cultivation, dem trockenen Feldbau, d. h. zum Anbau von Mais, Hirse, Bohnen, Linsen u. s. w. im sogenannten Pundschej, dem Trockenlande. Da es an guter Viehweide fehlt, so ist auch der Viehbestand sehr dürftig, und die Bauern müssen sich recht kümmerlich behelfen, zumal da die Abgaben so eingerichtet sind, daß ihnen nicht viel übrig bleibt. Deshalb machen auch die Dörfer durchgängig einen recht armseligen Eindruck.

An allen größeren Orten werden an festbestimmten Tagen Märkte gehalten, zu denen viele Leute zusammenströmen, um ihren Bedarf an Hühnern, Salzfischen, spanischem Pfeffer und anderen Gewürzen, Kokosnüssen, Reis, Bananen und allerlei indischen Gemüsen einzukaufen. Solch ein Markt mit seinem lauten Lärm und Geschrei bietet einen ganz interessanten Anblick; die halbnackten schwarzen (sie nennen sich selbst schwarz) Männer und Frauen, welche laut redend und eifrig dazu gestikulierend durcheinander wimmeln, die am Boden in buntem Durcheinander aufgehäuften Waren, die rings um den Marktplatz aufgestellten Ochsenwagen mit ihren am Boden lagernden und behaglich wiederkäuenden Buckelochsen und im Hintergrunde die Lehmhütten des Dorfes — das alles zusammen gewährt ein eigenartig fremdes Bild.

Brechen wir von Tritschinapalli auf, so bringt ein Weg von 14 Stunden auf der 36 englische Meilen langen, nur wenige Ortschaften berührenden Straße uns nach der Hauptstadt Pudukotei. Gleich am Eingange der Stadt begegnet uns, schon von weitem durch das Bimmeln seiner Schelle sich bemerklich machend, der große Tempelelefant, der seinen Morgenbettelspaziergang macht, ein wüster Gesell, vor dem unsere Ochsen bedenklich scheuen, so daß der Kutscher den durch die Nase gezogenen Strick scharf anziehen muß, um das Durchgehen der erschrockenen Tiere zu verhüten. Noch eine ganze Weile blicken sie sich scheu um. Wir kommen nämlich von Tritschinapalli aus zunächst durch den Stadtteil Tirukóranam, in welchem die der Perianajacha Ammen geweihte Hauptpagode steht, der größte Tempel des Landes, vor dem drei hohe Götzenwagen stehen. In diesem Stadtteile hatte sich der vorige Radscha mit dem klangvollen Namen Ramasandiren Tondiman Bahadur ein besonderes Haus erbauen lassen, um recht in der Nähe des Tempels und seiner geliebten Brahmanen wohnen zu können.

Von Tirukóranam aus führt eine schöne Straße nach dem eigentlichen Pudukotei, welches seinen Namen Neuburg mit Recht trägt; denn die regelmäßige Bauart und die gerade angelegten Straßen bezeugen es, daß wir es hier mit einem neuen Stadtteile zu thun haben. Und in der That ist derselbe erst von dem Großvater des vorigen Radscha, dem ersten Könige von Pudukotei, erbaut worden. Er enthält sieben breite, einander völlig parallel laufende, sehr belebte Straßen, welche von ebenso vielen Querstraßen rechtwinkelig durchkreuzt werden. Die 30 000 Einwohner zählende Stadt besitzt heute eine nach englischem Muster eingerichtete Hochschule, ein Hospital, schöne Regierungsgebäude, auch einen öffentlichen Vergnügungs- und Spielplatz, wo das Musikcorps des Radscha an jedem Freitage unter der Leitung eines europäischen Kapellmeisters konzertiert.

Mitten in der Stadt liegt der von einer großen, unheimlichen, 6 Meter hohen Mauer umschlossene Königspalast, der einen kleinen Stadtteil für sich bildet, aber nichts von der sonstigen, feenhaften Pracht alter indischer Königspaläste an sich hat; vielmehr ist er ein Konglomerat von alten,

Digitized by Google

schmutzigen, düstern Gebäuden, deren Aufführung einst gewiß viel Geld gekostet hat. Die eingeborenen Fürsten haben nicht unsern Begriff von Reinlichkeit und Eleganz. Einen häßlichen, abstoßenden Eindruck machen die zahlreichen Hütten und Pandals (mit Palmblättern gedeckte Schattendächer), welche rings um die Gebäude angebaut sind und die schon an sich unschönen Gebäude noch mehr verunzieren.

Durch ein gewaltiges Thor der Ringmauer gelangt man zunächst hinein in den geräumigen und ziemlich unreinlich gehaltenen Palasthof, in dessen Mitte sich ein schönes, wohlgepflegtes Blumenbeet befindet. Unter mehreren Durchgängen hinweg gelangt man zu dem eigentlichen Palaste des Radscha; außerdem bedecken den Hof eine ganze Menge anderer Gebäude, Stallungen und Wohnungen für die Dienerschaft, welche, ohne Geschmack und Symmetrie angelegt, einen abstoßenden Eindruck von Unordnung und Geschmacklosigkeit erwecken und zwischen denen sich Soldaten und Elefanten umhertreiben. Der eigentliche Palast des Königs ist nach der Art aller besseren indischen Häuser gebaut, d. h. er besteht aus einem Viereck von Gebäuden, die einen Lichthof umschließen. Seine Größe ist imponierend, aber auch der darin angehäufte Schmutz unbeschreiblich. Die große Vorhalle, durch welche man in den Lichthof gelangt, ist sehr niedrig und dunkel, von einer unangenehmen Moderluft erfüllt und durch eine große Menge buntbemalter Säulen häßlich verunschönt. Schmale Hallen führen rings um den Lichthof und aus diesen wieder eine größere Anzahl Thüren nach den meist unbewohnten, kleinen und schmutzigen Gemächern im Erdgeschoß des Palastes. In den größeren, bewohnten Zimmern herrscht etwas mehr Ordnung, jedoch machen die abscheulichen Teufelsfratzen und mythologischen Darstellungen, mit denen nach eingeborenem Geschmack die Wände, Säulen und Decken in grellbunten Farben bemalt sind, einen sehr abstoßenden Eindruck. Erleichtert atmet man auf, wenn man durch einen langen dunkeln Gang und über eine hohe Treppe ins obere Stockwerk, und zwar zunächst in eine offene, geräumige und gegen die Sonne geschützte Veranda gelangt ist. Das Audienzzimmer des jetzigen Königs, welches zugleich sein Arbeitszimmer ist, liegt im oberen Stockwerke. Mehrere alte Kronleuchter hängen von der Decke herab und die Fußböden sind mit guten europäischen Teppichen belegt. Die Wände des Zimmers sind bis auf ein einziges von eingeborner Hand ziemlich gut gemaltes Bild, welches den Besuch des Gouverneurs von Madras beim vorigen Radscha darstellt, völlig kahl.

So häßlich der Palast ist, so schön ist der im Süden der Stadt gelegene königliche Park. Die gewaltigen, knorrigen, im Mai mit den köstlichsten Früchten beladenen Mangobäume beschatten mit ihren breiten, dichtbelaubten Kronen reichlich die breiten und schmalen, durchwegs sauberen Wege, welche sich durch den Garten schlängeln. Schöne, geschmackvoll angelegte Terrassen und prächtige Beete mit Farnkräutern, roten und weißen Lilien, Amaryllis und Rosen aller Art, unter denen sich besonders die am Morgen schneeweiße und am Abend blutrote Wechselrose hervorthut, graziöse Kokospalmen, Limonen-, Orangen-, Paradies- und Granatäpfelbäume, Platanen und Guavas bilden in reizvoller Abwechselnug entzückende Gruppen und Anlagen, und tragen im Verein mit den prächtigen Bambuslauben, die von reich blühenden und üppig wuchernden Schlingpflanzen bedeckt sind, den blitzenden Gartenhäuschen, den bunten Zelten und schattigen Ruheplätzen, die mit buntblättrigen und buntblühenden Ziersträuchen umstellt sind, das ihre dazu bei, diesen Garten zu einem kleinen Paradiese zu machen.

Ganz am entgegengesetzten Ende der Stadt, an der Straße, die nordwärts nach Tandschaur führt, liegt das freundliche Gehöft der Leipziger Mission, welche seit 1845 in Pudukotei arbeitet und von den Fürsten des Landes stets mit außerordentlichem Wohlwollen behandelt worden ist, wie denn auch stets ein reger Besuchsverkehr zwischen dem Palaste und dem Missionshause stattgefunden hat, obwohl die Glieder des königlichen Hauses für ihre Person den Einflüssen des Christentums sich völlig unzugänglich gezeigt haben. Jedenfalls ist es sehr dankbar anzuerkennen, daß der Thätigkeit der Missionare vom Hofe aus nie das geringste Hindernis in den Weg gelegt worden ist; im Gegenteile hat die Mission durch Schenkung von

Digitized by Google

Grund und Boden eine wertvolle Unterstützung erhalten.

Wenn man der Überlieferung trauen darf — denn eine zuverlässige Geschichte von Pudukotei existiert nicht —, so ließen sich im zwölften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung bei dem Dorfe Ambakowil im jetzigen Tondimanlande eine Anzahl von Norden her eingewanderter Kallerfamilien mit ihrem Häuptlinge, dem Tondaman (Tondaman oder Tondiman heißt „Herr“ und ist ein ähnlicher Titel wie Pharao) nieder, und erhielten von den Naicks in Tritschinapalli als Gegengabe für eine Gefälligkeit die bereits erwähnte Festung Tirumeienkotei im Süden des Landes. Diese Tondimans scheinen eine rechte Gabe besessen zu haben, die Partei des Stärkeren zu ergreifen. Mit den Mohammedanern in Tritschinapalli hielten sie gute Freundschaft und erhielten von ihnen den Titel Bahadur, den sie ja heute noch führen. Als im vorigen Jahrhundert der Stern der Engländer zu steigen begann, schlugen sie sich

Lutherisches Missionshaus in Pudukotei.

auf deren Seite und leisteten ihnen manchen guten Dienst zur Befestigung ihrer Macht in Südindien. Die Engländer zeigten sich dafür erkenntlich. Als Zemindaren (Großgrundbesitzer) schon in ihrem ausgedehnten Gebiete gewisse Souveränitätsrechte ausübend, erhielten die Tondimans nunmehr die volle Souveränität in ihrem durch eine Schenkung der Engländer bedeutend erweiterten Abhängigkeitsgebiete und führten fortan den Titel Radscha Bahadur, dem das später verliehene Prädikat Highneß einen neuen Glanz verlieh.

Damit wurden den Tondimans folgende Gerechtsame eingeräumt: „Der Radscha Bahadur ist erbliches Oberhaupt, Prinz und Herrscher einer ansehnlichen Provinz. In Bezug auf alle Vorkommnisse politischer Natur ist er abhängig von der britischen Regierung, welcher er als Vasall Treue, Gehorsam und Kriegsdienst zu leisten hat. Was die innere Verwaltung seines Landes angeht, so ist er absoluter Herrscher. Er hat die Gewalt über Leben und Tod, giebt Gesetze, errichtet Gerichtshöfe, unterhält ein ansehnliches stehendes Heer, erhebt die Steuern, verfügt nach Gefallen über seine Einkünfte und hat keinerlei Tribut an die Regierung zu zahlen, auch sind seine Unterthanen keiner englischen Gerichtsbarkeit unterworfen.“

Digitized by Google

Doch nicht allzu lange sind die Tondimans im Vollbesitze ihrer Selbständigkeit geblieben. Da der verstorbene Radscha, ein Wüstling und Schlemmer ohnegleichen, seine Rechte mißbrauchte, die Verwaltung vernachlässigte, das Land aussog und trotzdem in unbezahlbare Schulden geriet, so erging es ihm ähnlich, wie seiner Zeit dem Könige von Meisur, die Regierung behandelte ihn wie einen Unmündigen, übertrug die Verwaltung des Landes dem unter dem Kollektor von Tritschinapalli stehenden Diwan, bezahlte seine Schulden, setzte ihm ein Jahresgehalt aus und verbot ihm unter Androhung gänzlicher Absetzung, wieder Schulden zu machen und sich in Verwaltungssachen zu mischen. Die Zahl der für ihn bestimmten Salutschüsse wurde von 19 auf 13 herabgesetzt und ihm, allerdings nur vorübergehend, der Titel Highneß in „Excellency“ herabgesetzt. Alle diese Bestimmungen sind noch heute in Kraft, so daß also der Radscha dem Kollektor von Tritschinapalli unterstellt ist. Als regelmäßiger Feiertag ist der Freitag festgesetzt.

Der vorige Radscha war ein auffallend kleiner Mann von guten geistigen Anlagen und reger Wißbegierde. Obwohl er das Englische fließend, wenn auch nicht ganz korrekt sprach und schrieb, so pflegte er doch an seinem Hofe und mit seiner nächsten Umgebung nur Mahratta, die Sprache seiner Stammesgenossen im Norden, zu sprechen. In sehr jugendlichem Alter zur Regierung gelangt, soll er sich anfangs den Regierungsgeschäften ziemlich fleißig und umsichtig gewidmet haben, was aber nicht lange anhielt, da er sich dem verderblichen Einflusse der Brahmanen nicht zu entziehen vermochte, die ihn zu einem ausschweifenden Lasterleben zu verführen und dadurch mit der Zeit unfähig zur Führung der Regierungsgeschäfte zu machen suchten, um selbst desto unumschränkter schalten und walten zu können. Im Umgange mit angesehenen Europäern kleidete er sich ziemlich europäisch, im übrigen aber, wenn er nicht in Staatstoilette war, machte er durchaus nicht den königlichen, imponierenden Eindruck, wie auf seinen unendlich geschmeichelten Bildern. Im Gegenteil vermochte man nur mit Mühe ein Lächeln zu unterdrücken, wenn man das behäbige, korpulente Männchen von etwa 4½ Fuß Größe mit baumelnden, den Boden nicht berührenden Beinen auf seinem Lehnsessel sitzen sah, in schwarzen Lackpantoffeln und nach unten sich verengenden, schwarz- und rotkarrierten Pumphosen, über die das ebenso karrierte hemdartige Kleid wie eine weite Bluse herabfiel, während das Haupt mit einer goldgewirkten Kappe bedeckt war, unter der das volle, runde, braune Gesicht mit dem dünnen, schwarzen Schnurrbarte glänzte, und die Fingerspitzen naseweis aus den weiß- und rotkarrierten Zeughandschuhen hervorlugten.

Als im Jahre 1871 der Herzog von Edinburgh nach Indien kam, reiste er zu seiner Begrüßung nach Madras und sah bei dieser Gelegenheit zum ersten Male die Eisenbahn, da es ihm vorher wegen seiner großen Schulden und seiner leichten Art, mit dem Gelde umzugehen, nie erlaubt worden war, die Grenzen seines Landes zu überschreiten. Auch zu dieser Madrafer Reise erhielt er ein recht unköniglicheres Reisegeld von nur wenigen tausend Rupie bewilligt.

Seinen vorzeitigen Tod haben die Brahmanen auf dem Gewissen, die allein die Schuld an seinem ausschweifenden Lasterleben tragen, welches seinen an sich schon gebrechlichen Körper ruinierte, so daß er in den letzten Jahren seines Lebens den Eindruck eines körperlich gebrochenen Greises machte, obwohl er noch kein alter Mann war. Das ist das traurige Los vieler jungen indischen Fürsten gewesen, weil sie sich den Versuchungen zu einem ausschweifenden, unsittlichen Lebenswandel nicht zu entziehen vermögen, die besonders von seiten ihrer brahmanischen Umgebung unablässig an sie herantreten.

Seine Verbrennung erfolgte gleich am Tage nach seinem Tode und wurde sehr feierlich und pomphaft vollzogen. Sein minderjähriger Enkel besorgte dabei die Trauerceremonien, und der Leichnam wurde, wie es bei vornehmen Heiden Sitte ist, nicht durch die Thür, sondern durch eine eigens zu diesem Zwecke durch die Wand gebrochene Maueröffnung hinausgetragen. Das war ein Fest für die Brahmanen! Denn da gab es reichbesetzte Tafeln und reiche Geschenke. Abgesehen von den zahllosen kleineren Gaben in Geld u. s. w. erhielten sie Kühe, Pferde, mit Rupien gefüllte Kürbisschalen, einer sogar einen Elefanten.

Digitized by Google

Die Missionare von Pudukotei erzählen viel von ihren Besuchen beim alten Radscha und von den hochergötzlichen Scenen, die sich dabei abspielten. Gewöhnlich ließ sie der Radscha in einer grün ausgeschlagenen Kutsche, einer seiner flotten Hofequipagen, abholen und in einem anderen Wagen und mit anderen Pferden zurückfahren; auch liebte er es, dergleichen Besuche sogleich zu erwidern.

Hatte man unter Vorantritt eines Dieners mit brennender Fackel endlich vom Hofe aus sich durch das Labyrinth von Treppen, Gängen und Thüren, die zum Audienzzimmer führten, glücklich durchgewunden, so wurde man mit großer Liebenswürdigkeit vom Radscha empfangen, indem er sich mit vornehmer Eleganz verneigte oder einem wohl auch kräftig die Hand drückte. Hatte die kleine Hoheit, was jedoch nur bei besonderen Anlässen geschah, europäische Tracht angelegt, so sah er fast noch drolliger aus, als in dem oben geschilderten Kostüm: Rote Hose und Weste, ein gelbseidener Rock, die bekannte goldene Kappe, eine Menge Juwelen in den Ohren und an den Fingern, Zeughandschuhe an den Händen und Zeugstiefelchen an den niedlichen Füßchen — das alles zusammen bot einen originellen Anblick. Die matten, nichtssagenden Augen, die schlaffen Gesichtszüge und der gierige Mund, die auf den ersten Blick den Wollüstling verrieten, würden entschieden abstoßend gewirkt haben, wenn nicht ein Zug von Gutmütigkeit, die überhaupt einen Hauptzug seines Charakters ausmachte, sich über das Gesicht gebreitet und ihm einen sympathischeren Ausdruck verliehen hätte.

Nach der höflichen Begrüßung nahm man Platz, und es folgte in der Regel ein völliges Examenverhör, bestehend aus einer langen Reihe geistloser Fragen, die bei späteren Besuchen fast mit stereotyper Genauigkeit wiederkehrten, als ob sie auswendig gelernt wären. „Wie heißen Sie? Wie alt sind Sie? Woher stammen Sie? Wie hoch beläuft sich Ihr Einkommen? Wie hoch das Ihres Herrn Vaters? Sind Sie von sehr hoher Kaste? Wieviel geben Sie täglich aus? Welches ist Ihre Lieblingsspeise? Wo kommen Sie heute her? Wo haben Sie übernachtet? Was haben Sie gegessen? Wieviel mußten Sie bezahlen? Finden Sie Ihren Bart schön? Apropos, wie gefällt Ihnen die Farbe meines Rockes? Ist der Stoff nicht sehr schön? Wie teuer taxieren Sie ihn? Für wie alt halten Sie mich? 50 Jahre? Oho, fehlgeschossen, an meinem letzten Geburtstage wurden 55 Kanonenschüsse gelöst. Haben Sie meine europäische Uhr schon gesehen? Haben Sie auch eine goldene Uhr? Glauben Sie, daß eine silberne ebensogut geht wie eine goldene?“ Das sind seine Lieblingsfragen gewesen, die er immer vorausschickte, ehe er auf edle Pferde und gute Elefanten, auf die englische Armee und die letzten politischen Ereignisse zu sprechen kam. Wußte er schließlich nichts mehr zu fragen, so zeigte er einem die im Empfangszimmer und in besonderen Gemächern aufgestapelten Raritäten und war ganz aus dem Häuschen vor Freude, wenn man dies und jenes bewunderte und lobte. Da lagen sie und standen sie bunt durcheinander, geschliffene edle Steine, Gläser, Porzellanfiguren, Alabasterarbeiten, Stutzuhren aller Art, Spieldosen, Harmonikas, Stöcke, Schirme, Nürnberger Spielwaren von der kleinen Eisenbahn bis herunter zum Zappelmann und Tanzbären, welch letzteren er stets eigenhändig aufzog und mit sichtlichem Vergnügen tanzen und brummen ließ. Sogar ein Pianino fehlte nicht. Die Wände aber hingen oben dicht voll bunt durcheinandergeschobener Kupferstiche, Ölgemälde und Oldrucke, darunter auch Portraits, z. B. das des Königs Ludwig II. von Bayern. Am Boden aber standen die Wände ohne jede geschmackvolle Anordnung dicht voll Sofas, Diwans und Sessel aller Art, Größe und Farbe, und von der Decke hingen Kronleuchter und Lampen in großer Anzahl nebeneinander herab, so daß man sich in ein Lampengeschäft, ein Möbelmagazin, eine Bilderhandlung und ein Kurz- und Galanteriewarenlager zugleich versetzt glaubte. Die Perle seiner Sammlung aber war eine neben der Ausgangsthür des Empfangszimmers auf einem Sofa sitzende Wachsfigur, eine Prinzessin mit einem Kinde auf dem Schoße darstellend.

Nach Tische bekam man dann wohl auch Gelegenheit, die beiden Frauen des Königs bei einem Rundgange durchs Schloß hinter einem Gitter zu sehen oder auf dem Hofe sich an den Sprüngen einer mittelmäßigen Akrobatengruppe aus Tritschinapalli zu erlustigen.

Digitized by Google

Bei Besuchen im Missionshause überstieg die Neugierde des Radscha alle Grenzen und erstreckte sich sogar auf den Inhalt der Hosentaschen und der im Schreibtische verschlossenen Briefe. Auch sah er sich gewöhnlich das Album an und schenkte dann stets, wenn sie darin noch fehlte, seine Photographie, indem er eigens, um die Zusendung derselben nicht zu vergessen, einen Knoten in sein rotseidenes Taschentuch knüpfte.

Noch bei seinen Lebzeiten hatten ihm die Engländer, wie bereits erwähnt wurde, wegen seiner Schulden einen tüchtigen Brahmanen, den Diwan A. Seschia Sastri, als eine Art Vormund zur Seite gestellt, welcher bis Ende 1894, bis zur Majorennität des jungen Radscha, der 1886 sein Nachfolger wurde, die Regentschaft zum Segen des Landes geführt hat.

Nach dem Tode des Radscha Ramassandiren war es noch zweifelhaft, wer sein Nachfolger werden würde. Er hatte, obwohl zweimal vermählt, keinen Sohn hinterlassen, wohl aber eine Tochter, die ihm seine zweite Frau geboren. Sein Bruder und Mitregent Tirumalei Tondiman Sahib, welcher Ende 1871 starb, hatte zwei Söhne, von denen der ältere, von des Radschas zweiter Frau besonders protegiert, schon seit Anfang der siebziger Jahre allgemein als der künftige Thronerbe galt. Der damalige lutherische Missionar von Pudukotei sollte Erzieher dieses Prinzen werden, aber die Brahmanen, welche den christlichen Einfluß fürchteten, wußten es zu hintertreiben, und der Prinz besuchte die Hochschule von Kumbakonam. Als er dieselbe absolviert und die Universität Madras bezogen hatte, wo er vorzügliche Fortschritte in seinen Studien machte, adoptierte der Radscha plötzlich auf Betreiben der Brahmanen, welche sich von der englischen Erziehung und der europäischen Bildung des Prinzen für ihre Herrschaft im Lande keines Guten versahen, von seinem landesüblichen Rechte Gebrauch machend, seinen offenbar bereits unter brahmanischem Einfluß ausgebildeten Enkel, den 1872 geborenen Sohn seiner oben erwähnten Tochter. Als nun der König starb, war es zweifelhaft, wer der Thronerbe würde, denn der in Madras lebende Neffe des Radscha hielt seine Ansprüche auf die Thronfolge aufrecht. Da aber die Engländer die Adoption des Prinzen Marthada Bheirawa Tondiman anerkennen mußten, so wurde dieser erst vierzehnjährige junge Mann, ein körperlich bereits sehr entwickelter Jüngling mit intelligentem Gesicht und sicherem, würdevollem Auftreten am 8. Juli 1886 im Auftrage der englischen Regierung in seiner Würde als Radscha bestätigt und der bereits genannte Diwan ihm für die Dauer seiner Minderjährigkeit als Regent zur Seite gestellt. Anfangs ganz unter brahmanischem Einfluß stehend, hat er sich von demselben zu seinem und des Landes Glücke gänzlich emanzipiert.

Der Diwan-Regent A. Seschia Sastri, Komthur des hohen Ordens Star of India, war ein feiner, gediegener Mann und überaus tüchtiger Verwaltungsbeamter, der zwar den Brahmanen, als den wir ihn schon an seinem Namen erkennen, nicht verleugnen konnte, aber doch ein großer Segen für das Land geworden ist. Seit 1895 lebt er in Kumbakonam. Er bezog als Regent von Pudukotei ein sehr anständiges Jahresgehalt; denn da er von Pudukotei allein ohne die vielen Naturalien, die noch hinzukamen, 12000 Rupie erhielt und überdies vom Könige von Trawankur, dem er früher als Diwan diente, noch eine jährliche Pension von 6000 Rupie bezog, so stand er sich allein an barem Geld auf 18000 Rupie jährlich, womit man in Pudukotei sehr wohl auskommen kann. Die Engländer pflegen fast alle hohen Regierungsämter mit Brahmanen zu besetzen; so ist denn das unter englischem Einflusse stehende Pudukotei ein rechtes adéikalam, d. i. Zufluchtsort für die Brahmanen, die fast alle Beamtenstellen inne haben. Kaum der dritte Richter ist ein Sudra.

Der Diwan war eine auffallende Erscheinung. Infolge des reichlichen Genusses von geschmolzener Butter und Reis sind die Brahmanen, besonders die Tempelbrahmanen sehr wohl beleibt, aber eine solche Korpulenz, wie sie der Diwan aufzuweisen hatte, findet man doch nur selten unter ihnen. Der dicke Herr war deshalb sehr schlecht zu Fuße und benutzte auf allen seinen Wegen entweder den Landauer oder das Palankin.

Als er die Regentschaft übernahm, war er schon ziemlich bejahrt, und man fühlte

Digitized by Google

sich von seinem freundlichen, intelligenten Gesicht um so mehr angezogen, als er Europäern gegenüber in seinem ganzen Wesen eine vollendete liebenswürdige Höflichkeit und feine Noblesse zur Schau trug und, begabt mit reichen und vielseitigen Kenntnissen und gesundem Mutterwitz in Verbindung mit einer ausgezeichneten Unterhaltungsgabe, ein sehr angenehmer Gesellschafter war. Man hätte es nicht für möglich halten sollen, daß solch ein gediegener, hochgebildeter Mann noch imstande wäre, all den heidnischen Mumpitz und und Humbug von Opferfesten und Götzenprozessionen u. s. w. mitzumachen und in seinen Entschlüssen und Unternehmungen sich von abergläubischen Rücksichten leiten und beeinflussen zu lassen. Dem ist aber in der That so gewesen. Die Kastenüberlieferung und der heidnische Kultus sind eben Tyrannen, denen sich selbst ein Seschia Sastri nicht entziehen kann. Obwohl er äußerlich bis heute ein bigotter Heide ist, was er auch durch die Begründung zweier großer Schulen in Pudukotei, einer Knaben- und einer Mädchenschule bewiesen hat, deren Leiter und Lehrer ausschließlich Brahmanen sind, so ist er doch gewiß innerlich nach dem tamulischen Spruche: köwil pünei swämicku andschumä? (Fürchtet sich denn die Tempelkatze vor dem Gotte?) von der Thorheit des indischen Heidentums überzeugt.

Die Verbesserungen, welche der Diwan während der Dauer seiner Regentschaft ins Leben gerufen hat, sind aller Anerkennung wert. Sehr schlimm stand es beispielsweise um die Trinkwasserverhältnisse im Lande. Es gab zwar hie und da auf den Dörfern Brunnen mit leidlich gutem Wasser, aber sie waren selten, und man schöpfte das Trinkwasser zum größten Teile aus schlammigen Teichen, die dadurch, daß jedermann darin badete und täglich seine Wäsche darinnen wusch, noch mehr verunreinigt wurden. Neuerdings sind auf Befehl der Regierung alle Teiche ordentlich ausgerämmt worden, und es darf nur in bestimmten Teichen gebadet werden, während auf dem Damme der andern Schildwachen ausgestellt sind, die jede Verunreinigung verhüten. Die Gesundheitsverhältnisse sind seitdem wesentlich besser geworden.

Die sonst aller Beschreibung spottenden Wegeverhältnisse des Landes sind durch Ausbesserung der schon vorhandenen Hauptstraßen und Anlage neuer Straßen ebenfalls wesentlich gebessert worden. In der Stadt Pudukotei sind eine ganze Anzahl schöner neuer Gebäude, darunter ein Hospital, ein Gefängnis, Regierungsgebäude, ein Bungalow u. s. w. errichtet worden, wodurch die Stadt wesentlich gewonnen hat. Ganze Häuserreihen, welche alte, unschöne und ungesunde Wohnungen enthielten, hat der Diwan abreißen und durch schöne neue Gebäude ersetzen lassen, indem er dabei stets auf die Verbreiterung der Straßen bedacht war. Die vielen sumpfigen Moräste, die einst die Stadt erfüllten und verderbliche Miasmen ausatmeten, wurden trocken gelegt und zugeschüttet, und schöne, große, ausgemauerte Teiche angelegt, deren Dämme schon mit schönen, schattigen und reichtragenden Fruchtbäumen besetzt sind. Früher reichte der Tschangel bis an die Stadt; jetzt stehen an derselben Stelle schöne Mango- und Tamarindenpflanzungen, und die von Schlangen und Skorpionen wimmelnden Kaktusdickichte vor der Stadt sind ausgerodet und in ganz einträgliche Getreidefelder verwandelt worden.

Eine der für die Hauptstadt bedeutsamsten Verbesserungen, welche der Diwan veranlaßt hat, war die Verlegung des Tschêri außerhalb der Stadt. Früher lag dasselbe unmittelbar neben der Stadt und war wie alle Pariadörfer ein immerwährender Seuchenherd, eine beständige Gefahr für die Stadt. Besonders die Cholera ruhte fast nie. Im Jahre 1886 nun mußten die Parias auf Befehl der Regierung ihre Wohnungen abbrechen und sie ein ganzes Stück weiter entfernt von der Stadt sauber und regelmäßig wieder aufbauen. Das war nicht nur für die Stadt eine große Wohlthat, sondern auch für diese armen Leute selbst; denn die Regierung entschädigte sie und wies ihnen einen gesund gelegenen, geräumigen Platz zur Ansiedelung an, wo sie ihre Häuser in schönen, breiten und regelmäßigen Straßen wieder aufbauen konnten. Die Häuser selbst mußten nach Vorschrift solid und sauber aufgeführt werden, und es wurden Brunnen und Teiche gegraben. So ist das Tscheri in einen hübschen, freundlichen und gesunden Ort verwandelt

Digitized by Google

worden, der keinen so ärmlichen Eindruck macht, wie andere Pariadörfer. Und das großartigste: wenn der Mond nicht scheint und die Nacht erhellt, so thun es — man denke, in einem Pariatscheri! — Straßenlaternen!

Da, wo erst das Tscheri stand, ist ein schöner Park, der Peoples-Park, angelegt worden, der als öffentlicher Erholungs- und Vergnügungsplatz dient und immer mehr eine Zierde der Stadt zu werden verspricht.

Sehr bezeichnend ist übrigens ein Ereignis, welches sich bei der Umsiedelung der Parias in das neue Tscheri zutrug. Im Pudukoteilande ist der Teufelsdienst zu Hause; besonders die Parias dienen, wie überall in Indien, den Teufeln. Einer der von ihnen verehrten Unholde hatte nun seine Wohnung auf einem Baume mitten im alten Tscheri. Die Stadtleute aber wollten den Muni nicht in ihrem Stadtparke haben und wandten sich beschwerdeführend an die Regierung. Ihre Beschwerde hatte den gewünschten Erfolg; denn nach einigen Tagen war ein Anschlag des Ministers am Baume zu lesen, worin dem Muni aufgegeben wurde, innerhalb einer genau bestimmten Frist den Baum zu verlassen, indem es ihm freigestellt sei, seinen Wohnsitz nach Belieben anderswo außerhalb des Weichbildes der Stadt aufzuschlagen. Der Muni muß des Lesens kundig und außerdem ein recht loyal gesinnter Teufel gewesen sein; denn als die Frist verstrichen war und man den Pusari (Teufelspriester) befragte, ob der Muni der behördlichen Verfügung nachgekommen sei, konnte dieser es bejahen. So sind denn die Stadtleute den Teufel glücklich losgeworden, dank dem energischen Vorgehen der Regierung, und die Parias haben ihren Teufel glücklich wieder, da er sich im neuen Tscheri niedergelassen hat, wo ihn hoffentlich der Laternenschein nicht hindert, sein lichtscheues Wesen zu treiben.

Der junge Radscha stand bis zu seiner Mündigkeit unter der Regentschaft des Diwan und der Vormundschaft eines Guardian und hatte einen englischen Erzieher, Mr. Crosley; vielleicht ist es dem Einflusse des letzteren mit zuzuschreiben, daß aus dem jungen Manne nicht das wurde, was man vermutete und wünschte, nämlich ein eifriger Freund und Gönner der Brahmanen, ein willenloses Werkzeug in ihren Händen. Im Gegenteil, er ist ihr abgesagter Feind und haßt und verachtet sie so herzlich, wie man nur jemand hassen kann.

Was seine äußere Erscheinung betrifft, so ist auch er unnatürlich korpulent, so daß wer ihn sieht, es nicht glaubt, daß er noch so jung ist. Auch er ist wie sein Großvater nicht von hoher Statur, aber nicht so lächerlich klein, wie dieser war. Er kleidet sich geschmackvoll nach europäischer Weise und giebt hellen, enganliegenden Kleidern aus Wollstoff den Vorzug. Auf der obligaten Goldkappe trägt er als Zeichen seiner Würde die goldene Hahnenfeder. Feines und taktvolles Benehmen und sicheres Auftreten, ein angenehmer Zug von Geradheit und Offenheit in dem feinen Gesicht machen ihn zu einer sympathischen Erscheinung. Im Gespräch ist er ganz das Gegenteil seines Großvaters; obwohl er ein völlig reines, in Aussprache und Accent tadelloses korrektes Englisch spricht und es ihm an Unterhaltungsgabe nicht mangelt, redet er sehr wenig, und was er sagt, das sind keine solche geistlosen Fragen, wie der alte Radscha sie an seine Besucher zu richten pflegte.

Über seinen inwendigen Menschen läßt sich zur Zeit noch kein abschließendes Urteil geben. Zwar hat er selbst bekannt, er glaube nicht an den heidnischen „Humbug“; aber in auffallendem Kontraste zu dieser Äußerung steht die Thatsache, daß er dem Herkommen entsprechend bei Götzenfesten mit in der Prozession einherschreitet und die Ketten des Götzenwagens, wenn auch nicht mit spannen hilft, so doch mit anfaßt.

Im übrigen macht er aus seinem Herzen keine Mördergrube, sondern sagt es, ohne sich ein Blatt vor den Mund zu nehmen, daß er die Brahmanen für abgefeimte Volksbetrüger hält. Überhaupt scheint er sich, dank der englischen Erziehung, von dem Banne des Kastenvorurteils völlig frei gemacht zu haben, und großes Aufsehen erregte es im Anfang, daß er sich bei seinen Ausfahrten, wenn er nicht selbst kutschierte, ruhig neben seinen „unreinen“ Kutscher auf den Bock setzte, ohne sich hernach durch Waschungen und Gebete von der widerfahrenen „Befleckung“ zu reinigen. Ähnlich verhält er sich auch sonst alten Sitten und Gebräuchen gegenüber. Dem Hindu ist

Digitized by Google

alles, was durch das Herkommen, den „Brauch“, geheiligt ist, unantastbar. Der Radscha aber lebt ganz nach seinem Geschmack und seiner Bequemlichkeit; was ihm an dem alten Kram nicht paßt, wirft er über Bord. Das ist den Brahmanen natürlich ein großer Greuel und Anstoß.

Was haben sie sich für Mühe gegeben, den jungen Fürsten für sich zu gewinnen, mit Sehnsucht an die schönen Zeiten unter dem vorigen Radscha zurückdenkend, wo das Wort aus dem Gesetz Manus noch im Lande galt: „Der König ist Herr über alle, nur nicht über die Brahmanen“; „ein König, welcher Brahmanen als Beirat hat, wird glücklich sein, und kein Unglück wird ihn treffen.“ Aber alle Mühe war vergebens, und nun heißt es im Rate der Brahmanen: „O schöne Zeit, o selge Zeit, wie liegst du fern, wie liegst du weit!“ Weil der Radscha während seiner Minorennität an dem Hausgesetze der Tondimans nichts ändern konnte, und sonach verpflichtet war, die Brahmanen zu erhalten und an bestimmten Festtagen, besonders an seinem Geburtsfest 8—14 Tage lang alle im Lande ansässigen und von auswärts zuwandernden Brahmanen zu speisen, so blieb ihm während jener Zeit nichts anderes übrig, als diese Schmarotzer nach altem Herkommen zu füttern. Die ärmsten erhielten täglich 1 Maß Reis, etwas ausgelassene Butter und fünf Ammenpfennige (3 Pfennige wert), und so ging es bis hinauf zum Diwan, welcher täglich 24 Maß Reis nebst der dazu gehörigen Butter und 1 Rupie in Geld zu fordern hatte. Das verursachte natürlich bedeutende Ausgaben, und es ist bei der uns bekannten Gesinnung des Radscha nicht zu verwundern, daß neuerdings die Mahlzeiten immer kärglicher bemessen wurden und wohl die Zeit nicht ferne ist, wo der alte Zopf ganz beseitigt wird.

Den letzten verzweifelten Versuch, einen Einfluß auf den Radscha und seine Erziehung auszuüben, machten sie im Jahre 1891. Des Diwans Wunsch war es, daß der junge Radscha eine seiner späteren Stellung entsprechende gründliche wissenschaftliche Ausbildung — natürlich nach brahmanischem Geschmack, erhalten möchte. Durch die hierbei in erster Linie mit in Frage kommenden Sanskritstudien hofften die Brahmanen ein geeignetes Mittel in die Hand zu bekommen, den Fürsten in brahmanischem Geiste wirksam zu beeinflussen.

Die Art und Weise, wie der Erzieher des Fürsten seine Aufgabe auffaßte, behagte nun den Brahmanen ganz und gar nicht. Nur die Zeit von 11—1 Uhr mittags wurde mit Lesen zugebracht, und zwar wurden fast nur englische Romane gelesen. Statt der sonst noch vorgeschriebenen Unterrichtsstunden setzte Mr. Croßley, was sowohl für ihn als für den Radscha bequemer und amüsanter war, „mit Rücksicht auf die Korpulenz des letzteren“ „Bewegungen im Freien“ auf den Stundenplan. So wurden denn alltäglich die Marställe besichtigt, im nahen Dschangel Jagden abgehalten und morgens und abends Ausfahrten veranstaltet.

Nach der abendlichen Ausfahrt folgte dann im königlichen Lustgarten eine Partie Lawn Tennis und von 6 Uhr ab eine Abendunterhaltung im Hause des Herrn Croßley, wo konversiert, Billard und Guitarre gespielt wurde (der Radscha ist musikalisch sehr begabt). Das war eine für den Radscha sowohl wie für seinen Erzieher gewiß höchst angenehme, fidele Erziehungsmethode, aber den Brahmanen behagte sie nicht, und als alle ihre abendlichen Besuche beim Radscha, trotz aller schönen Worte, welche sie aufwandten, nichts ausrichteten, wandten sie sich, d. h. der Diwan auf Drängen der Brahmanen, an die Regierung. Die Beschwerde hatte Erfolg, aber freilich nicht den gewünschten und erhofften. Wohl konnte und wollte man den verdienten Diwan nicht ganz vor den Kopf stoßen, deshalb wurde verfügt, der Radscha sollte fortan jeden Tag 1½ Stunden in Algebra, Zeichnen und Sanskrit unterrichtet werden. Gleichzeitig jedoch wurde verfügt, daß die Erziehung des Radscha fortan ausschließlich Sache des Herrn Croßley sein sollte. Der Radscha hatte Lust und Talent zum Zeichnen, und so wurde denn jeden Tag eine Stunde lang flott gerechnet und gezeichnet; für Sanskrit aber konnte sich Herrn Croßleys Schüler nun einmal nicht begeistern, zumal da er sich hierbei im besten Einvernehmen mit seinem Lehrer befunden zu haben scheint, der seine Antipathie teilte.

Daß der junge Herrscher sich von dem Einflusse der Brahmanen losgemacht hat, ist für ihn und für das Land gut. Es

Digitized by Google

steht nur zu befürchten, daß er unter Herrn Croßleys Leitung nicht genügend vor der Neigung zur Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht bewahrt worden ist und daß an ihm das Sprüchlein seine Wahrheit bewährt: „Was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmer.“ Den Engländern kann das so nur lieb sein, sie brauchen solche Leute auf ihren indischen Königsthronen, Schattenkönige, die nicht imstande sind, ein energisches, kluges und zielbewußtes Regiment zu führen und sich vielleicht später einmal bei günstiger Gelegenheit in unliebsamer Weise zu emanzipieren und das ihren Vorfahren entrissene Recht wieder zurückzufordern. Sonst würde es die Regierung schwerlich geduldet haben, daß der Radscha in den für seine Ausbildung wichtigsten Jahren seine Zeit mit so vielen nebensächlichen und unnützen Dingen vergeudete.

Die Majorennitätserklärung und der Regierungsantritt des Radscha erfolgte im November 1894 und fand nach einem bis ins einzelne vorher festgesetzten und bekannt gegebenem Programm statt, sogar die vorgeschriebenen Freudenrufe des im Palasthofe versammelten Volkes. Die ganze Feier war von Staats wegen veranstaltet, und so ließ die Ausschmückung und Illumination der Stadt zu wünschen übrig. Zu dem im Palasthofe errichteten Pavillon hatten nur die höheren Beamten des Staates Zutritt. Es zeigte sich bei der Gelegenheit dieses Festes so recht, wie wenig patriotisch das Volk von Pudukotei ist und wie wenig es sich aus seinem Radscha macht. Sie hatten ja ganz recht — Steuern müssen sie so wie so zahlen, mag im Lande regieren, wer will.

Unter Kanonendonner hielten der vorige Gouverneur von Madras, Lord Wenlock, und der Radscha ihre Einfahrt in den Palasthof und wurden im Pavillon von den Versammelten ehrfurchtsvoll begrüßt. Nach kurzer Unterhaltung mit dem Radscha hielt der Gouverneur folgende Ansprache.

„Es gereicht mir zu großer Freude, heute persönlich hier zugegen sein zu können, um nach Beschluß der Indischen Regierung Eurer Hoheit die Verwaltung des Pudukoteistaates zu übertragen. Mit dem heutigen Tage endet die Zeit Ihrer Minderjährigkeit, und indem ich Ihnen die Regierung des Landes übergebe, wünsche ich von Herzen, daß Ihnen langes Leben beschieden sei, damit Sie die Vorzüge Ihrer hohen Stellung voll genießen können. Möge Ihre Regierung sich durch Weisheit und Klugheit in Ihrer Verwaltung auszeichnen. Die geringfügigen Einschränkungen und Bedingungen, welche, wie Eure Hoheit wissen, die englische Regierung sich noch vorbehalten hat, werden Sie, wie ich hoffe, desto eher in den Stand setzen, etwaige Schwierigkeiten, die sich im Anfang Ihnen in den Weg stellen dürften, zu überwinden. Die Erbschaft, welche Sie heute antreten, war vor 20 Jahren finanziell und in anderer Hinsicht dem Ruin nahe. Jetzt ist die Lage der Dinge eine wesentlich andere.

Es wird Ihnen ein Staat übergeben, welcher nicht nur schuldenfrei ist, sondern noch Ersparnisse von 300 000 Rupie aufweisen kann, noch dazu mit der Aussicht, durch sorgfältige Verwaltung wachsende Einnahmen erzielen zu können. Überall finden sich wesentliche Verbesserungen. Jeder Zweig der Verwaltung ist mehr oder weniger umgestaltet. Die Einkünfte haben sich vermehrt, die Verkehrswege sind in vortrefflichem Stande, die Hauptstadt ist mit neuen öffentlichen Gebäuden geziert. Alles dies haben Sie der unermüdlichen Arbeit und Pflichttreue des Ministerregenten, des Herrn Seschia Sastri, zu verdanken. Er ist einer der hochbegabten Leute, die aus der englischen Hochschule hervorgegangen sind und von denen viele hervorragenden und ehrenvollen Anteil an Staatsgeschäften genommen haben. Herr Seschia Sastri wurde im Jahre 1878 zum Minister ernannt, und nachdem er Ihrem Großvater bis zu dessen 1886 erfolgtem Tode treu gedient, hat er mit großer Begabung und anerkennenswerter Treue und Ehrenhaftigkeit für das Wohl des Pudukoteistaates weiter gearbeitet. Der Erfolg seiner unermüdlichen Arbeit ist so außerordentlich gewesen, daß der Staat, der zur Zeit seines Amtsantritts fast eine Ruine war, jetzt ein blühender Staat ist. Nach einer langen und mühevollen Arbeit im Staatsdienste legt Seschia Sastri jetzt sein Amt nieder, um eine wohlverdiente Ruhe zu genießen. Ich halte dafür, daß Eure Hoheit ihm großen Dank schulden, und habe mit Befriedigung vernommen, daß Sie gewillt sind, bei seinem Rücktritt der

Digitized by Google

Wertschätzung des Ihnen geleisteten Dienstes in geeigneter Weise Ausdruck zu verleihen.

Ich hoffe ferner, daß sein Nachfolger, Herr Vedanta Tscharlu, unter Ihrer Anleitung und Aufsicht die weiteren Verbesserungen, zu denen der Grund vom Ministerregenten gelegt, fortsetzen und zu Ende führen wird. Es steht ja nicht zu erwarten, daß 16 Jahre auch sorgfältigster Verwaltung hinreichen, alle nötigen Verbesserungen durchzuführen. Die unzweifelhaften Fähigkeiten und Kenntnisse, sowie die an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen des neuen Ministers werden Ihnen in der Verwaltung des Staates von größtem Nutzen sein.

Eure Hoheit übernehmen aber auch heute eine große Verantwortung, denn das fernere Gedeihen eines blühenden Staates, sowie das Wohl und Wehe von fast 400 000 Menschen wird Ihrer Sorge anvertraut. Ihre Vorfahren haben mit zur Gründung des englischen Kaiserreiches in Indien beigetragen, da sie unserer Armee halfen beim Kampfe mit den Franzosen um die Oberherrschaft, in welchem die Belagerung Tritschinapallis im Jahre 1752 eine große Rolle spielte. Sodann haben sie uns beigestanden, als Haider Ali Khan uns angriff und endlich, als äußere Feinde uns nicht mehr bedrohten, haben sie uns wesentliche Dienste geleistet bei der Unterdrückung von Empörungen im jetzigen Mädureibezirke. Die Zeiten des Krieges und Blutvergießens sind jetzt, soweit Südindien in Betracht kommt, glücklich vorüber, ohne daß wir eine Wiederkehr desselben zu fürchten haben. Dennoch können Sie auf friedlichen Pfaden das Beispiel Ihrer Vorfahren vor mehr als 100 Jahren nachahmen, indem Sie die englische Regierung durch eine weise und gerechte Regierung des Staates, dessen Verwaltung Ihnen heute übergeben wird, unterstützen. Ohne Zweifel werden Ihnen bei dieser Arbeit Mühe und Schwierigkeiten in den Weg treten, denn solche bleiben niemandem erspart, der sich mit Staatsgeschäften befaßt; aber wenn — wie ich bestimmt erwarte — Eure Hoheit denselben mit festem Willen, stets recht und gerecht zu handeln, entgegentreten werden, so sind sie zu überwinden. Ich gebe mich sodann der Hoffnung hin, Sie werden nie außer acht lassen, daß meine Regierung an dem Gedeihen, Fortschritt und der weisen Regierung aller der Staaten, die ihr politisch unterstellt sind, das lebhafteste Interesse hat, und daß Sie daher nie zögern werden, beim politischen Agenten Rat und Hilfe zu suchen, wenn sich Ihnen Schwierigkeiten in den Weg stellen. Sie dürfen versichert sein, daß derselbe Ihnen stets bereitwilligst und in ausreichendem Maße zu teil werden wird.

Zum Schluß möchte ich die Gelegenheit wahrnehmen, Eurer Hoheit noch einige Ratschläge zu geben, welche Sie — ich bin dessen versichert — mit der Gesinnung aufnehmen wollen, mit der ich sie Ihnen gebe. Sie haben die Vorzüge einer englischen Erziehung genossen, und ich nehme mit Freuden wahr, daß dieselbe eine Vorliebe für männliche Spiele in Ihnen geweckt hat, ja, daß Sie es in mehreren davon weit gebracht haben, ohne daß diese Ihren andern Studien hindernd in den Weg getreten wären. Ich möchte Sie aber bitten, nie außer Augen zu lassen, daß, wie verlockend die Spiele und Erholungen im freien Felde und anderer derartiger Zeitvertreib auch sein mögen, Ihre Herrscherpflicht immer ihr erster Gedanke sein muß und nie jenem untergeordnet werden darf. Gewiß, jene Spiele sind gut für Leib und Seele und bieten Ihnen auch Gelegenheit, mit eigenen Augen die Verhältnisse Ihrer Unterthanen kennen zu lernen; aber in Zukunft dürfen Sie solchen Zeitvertreib nur als eine Erholung von den Regierungssorgen betrachten, die Sie sich nur gestatten wollen, soweit letztere Ihnen Muße dazu gewähren, aber durchaus nicht als Hauptsache, der andere, hochwichtige Dinge nachgestellt werden dürfen. Hüten Sie sich vor Verschwendung, die zuletzt in Schulden endigt, welche nicht nur Ihnen selbst Sorgen und Verlegenheiten bereiten, sondern, was noch schlimmer ist, auch Ihre Unterthanen unzufrieden machen. Unterdrücken Sie alle Ränke, Unehrenhaftigkeit und Verdorbenheit mit fester Hand ohne Ansehen der Person. Sie werden dadurch sich und Ihre Umgebung beglücken, Ihr Ansehen befestigen und das gute Gewissen haben, Ihrer Pflicht gegen sich und gegen Ihr Volk Genüge gethan zu haben. Zuletzt wollen Sie sich Mühe geben und jede Gelegenheit ergreifen, mit den Einzelheiten der Verwaltung persönlich vertraut zu

Digitized by Google

werden, damit Sie mit eigenen Augen die Sachlage sehen lernen und nicht nur durch die Augen anderer. Es erübrigt noch, Eurer Hoheit zu diesem frohen Tage herzlich Glück zu wünschen und meinen besten Wünschen für fernere Wohlfahrt und Gedeihen des Staates, dessen Verwaltung jetzt Ihrer Hand anvertraut wird, Ausdruck zu geben."

Darauf erklärte der Gouverneur, daß der Radscha mit der Vollmacht zur Regierung betraut sei, ein Salut von elf Kanonenschüssen erdröhnte, und nach Empfangnahme des Staatsschwertes antwortete der Radscha:

„Ew. Excellenz! Ich würdige den Wert der guten Ratschläge, die Ew. Excellenz mir soeben gegeben haben und bin mir der hohen Verantwortlichkeit des mir anvertrauten Amtes voll bewußt. Gestützt auf die Hilfe und den Rat des politischen Agenten soll es mein bestes Bestreben sein, meinen Unterthanen eine gerechte und fortschrittliche Regierung zu sichern. Ich will mich bemühen, ohne Furcht und Gunst zu regieren, ehrenhaft und aufrichtig in allen meinen Handlungen zu sein und mit des Allmächtigen Hilfe und Leitung das Los meiner Unterthanen glücklich und freundlich zu gestalten. Dem Diwan-Regenten, Herrn Seschia Sastri, danke ich für alle Verbesserungen, die er zum Wohle des Staates während der 16 Jahre seiner Verwaltung gemacht hat. Mit Dankbarkeit vergegenwärtige ich mir das unmittelbare und persönliche Interesse, das Ew. Excellenz und Ew. Excellenz Vorgänger an meiner Erziehung genommen haben, sowie der hohen Vorzüge, die mir durch die Ernennung des Herrn Croßley zu meinem Erzieher und Begleiter zu teil wurden. Er hat seine ganze Kraft und Zeit verwendet, mich zur Ausfüllung der Stellung, zu der ich heute berufen wurde, tüchtig und würdig zu machen. Ohne seine bereitwillige Hilfe und gewissenhafte Arbeit wäre ich heute nicht, was ich bin. Mein Bruder und ich schulden ihm großen Dank für alle seine Liebe und väterliche Sorge. Ich bitte Ew. Excellenz, Sr. Excellenz, dem Vicekönig meinen herzlichsten Dank für Sr. Excellenz gütige Botschaft zu übermitteln und Se. Excellenz meiner unwandelbaren Liebe und treuen Ergebenheit, die ich meiner Königin und Kaiserin und allen denen zolle, die unter ihr Macht haben, versichern zu wollen."

Darauf erhob sich der Diwan und sprach:

„Ew. Excellenz und Radscha! Ich war nicht darauf vorbereitet, daß Ew. Excellenz die geringen Dienste, die ich diesem Staate geleistet habe, so anerkennend erwähnen würden, wie Ew. Excellenz soeben gethan. Indem ich dem Staate diente, so gut ich es vermochte, habe ich eben nur meine Pflicht erfüllt. Zu einer Zeit, wo ich mich eigentlich schon von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, war Seine Hoheit, der verstorbene Radscha, so gnädig, mich aufzufordern, die Verwaltung des Staates in einer sehr kritischen Zeit zu übernehmen. Mit Gottes Segen und Hilfe der Madras-Regierung, ohne deren Unterstützung ich nicht imstande gewesen wäre, etwas zu thun, hat die Lage sich jetzt über alles Erwarten gebessert. Ich wünsche von Herzen und weiß mich darin eins mit Ew. Excellenz, daß die gute Ausbildung und vorzügliche Erziehung, die Se. Hoheit, der Radscha, nach Anordnung der Madras-Regierung genossen hat, seiner Zeit gute Früchte tragen, und daß Se. Hoheit, der Radscha, seine Vorgänger in der Regierung des Landes bei weitem übertreffen möge. Ich bin kein großer Redner, und was ich sage, kommt nicht nur über meine Lippen, sondern aus dem Herzen, und solcher Worte sind naturgemäß nur wenige. Ich ergreife die Gelegenheit, durch Ew. Excellenz der Madras-Regierung zu danken, welche so gütig gewesen ist, mir einen Vertrauensposten zu geben, den keiner meiner Freunde erlangt hat, und den ich, wie ich so glücklich war, soeben zu hören, zur Zufriedenheit der Regierung ausgefüllt habe."

In diesen Reden fällt der überaus herzliche Ton, mit dem der Radscha seinem Erzieher dankt, gegenüber den etwas allzukühlen Dankesworten, mit denen er der Verdienste des Diwans gedenkt, sofort auf. Man sieht auch daraus, daß der Radscha kein Freund der Brahmanen ist und daß auch seine Beziehungen zu Seschia Sastri nicht die besten gewesen sind. Der Radscha hält sich nur ganz vorübergehend in Pudukotei auf; den größten Teil des Jahres bringt er in Tritschinapalli in der Villenkolonie Kodaikanel auf den Palnibergen zu, wo er viel englische Gesellschaft findet.

Digitized by Google

Auch reist er sehr viel und beabsichtigt, nachdem er bereits in Bombay und Kalkutta bei dem Gouverneur und Vicekönig zur Audienz war, sogar eine Reise nach Europa zu machen.

Die sogenannten „Ratschläge" des politischen Agenten, von denen in der Rede des Gouverneurs die Rede ist, sind natürlich so gut wie Befehle, denen er Gehorsam leisten muß. Auch sonst hat der Radscha vorläufig, obwohl pro forma alles in seinem Namen erlassen wird, keinerlei direkten Einfluß auf die Regierung, sondern die Regierung hat sich in den erwähnten „geringfügigen Einschränkungen und Bedingungen" völlige und allgemeine Aufsicht über sämtliche Staatsangelegenheiten, besonders auch über Anstellung und Entlassung von Staatsbeamten vorbehalten, und bewilligt dem Radscha außer seinem festgesetzten reichen Jahresgehalt nur dann aus den Einkünften des Staates einen besondern Zuschuß, wenn dessen Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit nachgewiesen ist. Das sind

Hakenschwingen in Pudukotei.

lauter unbequeme Einschränkungen, die aber nur zum Segen des jungen Fürsten und des Landes dienen können. Wenn er sich bewährt und hält, was er versprochen, wird man ihm mit der Zeit schon größere Rechte und Freiheiten gewähren.

Geht man zur Zeit des Moharramfestes, des mohammedanischen Karnevals, abends durch die Straßen von Pudukotei, so wird man häufig Zeuge von allerlei originellem Mummenschanz und interessanten, zum Teil freilich auch scheußlichen Spielen. Da begegnet einem wohl eine Schar weiß angemalter und als Europäer verkleideter Eingebornen, sowie bei uns beim Fasching künstliche Kamerunner umherstolzieren. Sehr interessant sind die Lanzenspiele und Schwertertänze, welche die Leute aufführen. Eine große versammelte Volksmenge, aus deren Mitte hölzerne Lanzen hervorragen, leuchtende Fackeln und ohrenbetäubendes Trommelgerassel zeigen uns schon von weitem an, was los ist.

Erst treten eine Anzahl Knaben mit hölzernen Lanzen auf und schlagen weidlich aufeinander los, die hageldicht fallenden Hiebe vortrefflich parierend, obwohl sie sich fortwährend in hüpfender und springender Bewegung befinden. 6—8 Männerpaare

Digitized by Google

setzen dieselbe Übung mit noch größerer Geschicklichkeit fort, bis endlich eine ganze Anzahl mit spiegelblanken Reitersäbeln bewaffneter Gesellen auftritt, die alsbald, aufeinander losspringend und sich wieder zurückziehend, zu zwei und drei einander gegenüberstehend, ein hitziges Scheingefecht eröffnen, welches ein sehr schönes, interessantes Schauspiel bietet, nicht nur wegen der Kraft, Lebendigkeit und Eleganz der Bewegungen, sondern auch wegen der wunderbaren Lichtreflexe, welche das helle Mondlicht auf den spiegelblanken Klingen hervorruft, besonders am Schlusse, wo sie wie auf ein gegebenes Zeichen ihre Waffen zu einer blitzenden Rosette über ihren Häuptern vereinigen. Den Beschluß freilich bildet ein höchst widerliches, empörendes Schauspiel. Zwei als Tiger bemalte, fast ganz nackte Kerle fassen einen in den Kreis hereingelassenen schwarzen Ziegenbock unter wütendem Gebrüll mit den Zähnen im Genick und schleudern ihn ohne Unterstützung der Hände über den Kopf hinweg mit Gewalt zur Erde, indem immer einer dem andern das Tier aus den Zähnen zu reißen sucht. Das setzen sie unter dem Jauchzen der Menge eine Zeit lang fort, bis sie endlich das aus den durchbissenen Halsadern quellende hellrote Blut gierig aufsaugen.

Auch das sogenannte sedhil kuttel (Hakenschwingen) findet in Pudukotei öfter statt, um dadurch „Regen zu machen".

Dasselbe ist ein überaus barbarischer Brauch. Auf einem plumpen Karren, mitunter auch im Erdboden festgerammt, erhebt sich ein starker Pfosten, der in eine hölzerne oder eiserne Gabel endet. In dieser Gabel ist ein langer Hebebalken befestigt, dessen längeres, schwächeres Vorderende sich durch einen Druck auf das stärkere, beschwerte Hinterende hoch in die Luft schnellen läßt. Die starken eisernen Haken, welche vom Ende des Balkens an Stricken herabhängen, werden den freiwilligen Opfern der Ceremonie durch die Rückenmuskeln gestochen und die frei in der Luft schwebenden Leute dann unter wildem Lärmen auf und nieder, hin und wieder geschwungen, während der Wagen, auf den holprigen Wegen durch den Ort gefahren, durch seine Stöße den Beklagenswerten schreckliche Qualen verursacht. Oft reißen die Haken durch und der Gehenkte stürzt hoch aus der Luft herab. Viele haben dabei das Leben eingebüßt oder sind doch zeitlebens zu Krüppeln geworden. Auch aus der Provinz Mâdurei wurde letzthin wiederholt von derartigen Schwingfesten berichtet, trotzdem die Regierung sich die Ausrottung dieses rohen Brauches mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln energisch angelegen sein läßt.

Damit nehmen wir von dem Ländchen des Tondiman Radscha von Pudukótei Abschied.

Digitized by Google

D. Die südlichen Distrikte.

Nach Madurei, der Perle des Südens.

Wie zog's mich von den grünen Palnihöhen
Ins tiefe Land, die Königsstadt zu sehen,
Minatschis Lotosteich, der Tempel Pracht.

Die geräumige, im Nordwesten von den Palnibergen und einem Teile der Aneimaleiberge ausgefüllte, im Südosten ebene und von größeren und kleineren Flüssen durchzogene Provinz Mädurei grenzt im Westen an das Königreich Tiruwankôdu, im Nordwesten an Koimbatur, im Norden und Nordosten an Tritschinapalli, Pudukôtei und Tandschaur, im Süden an Tirunelweli und im Südosten an die Palksstraße und den Golf von Manaar. Eine Landzunge streckt sich in der Mitte der Küste, gegenüber der Insel Pamben weit ins Meer hinaus. Im Süden dieser Landzunge und weiter nach Westen hin sind der Küste eine Menge kleine Inseln vorgelagert. Die größte derselben ist die am weitesten östlich gelegene, die schon genannte, der Landzunge bei Ramnad im Osten vorgelagerte Insel Pamben, von der sich eine doppelte Reihe von Felsklippen, die sogenannte Adamsbrücke, ein deutliches Zeichen des früheren Zusammenhangs der Insel Ceylon mit dem Festlande, bis zu der Ceylon vorgelagerten Insel Manaar hinüberzieht, die dem Golf von Manaar den Namen gegeben hat. Die Nordspitze von Ceylon und besonders die Insel Dschaffna, die vor derselben liegt, gehören noch mit zum Tamilsprachgebiete.

Die Provinz Mädurei, engl. Madura, ist eine der größten des Tamillandes; Berge, Thäler, Hügel und weite Ebenen wechseln hier in bunter Mannigfaltigkeit ab.

Der ganze Nordosten des Distrikts, die Hälfte des gesamten Areals, ist gebirgig. Die Palni- und Aneimaleiberge erheben sich zu der ansehnlichen Höhe von 2 400 Meter und bieten mit ihren schönen Wäldern und Maisfeldern, mit ihren blühenden Bäumen und rasenbedeckten Hügeln einen sehr wohlthuenden Anblick, wenn man aus der heißen, versengten Ebene kommt, so daß man die Beschwerden des Transports bis zur Gesundheitsstation Kodeikanel — 30 Meilen im Ochsenkarren und 12 Meilen auf dem Tragstuhl oder auf dem Rücken eines Pony — gern vergißt. Zu Fuße das Gebirge zu besteigen, verbietet dem Europäer die Sonne.

Auch das Tierleben ist in den Bergen ein sehr mannigfaltiges; Elefanten, Bären, Hyänen und Leoparden bevölkern die Berge, wenn auch nicht mehr so zahlreich, wie in früheren Zeiten, da der hohe Preis, welchen die Regierung auf ihren Kopf, resp. auf ihr Fell als Schußprämie gesetzt hat, ihre Reihen sehr gelichtet hat. Farbenprächtige Papageien, Tauben und Raubvögel wiegen sich in den Zweigen und in den Lüften, und glänzende, schönfarbige, oft handgroße Schmetterlinge umgaukeln die Blütenkelche.

Die frische, frühlingsartige Luft dieser Berge wirkt wunderbar auf die von der

Digitized by Google

Hitze ausgemergelten Europäer, welche sich immer zahlreicher auf den wenig bewohnten Höhen ansiedeln. Solch eine neue Ansiedelung, die Erwähnung verdient, ist das schon genannte Kodeikanel, ein noch ziemlich junges Sanatorium, mit drei Kirchen. Auch ein stiller, tiefer Bergsee, von Hügeln umkränzt, ist in der Höhe von 7000 Fuß vorhanden, umgeben von den Villen der Engländer und bedeckt mit leichten Booten. Die am Ufer entlang führenden gutgehaltenen Wege sind immer belebt, und Wettfahrten der Engländer auf dem einige Meilen im Umfang haltenden See sind während der Saison an der Tagesordnung. Einst war die Hochebene auf den Bergen ganz öde und unbebaut, jetzt, wo die angepflanzten schönen Waldungen auch da oben vortrefflich gedeihen, ist sie reich an landschaftlich schönen Punkten.

Nach der Volkszählung von 1891 hatte Kodeikanel 1743 Einwohner, darunter viele sog. Eurasier oder Ostindier (Halbeuropäer)

Kodeikanel (Palni).

und 753 Christen. Einen großen Teil der Bevölkerung machen die Europäer aus, die sich ihrer Gesundheit wegen während der heißesten Monate des Jahres da oben niederlassen, Kollektoren, Richter, Geistliche, Offiziere, Ingenieure, vor allem auch Missionare. Im April zählt man unter den Sommerfrischlern, die man hier mit Recht so nennen kann, gegen 100 römische Priester und Nonnen und gegen 200 protestantische Missionare und Kapläne mit oder ohne Familien.

Gewöhnlich verläßt man auf einer kleinen Station der Südindischen Eisenbahn, mit Namen Amajanajakannu, den Zug, und fährt im sogenannten Transitbandi, dessen Ochsen alle zwei Wegstunden gewechselt werden, nachdem ein Hornsignal die Ankunft des Wagens schon von weitem gemeldet, auf schöner von dichtschattigen Banianen überwölbter und deshalb von vielen Affen belebter Straße über Perijakullam (= Großteich), wo ein großer, vielbesuchter Reisebungalow steht, bis nach Topi, von wo aus der Aufstieg zu den Bergen, die wie ein blauer Riesenwall sich in unmittelbarer Nähe auftürmen, teils hoch zu Rosse, teils auf den Schultern geübter Träger in einer Art Palankin, einem überdeckten langen Korbe mit Vorhängen und Tragstangen, hier Dholli genannt, erfolgt. Nachdem die erste Be-

Digitized by Google

fangenheit überwunden ist, welche der ungewohnte Transport verursacht, bietet der Aufstieg einen hohen Genuß, wegen der wunderbaren Naturschönheiten, welche in maßloser, selbst das an tropische Vegetationsbilder gewöhnte Auge entzückender Fülle sich überall bieten. Denn kann hat man den Gürtel von niedrigem Buschwerk, welcher sich um den Fuß der Berge breitet, im Rücken, so betritt man den herrlichsten tropischen Wald, in dessen Räumen die schlanken, im leisesten Windhauche sich flüsternd neigenden Bambusgarben und die von zahllosen Affen belebten Banianen mit hundert anderen prächtigen, teils durch ihr schönes Laub, teils durch ihre Blütenpracht das Auge entzückenden und mit reichblühenden Lianen und Creepers bedeckten Tropenbäumen und zahllosen am Boden und aus den Felsritzen wuchernden Kräutern und Stauden um den Preis der Schönheit wetteifern. Hie und da thut sich wohl auch einmal ein freier Ausblick auf eine steil abfallende oder sanft abgedachte baumlose Berghalde auf, die von Rosen und Lilien und anderen prächtigen Blumen bedeckt einen reizenden Anblick gewährt, dessen eigenartige Schönheit mit nichts zu vergleichen ist. Wenn nicht der schmale, oft kaum eine Meile breite und stellenweise nur mühsam dem jäh abstürzenden Felsen abgerungene Weg, der in vielen Kurven und Windungen aufwärts führt, und das ewige Schwanken des Palankins auf den Schultern der eintönig singenden Träger den Genuß etwas beeinträchtigte, so würde der Aufstieg auf diesem oft an Alpenpfade erinnernden Wege ein unbeschreiblicher Genuß sein, zumal da hier oben trotz der auch hier noch brennenden Sonne doch schon eine ganz andere Luft weht, als unten im Glutofen der Ebene, die braunrot und in freundartig schönem Farbenspiele sich in der Tiefe ausbreitet. So ist man froh, wenn endlich der letzte schwindelnd steile Anstieg überwunden ist und die freundlichen Häuser von Kodeikanel auftauchen.

Die Hügel um Kodeikanel sind mit blumigen Rasenteppichen bedeckt, und man findet Obstgärten mit einer Fülle der schönsten großen Birnen, die ungepflückt hängen bleiben, bis sie überreif von selbst ins Gras fallen, dazu Wiesen, auf denen große Kuhherden bis an den Bauch im Grase gehen, ein ganz ungewohnter Anblick für die Bewohner der Tiefebene. Die in der Ebene lange vermißten Blumen der Heimat, Nelken und Rosen von allen Gattungen und Farben, Georginen und Begonien, dazu auch die lang entbehrten heimatlichen Gemüse, wie Bohnen, Erbsen, Möhren, Rüben, Beten, Kohl und Kartoffeln begegnen uns hier oben in den Gärten, und neben den Bäumen der fremden Erde und den hohen Farnbäumen, in deren Schatten wir wandeln, werden wir Eichen, Tannen und Cedern, blühende Apfel- und Birnbäume gewahr. In den Lüften aber schmettert die Lerche, und aus der dunkeln Tiefe des Urwaldes läßt der „flötende Schulknabe“, wie die Eingebornen einen dort hausenden, nachtigallartig singenden Vogel nennen, in kurzen Abſätzen seine süße Stimme ertönen. Solchen Gesang hört man in der Ebene nicht. Auch die Schlangen und Skorpionen und weißen Ameisen und sonstigen lästigen pätschies (Ungeziefer) der Ebene fehlen hier oben. Dafür sind freilich andere Störenfriede vorhanden; der „Herr des Gebirgs“ und seine vierfüßigen Genossen sorgen dafür, daß man sich des Nachts nicht aus dem Hause wagt. Wie riesige graue Pfeiler ragen die von mächtigen Höhlen erfüllten Felsen empor und gewähren mit den rauschenden, rasch zu Thale eilenden Bächen und klaren, nie versiegenden Flüssen und den oft über 100 Fuß hoch herabstürzenden majestätischen Wasserfällen (z. B. Silberkaskadenfall, Bärendickichtfall, Feenfall, Schlangenfall) ein Bild voll lebendiger Abwechslung und eigentümlichen landschaftlichen Reizes. Der höchste Berg der Palnis (8000 Fuß) ist der nahe bei Kodeikanel gelegene Perumal, ein mächtiger, nach allen Seiten steil abfallender Felskegel.

Die Thäler und Hügel der Provinz sind fruchtbar und gut angebaut, ja sogar die trockenen, sandigen Ebenen am Meeresgestade bieten durch die dort in reicher Zahl vorhandenen und gut gedeihenden Palmyrapalmen und durch die ergiebige, in den Händen der Regierung liegende Perlenfischerei im Golf von Manaar einen nicht zu verachtenden Ertrag.

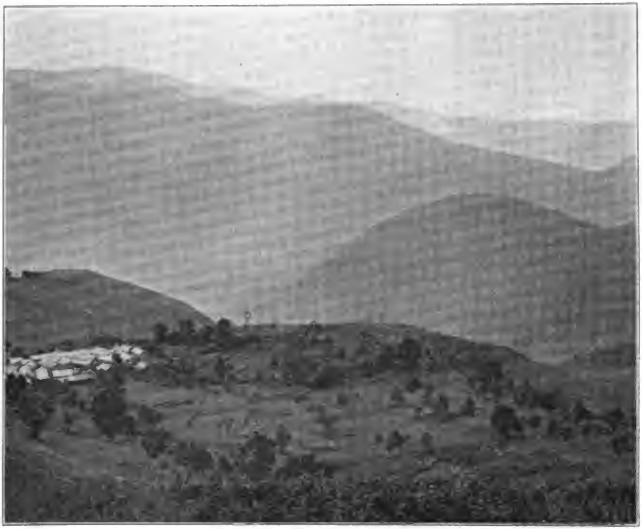
Seine größte Fruchtbarkeit hat das Land in den Ebenen des Weicheiflusses und seiner Nebenflüsse, die, weil

Digitized by Google

aus dem Gebirge kommend, zur Zeit des Monsuns oft gefahr- und verderbenbringende Überschwemmungen herbeiführen, aber auch nie so völlig austrocknen, daß nicht unter ihrem weißen Sande noch Wasser zu finden wäre. In anderen Gegenden müssen auch hier große Teiche und Wasserbehälter, deren größter fünf deutsche Meilen im Umfange hat, das Wasser für die trockene Jahreszeit aufsparen.

Das Land ist reich an allerlei Produkten; die Ebenen an den Flüssen sind voll schöner Reisfelder, die gute Erträge geben, und die höher gelegenen Landstriche sind mit Dscholam, dem hoch- und dickschaftigen, kleinkörnigen, indischen Mais und mit mancherlei geringen Getreidearten, Gemüsen und Hülsenfrüchten angebaut.

Die Leute sind in dieser Provinz herzlicher, offener und zugänglicher, als in



Das Bergdorf Bilputti in den Palnis.

anderen Gegenden des Tamillandes. Auch hinsichtlich der Kaste ist man hier nicht ganz so penibel, wie anderwärts, wie überhaupt eine ziemlich große Verschiedenheit in Sitten und Ausdrucksweise hier im Vergleich mit den anderen Provinzen wahrzunehmen ist. Auffallend ist die große Zahl von Mordthaten, Räubereien und Diebstählen, die in dieser Provinz verübt werden, und die Ursachen sind, daß trotz der englischen Polizei die Zuchthäuser fortwährend überfüllt sind, obwohl die schweren Verbrecher gar nicht hier untergebracht, sondern nach Tritschinapalli gebracht werden. Der Galgen von Madurei steht nie lange unbenutzt.

Die Geschichte von Madurei läßt sich ziemlich weit zurückverfolgen, wenigstens für indische Verhältnisse weit. Nichts ist ja unzuverlässiger, als die ältesten Nachrichten über indische Geschichte, die einem riesigen Spreuhaufen gleichen, in dem einzelne wenige Körner verborgen liegen. Aus Jahrhunderten werden da gern Jahr-

Digitized by Google

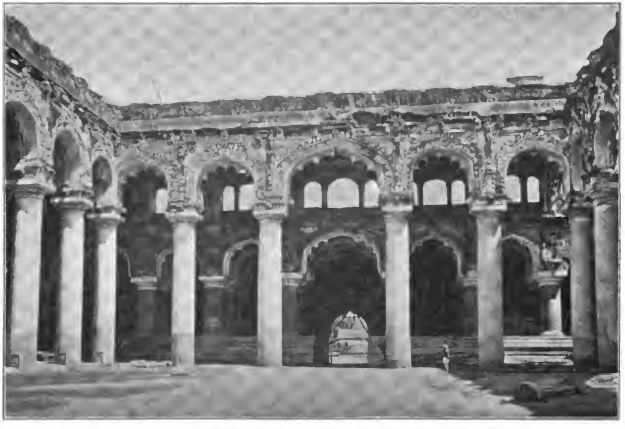
tausende und aus Jahrtausenden Millionen von Jahren gemacht. Wir dürfen also nicht bis in die Zeiten zurückgreifen, wo die fischäugige Göttin Minatschi (Párvati) als Königin in Mádurei regiert und als die Gattin des als Sundira Pandian menschgewordenen Siva den Subramanien geboren haben soll, der als Utkira Pandian Mádurei regierte, wie die Ortslegende von Mádurei erzählt. Aber bis einige Jahrhunderte vor Christi Geburt zurück läßt sich die Mádurei-Geschichte noch verfolgen. Das alte Reich des Pandian im Südosten des Dekhan umfaßte so ziemlich das ganze Gebiet südlich vom Kaweri, wenigstens den größten Teil davon. Römische Münzfunde aus der Kaiserzeit, die in den siebziger Jahren in Mádurei gemacht worden sind, bestätigen die Nachricht des Ptolemäus, nach der die Römer nach Ceylon und auch an den Pandiafürsten Gesandte geschickt haben. Über die Entstehung dieses Pandiareiches, von der ja das bekannte Heldengedicht Ramajana in seinen 48 000 Verszeilen genug erzählt, fehlen zuverlässige Berichte gänzlich; nur so viel darf als ziemlich feststehend angesehen werden, daß von Norden eingewanderte Ackerbauer (Wöllaler?) zuerst das unbebaute Land und seine wilden Bewohner kultiviert haben. Ihr Führer ist vielleicht der erste Herrscher des Reichs gewesen, aus dessen Hause 72 Könige hervorgegangen sind, die in den nahezu 1500 Jahren ihrer Regierung das Land gehoben, das Wohl ihrer Unterthanen gefördert und Künste und Wissenschaften gepflegt haben. Wie erzählt wird, führten sie in ihrem Banner einen Fisch und trugen einen Kranz vom Mimbubaume als Abzeichen ihrer Würde. Die Stadt Mádurei ist von ihnen erbaut worden.

Innere Streitigkeiten um die Thronfolge schwächten im 14. Jahrhundert die Macht des Herrscherhauses dermaßen, daß die Mohammedaner dasselbe an sich reißen konnten. Die Zeit von 1324 bis 1372, während welcher 8 Sultane in Mádurei regierten, war für die brahmanisch-heidnische Bevölkerung eine schwere Zeit. Aber die fanatische Wut und Härte der Mohammedaner vermochte den Götzendienst nicht zu überwinden, wiewohl alle gottesdienstlichen Handlungen der Sivaiten und Wischnuiten, die sich heimlich in Wäldern und Einöden zusammenfanden, aufs strengste untersagt waren und Leben und Besitz der Eingebornen nicht besser bewahrt waren, wie — nach tamulischer Redeweise — „der Blumenkranz in der Hand eines Affen." Das brahmanische Heidentum hat jene Verfolgungen mit einer bewundernswerten Zähigkeit ertragen und überwunden.

Infolge ihrer selbstherrlichen Gelüste wurden die mohammedanischen Sultane von Mádurei vom Großmogul selbst bekriegt und besiegt, und verloren ihre Herrschaft. Es folgten weitere Kämpfe, bis endlich etwa im Jahre 1420 das Geschlecht der Naicker aus dem Telugulande in den festen Besitz der Herrschaft über das alte Pandiareich gelangte. Da dieselben bis zum Jahre 1757 regierten, so ist die Erinnerung an sie im Volke noch ziemlich lebendig, und es kann einem in Mádurei leicht begegnen, daß Bettler, die einen anreden, als captatio benevolentiae die Anrede „Oh Pandia Rädscha, Dharma Rädscha!" (= Pandia-König, Wohlthätigkeits-König!) gebrauchen. Im übrigen gedenkt man ihrer mit mehr Respekt als Liebe und Anhänglichkeit. Die gegenwärtige Zerrissenheit des Landes in eine große Zahl kleinerer Herrschaften erinnert ebensosehr an die Zeit ihrer Herrschaft, als die gewaltigen, aber meist unvollendeten Bauten aus ihrer Zeit, die sich in Mádurei finden, und die im Lande herrschenden unsicheren Verhältnisse. Wie schon angedeutet, kommen fast nirgends in Indien so viele Räubereien und sonstige Verbrechen gegen Leben und Eigentum vor, wie in Mádurei. Wiewohl sie dem Lande einerseits durch die Anlage und den Bau von vielen Teichen, Kanälen, Straßen und Rasthäusern viele Wohlthaten erwiesen, so thaten sie doch andererseits auch dem wüsten Treiben der in ihrem Gefolge eingewanderten Telugu-herren nicht Einhalt, welche ausgedehnte Ländereien von ihnen erhielten, und mit den landeseingebornen Kallern und Máravern als Räuber und Ritter vom Strauch gemeinsame Sache machten. Der bekannteste unter ihnen ist Tirumala Naicken um die Mitte des 17. Jahrhunderts, der, wie die Sage geht, infolge eines Gelübdes eine große Anzahl kolossaler Bauten veranlaßte, die jedoch nicht alle vollendet worden sind. Dem Fürsten von Ramnad, der als Beschützer des Heiligtums von Rameswaram

Digitized by Google

von jeher eine bevorzugte Stellung im Lande eingenommen hatte, und der dem Könige in einem Kriege gegen den Nabob von Meisur wichtige Dienste leistete, wurden von Tirumala Naicken mancherlei Vorrechte und Titel sowie mehrere Ortschaften verliehen. Da nun auch die anderen Lehnsherrn und die einst unterdrückten Häupter der alten Bevölkerung von Mädurei sich mit der Zeit erhoben und mehr und mehr selbständig zu machen suchten und im Osten des Landes das Königreich Sivaganga infolge von Erbstreitigkeiten als Konkurrenzstaat entstand, so ging die Macht der Naicker von dieser Zeit an einem schnellen Verfall entgegen, bis endlich nach dem Tode der letzten Herrscherin aus dem Stamm der Naicker, der Königin Minatschiammal, die von den Mohammedanern hinterlistig gefangen und ins Fort von Trifchinapalli geschleppt wurde, wo man sie grausam verdursten ließ, die Mohammedaner 1737 wieder Herren des Landes wurden. Es folgt eine Zeit lang-



Madurei. Ruinen des Tirumal-Naick-Palastes (Hauptportal von innen).

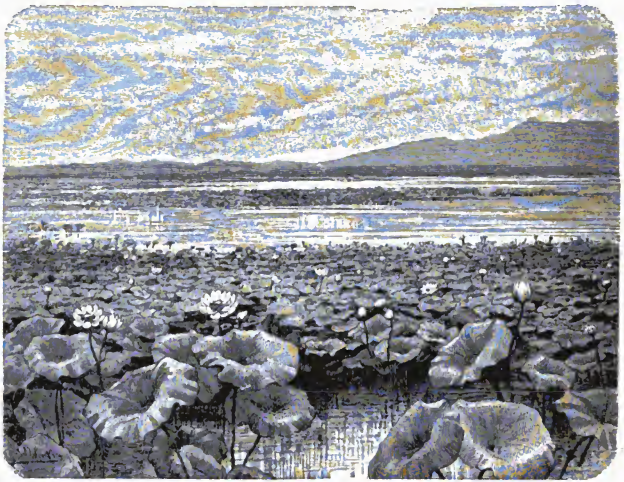
wieriger Kämpfe zwischen Mohammedanern, Mahratten, Engländern und Franzosen um die Oberherrschaft in Südindien, welche sich zum Teile auch im Gebiete von Mädurei, wo währenddessen das Räuberwesen gehörig emporblühte, abspielten. In diesen Kämpfen, aus denen schließlich die Engländer als Sieger hervorgingen, so daß sie gegen Ende des Jahrhunderts Herren von ganz Südindien waren, leisteten die Tondimans von Pudukotei ihnen die schon weiter oben erwähnten wertvollen Dienste, denen sie ihre Selbständigkeit bis auf den heutigen Tag verdanken. Seit jener Zeit ist die Macht der Mohammedaner in Südindien gebrochen. Ramnad war schon 1772 englisch, 1790 wurde die Felsenfeste Dindigal im Norden der Palniberge eingenommen. Sivaganga wurde erst 1799 mit Hilfe der Tondimans unterworfen.

Die Verwaltung des großen Distrikts von Mädurei ist nicht so einfach, als die der anderen Provinzen, da nur ein Teil der Ortschaften und Landstriche direkt unter englischer Regierung stehen, während die alten Fürstentümer, die Besitzungen der im Gefolge der Naicker ins Land gekommenen Teluguherren, noch selbständig sind, wenigstens was die Einkünfte

Digitized by Google

anbelangt. Die Polizei ist englisch, auch gilt im ganzen Lande das englische Gesetz. Die Zemindaren — so heißen die eingebornen Fürsten in Mádurei, haben von ihren Einkünften eine festbestimmte jährliche Abgabe an die englische Regierung zu zahlen. Im ganzen zählt man in der Provinz 24 derartige Zemindaren, von denen Ramnad und Sivaganga die größten sind; die kleinste ist Kilkótei. Der Umstand, daß die Engländer den Zemindaren ihre Einkünfte belassen und ihnen nur eine feste Abgabesumme auferlegt haben, erspart ihnen die Mühe der Steuererhebung im einzelnen, und die Zemindaren ihresteils wissen sich schadlos zu halten, indem sie von den Ackerbauern ein volles Dritteil ihres Bruttoertrages fordern.

Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Außer den ursprünglich im Lande angesessenen Vanniern (Serweikarern), Kallern und Máravern finden sich Sackilis, Kaunder, Wöllaler, Paller, Parias und im Süden und Osten auch Schánar, und zahl-



Lotosblumen.

reiche andere Kasten bis hinauf zu den höchsten. Während in den übrigen Provinzen abgesehen von den Grenzdistrikten überall nur Tamil gesprochen wird, so findet man in Mádurei eine ganze Menge von Dörfern, in denen neben dem Tamil auch Telugu und Kanaresе gesprochen wird.

Die Hauptstadt der Provinz, Mádurei (Madura), das „südindische Athen", gilt als die schönste Stadt der Tamulen; heißt es doch im Volksmunde ausdrücklich: „Wer Mádurei nicht gesehen hat, ist ein kárudei (Esel)." Sie ist regelmäßig und weitläufig am Ufer des Weichei entlang erbaut und hat 76 000 gewerbfleißige Einwohner. Ein indisches Heidenherz findet hier alles, woran es seine Lust hat, mächtige Tempel, wirklich großartig angelegt und mit bewunderungswürdiger Steinmetzarbeit reich geschmückt, herrliche, mit Lotosblumen bedeckte Teiche, Tausende von Götzen und zahllose mythologische Bilder und Skulpturen in Tempeln und Hallen, heilige Schreine und Altäre, Priester und Baia-

deren. Und welch ein Leben in den Straßen der Stadt, wenn ein Götzenfest gefeiert wird! Das wogt und wallt und jauchzt und jubelt und lärmt und schießt, trommelt, tutet und trompetet den ganzen Tag, während reichgeschmückte Elefantenkolosse, prächtige, von Gold und Seide strahlende Götzenbaldachins mit häßlichen aber juwelenüberladenen Götzen die Straßen durchziehen. Außerhalb der Stadt aber, nahe am Flusse, stehen zahllose kleine aber solid erbaute und gut erhaltene Rasthäuser für die Festpilger, die in den offenen, leeren Hallen, deren Wände mit bunten Götzenfiguren bemalt sind, übernachten und abkochen.

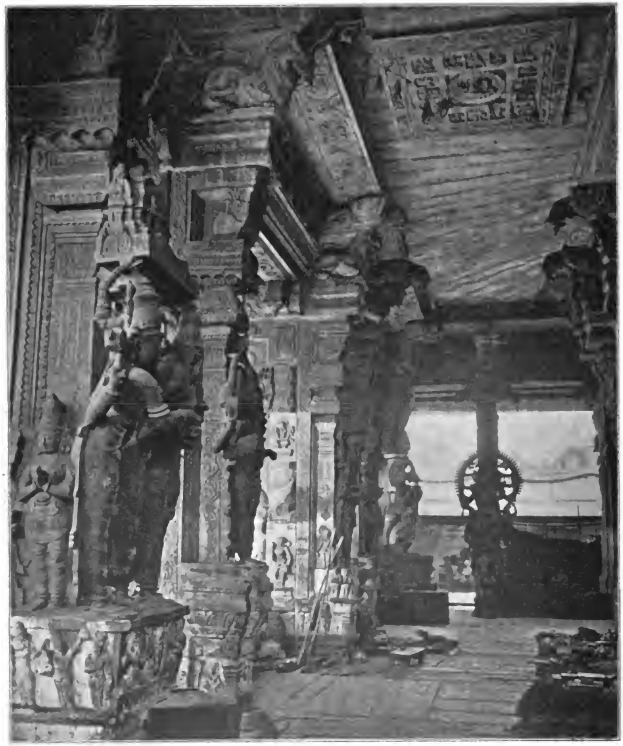
Kommt man mit der Bahn von Norden, so erblickt man schon von weitem die vielen die Häuser der Stadt hochüberragenden, pyramidenförmigen Türme des großen Minatschitempels und des hochragenden Königspalastes, der, früher

Aus dem Pudu-Mandabam in Madurei.

zum Teil verfallen, jetzt Bureaus der englischen Beamten und Richter enthält, nachdem man ihn zum größten Teile restauriert hat. Durch ein großes, hochgewölbtes Thor betritt man den ausgedehnten viereckigen Palasthof, welcher von säulengetragenen Hallen umgeben ist. Der Eindruck, den das Ganze macht, ist ein großartiger, staunenerregender. Der Palast ist ein Werk Tirumala Naickens. Die den ganzen Hof umgebenden, von ganz gewaltigen runden Säulen getragenen Hallen laufen gegenüber dem Eingangsthore in eine große, jetzt prächtig restaurierte Halle mit reich gemalter Decke zusammen. Obwohl die Pfeiler und Bogen unverkennbar mohammedanisches Gepräge tragen, so sind sie doch im übrigen mit lauter echt heidnischen Emblemen ausgestattet, ähnlich wie man es in dem großen Tandschaurpalaste sieht. Besonders häufig erblickt man an Säulen eine mächtige, greifenartige Tierfigur, die auch im Tempel oft angetroffen wird.

Digitized by Google

Wir kommen aber aus dem Staunen gar nicht heraus, wenn wir nun, die langen Bazarstraßen durchschreitend und gleich im Eingangsportale von einem mächtigen Elefanten angebrüllt und kniefällig mit hocherhobenem Rüssel angebettelt, den ungeheuren, etwa aus dem 11. Jahrhundert stammenden Minatschitempel aufsuchen, ein wahres Tempellabyrinth, welches man zu Ehren der fischäugigen Göttin Minatschi und ihres fabelhaften Gatten, des Sokkalingam oder Sokkanathen (Siva) errichtet hat, jenes bereits genannten alten Madureikönigs, der als eine Inkarnation des Siva mit ihr vermählt gewesen sein soll. Da müssen wir zunächst durch ein großes Mandabam, 104 Meter lang und 41 Meter breit, also einen Flächenraum von mehr als 4000 Quadratmetern bedeckend, hindurch, welches aus sechs großen



Inneres des Pudu-Mandabam.

Digitized by Google

Portal des großen Minatschitempels in Madurei.

Digitized by Google

Reihen 25 Fuß hoher dunkelgrauer und meistens aus einem Stück gehauener Granitsäulen besteht, die das schwere Steindach tragen.

Der Erbauer dieses gegenwärtig weniger von Pilgern, als von schreienden und alles mögliche feilbietenden Bazarleuten erfüllten Mandabams, dessen Riesensäulen sämtlich mit Skulpturen bedeckt sind, wie man sie so fein ausgearbeitet an andern indischen Tempeln nur selten findet, ist ebenfalls der König Tirumala Naicken; daher erblickt man auch längs der Säulenreihen die aus Granit gemeißelten Bilder des Königs und seiner sechs Frauen. Vom Mandabam aus gelangt man erst in den von hohen Mauern umschlossenen Tempelhof, und zwar durch einen der vier großen, von hohen Türmen gekrönten Thorwege, welche die vier Seiten der Mauer durchbrechen. Welch ein Irrgarten von Hallen, Gängen, Höfen, großen und kleinen Heiligtümern und sonstigen Gebäuden thut sich da drinnen auf! Neun großartige Türme in dem bekannten abgestumpften Pyramidenstile, mit künstlerisch schön ausgeführten Figuren überladen und reich und prächtig bemalt, erheben sich innerhalb der Mauern.

Niemand, der den Tempel besucht, sollte es versäumen, einen dieser neun Turmriesen zu besteigen, die aus dem rechteckigen Grunde herauswachsend sich langsam nach oben verjüngen bis zu der abgestumpften und etwas gewölbten Spitze; denn einen wunderbareren, eigenartigeren Anblick wird man auf Erden selten haben. Bis zur höchsten Spitze hinauf reichen die Götzenfiguren, die in die steinernen Wände gemeißelt oder auf den vorspringenden Terrassen der einzelnen Stockwerke aufgestellt sind. Die beiden Schmalseiten der Türme laufen oben in eine riesenhafte Teufelsfratze mit großen Glotzaugen, gräßlichem Gebiß und lang heraushängender Zunge aus. Wer den beschwerlichen Aufstieg nicht scheut und an eine der Götzenfratzen auf der Höhe des Turmes sich anklammernd hinausblickt, sieht sich in der That reich belohnt durch den unbeschreiblichen, nur mit der Aussicht vom Tritschifelsen zu vergleichenden und doch wieder ganz anders gearteten Anblick. Die buntbemalten, mit Ornamenten überladenen Turmriesen und, zu ihren Füßen den weiten Tempelgrund erfüllend, die zahlreichen kleineren und ganz kleinen Tempel, die langgezogenen, „tausendsäuligen Hallen“ und schwerwuchtenden Mandabams, die blanken Spiegel der von hohen Freitreppen und Hallen umrahmten Teiche, und zwischen dem allen das bunte Gewimmel der lärmenden und gestikulierenden Menschen, das sich bis weit in die nächsten Straßen hinein fortpflanzt, wo eben eine feierliche, echt indische Prozession herannaht, voran unter einem Baldachin ein Priester, hinter ihm die Elefanten von imponierender Größe, in silbernen Gefäßen das heilige Badewasser für die Göttin herbeitragend, daneben herlaufend und nachfolgend eine Menge Menschen mit allerlei buntem Flitterwerk, Fahnen und Standarten und den verschiedensten anderen Emblemen — man kann sich ein bunteres, lebhafteres Bild nicht denken. Und dann weiterhin der Ausblick über das weit ausgedehnte Häusermeer der Stadt mit ihren flachen, im Sonnenlichte schimmernden Dächern, ihren überall zwischen den Straßenzeilen auftauchenden Kokoshainen, Teichen, Tempeln, Moscheen und Kirchen und der schimmernden Pracht des großen Königspalastes, hinter denen in weiter Ferne die blauen Bergkonturen der Palnis und Aneimaleis auftauchen — man weiß nicht, wo man zuerst hinblicken und wie man alles mit den Blicken umfassen soll. Und steigt man dann wieder aus der sengenden Sonnenglut da oben auf halsbrechenden Stufen hinab in die dunkeln, kühlen Tempelräume, welch ein Gewirr von Menschen, die sich durcheinander und an uns heandrängen, Priestern und anderen Faulenzern und Tagedieben aller Art, von denen jeder dem durei etwas Interessantes zeigen will, um ein Trinkgeld zu erhaschen, etwa die beweglichen, aus Granit gemeißelten Ketten, die drehbare aber nicht herauszunehmende Kugel im Rachen eines jener steinernen Greifen oder Löwen, die großen Säulen, aus deren Körper kleinere, in Zapfen von Stein sich drehende Säulchen ausgemeißelt sind, u. s. w.! Dazu kommt die steinerweichende, nervenerschütternde Musik, die den Götzen Tag und Nacht aufspielt, die große Schar von Steinmetzen und Malern mit ihren Gehilfen, die bald diesen, bald jenen Turm restaurieren oder neuen Zierat an Wänden

Digitized by Google

und auf Simsen anbringen, Männer und Weiber, die Muschelkalk zu feinem Staube zerreiben und mit Eiern und Farbe vermischen. Man ist wie betäubt, wenn man endlich aus all diesem Wirrwarr von Tönen und Gestalten hinauskommt.

Der Tempel ist überreich an kostbaren Juwelen und Schätzen, die einem die Brahmanen auch zeigen, wenn man ihnen zu imponieren versteht. Auch die größten Erwartungen werden durch das, was man zu sehen bekommt, übertroffen, und die leuchtende Pracht der Steine spottet aller Beschreibung. Es wird wohl wenig Arten Edelsteine geben, die hier nicht in reicher Fülle und zum Teil prächtigen Exemplaren zu sehen wären. Für ein herrliches, am Halsband vorn auf der Brust zu tragendes Geschmeide mit großen blauen Steinen soll der Prinz von Wales 1875 vergebens eine sehr hohe Summe geboten haben. Der Zweck aller vorhandenen

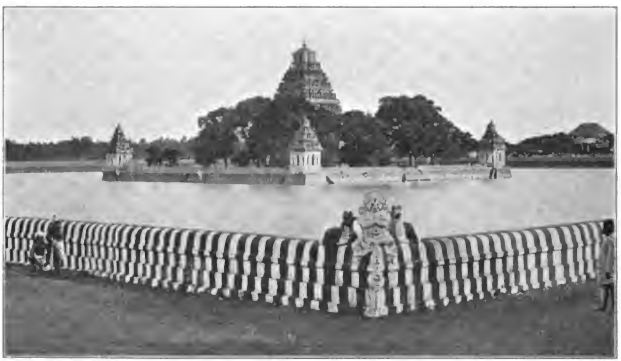
Lutherische Kirche.

Geschmeide und Juwelen ist, an Götzenfesten zur Ausschmückung der Götzenbilder zu dienen. Wer wollte alle die wunderbaren Halsgeschmeide und Arm- und Fußbänder und -Ringe, den reichen Ohrenschmuck aller Art, die goldenen, von edlem Gestein strahlenden Gürtel mit langen Perlenfransen, die mit großen, echten Perlen, Diamanten, Smaragden, Rubinen und Saphiren besetzten kappenartigen Götzenkronen, das dick mit Perlen besetzte Zaumzeug für die künstlichen Pferde und Götzenwagen u. s. w. aufzählen! Man ist ganz geblendet von all dem Schimmer. Ein prächtiges Stück ist auch die große zusammengeringelte und den Kopf aufrecht tragende Brillenschlange aus purem Golde, deren Brillenabzeichen und Augen aus leuchtenden Edelsteinen bestehen, und nicht minder schön und interessant sind zwei angeblich von alten Mädureikönigen herstammende Schmuckstücke, die aus vielen in Gold gefaßten Edelsteinen gebildet einen länglichen, schmächtigen Doppeladler dar-

Digitized by Google

stellen. Der Wert der Sachen ist unberechenbar; viele Perlen haben die Größe einer mäßigen Pflaume. Nimmt man noch die prachtvollen, aus Gold und Seide gewirkten und gestickten Baldachindecken und die in anderen Räumen aufbewahrten großen, aus starkem Silber- und Goldblech hergestellten Elefanten, Pferde, Stiere, Pfauen und Götzen hinzu, die an Festen herumgeführt werden, so kann man sich einen kleinen Begriff von dem Reichtum dieses Tempels machen, und das Sandbscham (d. i. Freude = Trinkgeld), welches die vorzeigenden Brahmanen zuletzt verlangen, ist zu verschmerzen.

Nahe beim Tempel befindet sich eine herrliche Kirche, zu deren Bau ein eingeborner christlicher Advokat allein 80000 Mark geschenkt hat. Die lutherische Missionskirche ist ebenfalls ein schöner Bau, aber bei weitem kleiner. Auch der große, berühmte, oft von Wasserlinsen ganz bedeckte Lotosteich der Minatschi, zu dem man aus den buntbemalten Hallen, die ihn rings umgeben, auf breiten Stufen hinabsteigt, ist sehenswert, schon um der vielen bildlichen Darstellungen aus der Götterwelt willen, welche die weißen Wände der Halle bedecken. Am Ufer dieses Teiches soll die goldene Bank gestanden haben, auf

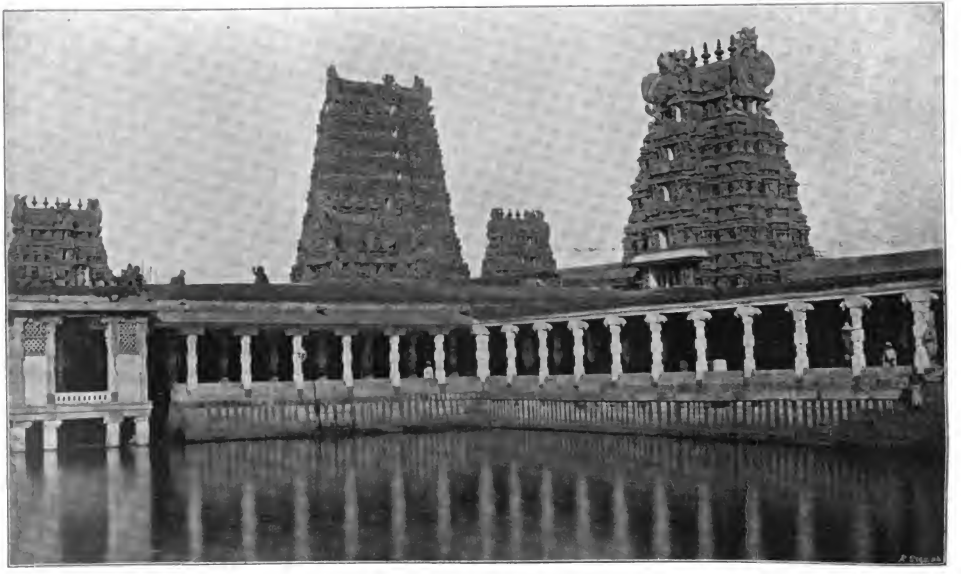


Grabmal eines alten Madurrikönigs im Teppa-Tank.

der die Gelehrten von Mádurei einst über alle neuen Werke der Litteratur zu Gericht saßen. Vor der Stadt liegt ein anderer, 40 Acker haltender und ganz prächtiger Teich, der Teppa-Tank oder Floßteich, schon mehr ein See zu nennen und von rot- und weißgestreiften niedrigen Mauern umgeben, in dessen Mitte sich auf einer mit Bäumen bewachsenen Insel ein altes, aus der Ferne einem Tempelturme ähnelndes Königsgrabmal befindet, das Mausoleum des Tirumala Naicken. Eine hohe Freitreppe mit 12 Stufen führt zum Wasser.

Die Europäer haben ihre Wohnungen im Osten der Stadt, deren Bauart im Innern durch mancherlei Besonderheiten, wie z. B. das Fehlen der Verandas an vielen Häusern, noch an die Mohammedanerzeit erinnert. Nur die lutherische Mission hat ihr schönes, umfangreiches Gehöft im Westen etwa 10 Minuten vor der Stadt, mitten in Reisfeldern, Platanen- und Kokoshainen, an der Kreuzung der nach Tritschinapalli führenden alten Landstraße und einer nach Osten führenden Querstraße. Noch vor wenigen Jahren war der schöne große Missionsgarten trotz des fruchtbaren Bodens eine Einöde, da die vorigen Besitzer die weißblühenden jasminartigen Sträucher weggenommen hatten, mit denen der Platz bestanden war. Die starkduftenden Blüten dieser Sträucher

Digitized by Google



Der „Golden Lily Tank“ im Madurei-Tempel.

Digitized by Google

bilden im Tamillande einen Handelsartikel, da sie allgemein zu den bei festlichen Gelegenheiten gebrauchten Blumenguirlanden verwendet werden. Jetzt ist der Garten schon voll schöner Guavas, Tamarinden, Kokospalmen und aus dem botanischen Garten zu Madras veredelter Mangos und auch sonst fehlt es nicht an schönen Blumen und Nutzgewächsen aller Art, unter denen sich auch der Melonenbaum (Carica papaya) befindet, dessen männliche Exemplare mit den großen Blütenbüscheln ebenso interessant sind, wie die weiblichen mit den fast melonengroßen, fastigen und wohlschmeckenden Früchten.

Auf der genannten, nach Tritschinapalli führenden Straße herrscht trotz der Konkurrenz der Bahn noch ein ziemlich lebhafter Frachtverkehr; ganze Züge von Wagen, mit Baumwolle, Tabak und ordinären Gewürzen beladen, gehen nach Norden, und man hört die ganze Nacht hindurch die ermunternden Zurufe und das laute Singen der Bandikarer, die ihre Ochsen damit antreiben. „Klingt das Lied auch nicht erbaulich, hat's mich doch von Furcht befreit!“; denn die Straßen sind bei Nacht unsicher, wie wir schon bemerkten. Bei Tage rollen wohl auch elegante, ganz europäisch aussehende Equipagen reicher, vornehmer Hindus vorüber.

Im Westen der Stadt, nahe beim Missionsgehöft, wird alljährlich einmal ein eigentümliches Volksfest gefeiert, das Sallikadtufest. Eine ganze Herde Ochsen, deren jeder ein Halstuch mit einer darin eingeknoteten Geldsumme trägt, wird von jungen Burschen unbarmherzig gehetzt, um ihnen das Geld abzujagen. Denn wer im Laufe einem Ochsen das Tuch abreißt, darf es behalten. Es kommen häufig Unglücksfälle bei diesen Festen vor.

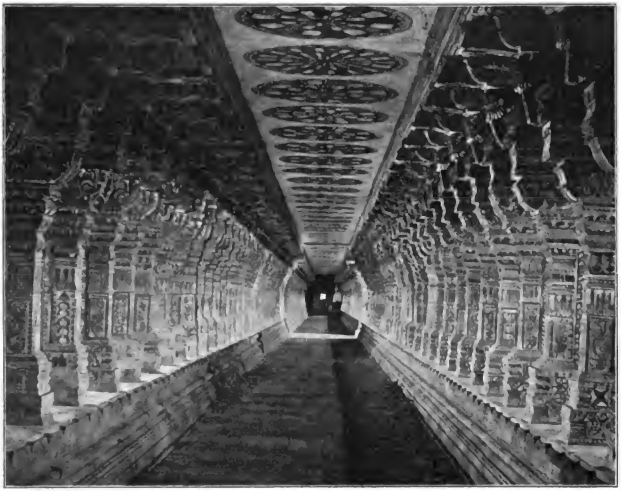
An einem bestimmten Tage im Jahre ziehen die Mohammedaner hinaus zu dem im Westen 25 Minuten vor der Stadt gelegenen Denkmal eines ihrer Heiligen. Große Scharen von Menschen, darunter auch viele Reiter und Hunderte von Ochsenwagen und zweirädrigen Kutschen, Jattas genannt, jagen und rennen um die Mittagszeit hinaus und kehren, nachdem sie ihr Gebet verrichtet, so hastig wieder heim, daß man meint, es handele sich nicht um eine Prozession, sondern um ein Wettrennen.

Auch Mädurei ist arm an größeren Orten außer der Hauptstadt. Die wichtigsten Orte sind im Norden in den Ausläufern der Palnis die befestigte Stadt Dindigal (Dindigul), die ihren Namen „Granitfelsen“ von dem kahlen Felsen hat, der sich im Westen der Stadt erhebt und in einer steinigen, unfruchtbaren Ebene liegt, nach der Grenze von Pudukotei zu Welur und Tripatur, im Westen der Provinz Pasumalei und Sivaganga, im Südosten nahe am Meere das heilige Ramnad (eigentl. Ramanathapuram, Stadt Ramas, des Herrn), die Vorhalle des Heiligtums Rameswaram, und südlich von Mädurei an der Südbahn Tirumangalam.

Die alte berühmte Pilgerstraße von Mädurei über Ramnad nach Rameswaram führt durch sandige, öde, nur hie und da etwas angebaute Strecken mit vereinzelten Baumgruppen. Erst in der Nähe des Meeres zeigt sich die Palmyra und endlich auch die Kokospalme, mitten aus der überhandnehmenden Waldwildnis in stattlichen Gruppen aufragend. Diese Waldungen sind weniger schön als eigenartig, der Hauptsache nach aus Euphorbien und dornigen Mimosen mit graugrüner Belaubung und wunderlichen, bald schirmartigen, bald einer dichten Laubenwand gleichenden Formen. Grüne, blumige Anger unterbrechen das Dickicht, das von mancherlei Tieren belebt ist. Die Straße ist streckenweise mit Steinquadern hals- und beinebrechend gepflastert, teilweise so sandig, daß die Ochsen schwere Mühe haben, vorwärts zu kommen. Hat man endlich die Überfahrtsstelle erreicht, so gelangt man nach halbstündiger Bootfahrt auf die heilige Insel, die abgesehen von einzelnen Anpflanzungen auf dem Wege nach und in der Umgebung von Rameswaram sandig und wenig angebaut ist. Waldwildnis, Alleen von Tamarinden und Pu-Arafubäumen, vereinzelte Kambu- und Kewerufelder, auch hie und da Platanen, Palmyras und Kokospalmen und eine ganze Anzahl von Mandabams umsäumen die acht englische Meilen lange mit großen Steinen gepflasterte Straße, die zu dem von Kokospalmen umgebenen Heiligtume

Digitized by Google

führt, dessen Lingam von Brahma selbst gestiftet worden sein soll, weshalb Rameswaram das heiligste von allen Heiligtümern Südindiens ist. Besonders bemerkenswert ist die 671 Fuß lange Modaralingam-Kolonnade, deren kunstvoll behauene Säulen eine unerschöpfliche Fülle von bildhauerischen Motiven enthalten.



Rameswaram. Die lange Kolonnade.

Digitized by Google

Im äußersten Süden.

Die südlichste Provinz des Tamillandes ist Tirunelweli, oder wie die Engländer sie nennen Tinnevelly. Im Westen und Süden gebirgig ist der Distrikt nach der östlichen Küste zu eben und wird von den fruchtbaren Flußthälern des Weiparu im Norden und der Tamraparni oder Tambarawarni im Süden durchzogen, die von den Aligiris kommend nach Südosten fließen. Unter den reichlich 1½ Millionen Bewohnern der Provinz befinden sich gegen 300 000 Schánar (Palmbauern). Die Mission, welche schon im vorigen Jahrhundert hier bedeutende Erfolge errungen hat, arbeitet auch jetzt noch mit schönem Erfolge. Leider sind der lutherischen Mission zur Zeit ihres vorübergehenden Verfalls die reichen Früchte ihrer treuen Arbeit im vorigen Jahrhundert fast gänzlich an die englische Mission verloren gegangen. Die an der Küste lebenden Páraver (Fischer) stehen ebenso wie die ca. 150 000 Paller (Reisbauern) an Ansehen ebenso tief unter den Schánar, wie diese unter den auch an Zahl ihnen etwas überlegenen Sudras. In den fruchtbaren Flußthälern wird Reis gebaut; daneben baut man auch geringere Getreidearten. Die Baumwolle bildet eines der wichtigsten Produkte des Landes, da im Norden der Provinz der Baumwollenstrauch in dem dort vorhandenen schwarzen Boden ebensogut gedeiht, wie die Palmyra im ziegelroten Sande des Südens, die Hunderttausenden teils reichliches Einkommen, teils kümmerliche Nahrung gewährt.

Der Baumwollenstrauch, der zu den malvenartigen Gewächsen gehört, ist in Indien nur einjährig und muß jedes Jahr neu ausgesäet werden, was kurz vor der Regenzeit geschieht. Die dazwischen gesäeten anderen Samen (Hirsearten), die früher reifen, werden vor der im Februar oder März stattfindenden Baumwollenernte ausgerauft. Im günstigen Falle giebt es im Juli oder August noch eine Nachernte, welche etwa den halben Ertrag liefert. Gleich von unten an teilt sich der Strauch in mehrere Stengel oder Zweige mit grauer, leicht abstreifbarer Rinde. Die rauhen schwarzgrauen und kantigen Fruchtkapseln von der Größe einer Haselnuß bis zu der eines Mohnkopfes, welche bei der Reife aufspringen, so daß die schneeweiße Wolle in langen Flocken heraustritt, müssen, wenn die Wolle nicht verloren gehen soll, noch vor dem völligen Aufplatzen gepflückt werden und liefern jede etwa eine Handvoll Baumwolle, in der die 3—4 schwarzen Fruchtkerne so festhaften, daß sie durch eine besondere Vorrichtung losgerissen werden müssen. Die Wolle selbst, die in unseren europäischen Fabriken durch einen ziemlich komplizierten Maschinenapparat gereinigt und spinnfertig gemacht wird, erfährt bei den eingebornen Baumwollenarbeitern eine viel einfachere Behandlung, indem sie mit der straff angezogenen Saite eines 6—7 Fuß langen Bogens, der mit einem andern an der Decke befestigten Bogen durch einen Strick in Verbindung steht, so lange geschlagen wird, bis sie rein und locker geworden ist. Der Strauch liebt einen schwarzen, mit Sand untermischten und, wenn die Wolle nicht zu kurz ausfallen soll, auch nicht zu dürftig bewässerten Boden und ist nicht zu verwechseln mit dem im Tamillande sehr häufigen unschönen Baumwollenbaume, dessen Produkt viel geringer ist.

Digitized by Google

Die Hauptstadt der Provinz ist Tirunelweli mit 22 000 Einwohnern, die Endstation der Bahnlinie, welche sich kurz vor Tutugudi von der Südbahn nach Westen hin abzweigt. Wie die ganze Provinz, so hat auch die Hauptstadt wenig Interessantes; ein großer Tempel ist natürlich vorhanden, macht aber im Vergleich mit anderen einen recht unbedeutenden Eindruck. Das Gebirge tritt hier ganz nahe an die Stadt heran, und die Vegetation ist von Tinneweli nach Palamkotei hinab reicher, als im Osten.

Die Stadt Tutugudi ist eine altholländische Kolonie und, da sie an einer kleinen Meereseinbuchtung liegt, besser als andere indische Küstenstädte zum Hafen, wenigstens für kleinere Schiffe geeignet. Sie hat viele europäische Häuser und mit mächtigen Pu-Arasus und anderen Blütenbäumen bepflanzte Promenaden, die am Gestade entlangführen. Wegen zu geringer Tiefe können nur kleinere Fahrzeuge in den Hafen von Tutugudi einlaufen; größere Schiffe müssen auf der Reede liegen bleiben. Da vor der Bucht mehrere Inseln liegen, welche die Gewalt der Wogen brechen, so ist das Meer nur wenig bewegt, und der herrliche, tiefblaue, von der Sonne beschienene Wasserspiegel, die europäisch ge-

Missionshaus mit Baumwollenbäumen.

bauten Häuser an der Strandpromenade geben dem Bilde ein italienisches Aussehen. Auch die eingebornen Kaufleute am Orte, die den früher ganz in den Händen der Pärawer gelegenen Handel mit Ceylon an sich gerissen haben, besitzen stattliche zweistöckige Häuser, welche der an Kirchen ziemlich reichen Stadt ein freundliches Aussehen geben. Eine der alten römischen Kirchen wurde schon 1580, die holländische im vorigen Jahrhundert erbaut.

Auch an der Küste entlang erblickt man viele meist kleine Kirchen, so daß das Land auf den Vorüberfahrenden den Eindruck eines christlichen Landes macht. Freilich oft bekommt der Seefahrer von der Tinnewelikküste und ihren Palmyras gar nichts zu sehen, da die ganze Küste entlang sich ein breiter Sandgürtel zieht und wenn der Sturm sich erhebt, die ganze Luft weit ins Meer hinaus mit mächtigen, undurchsichtigen Sandwolken erfüllt ist. Das macht den Aufenthalt an der Küste zu einer rechten Plage, mehr noch aber die furchtbare Hitze; denn in dieser Hinsicht kommt Tinneweli mindestens Tritschinapalli gleich. Nur in einem unterscheiden sich beide sehr wesentlich; im Mai ist es in Tritschinapalli nicht zum Aushalten vor Hitze, und kein Wölkchen läßt sich am stahlgrauen Himmel erblicken. In Tinneweli aber hat man im Mai bedeckten

Digitized by Google

Himmel und infolgedessen kühlere Witterung, da hier unten der Südwestmonsun noch über die Ghats herüberspielt, was dem dürren, sandigen Süden des Landes sehr zu statten kommt. Auffallend ist die rein ziegelrote Färbung des Sandes in Tinneweli. Man begegnet oft mächtigen Sandbänken, sog. Teris, von mehreren Stunden Breite, die sich wie eine Abendrotwolke vom Horizonte abheben. Da die einheimische Baumwolle im dürren Sande (der Boden enthält im Süden 90 Prozent reinen Sand) nicht gedeiht, so hat man Versuche mit der Einführung der amerikanischen Baumwolle gemacht, die gerade diesen Boden liebt und überdies 6—7 gute Ernten giebt. Viele Flächen liegen ganz unbebaut; wellige Sandhügel und dürre Sandflächen wechseln mit angebauten, ganz christianisierte Dörfer mit solchen, die nur von heidnischen Brahmanen bewohnt sind, ab.

Diese kurzen Bemerkungen genügen zur Kennzeichnung dieser wenig bevorzugten Provinz, die von vielen Indienreisenden zuerst betreten wird, da zwischen Kolombo auf Ceylon und Tutugudi regelmäßige Dampfschiffverbindung besteht. Es erübrigt nun noch von den Schánar, dem interessantesten Teil der Tinnewelibevölkerung, einiges zu berichten. Viele Tausende von Schánar (die Einzahl heißt Schánan) sind zum Christentume übergetreten, und die Schánarmission in Tinneweli bildet den blühendsten Zweig der indischen Mission.

Sie sind ein eigentümlicher Menschenschlag, und man weiß nicht recht, wo man sie eigentlich unterbringen soll. Paul Wurm rechnet sie unter die unkultivierten Nischadavölker und stellt sie also in eine Reihe mit den Khonds, Kolhs und Santals und den anderen von Lassen in seiner indischen Altertumskunde unter dem Namen Vindhjavölker zusammengefaßten Stämmen, denen auch die Badaga, Toda, Kurumba und Khota in den Nilagiris verwandt sind. Er stellt sie also außerhalb der Kaste. Auch die Sudras selbst wollen die Schánar nicht als Sudraleute anerkennen. Von anderer Seite werden sie meist als eine niedere Sudrakaste, seltener als ein Bindeglied zwischen Tschandalen (Kastenlosen) und Sudras angesehen. Sie selbst aber rechnen sich zu den Sudras. Die Sage berichtet, sie seien von Ceylon herübergekommen, und der Umstand, daß die dort wohnenden Schandrars eine außerordentliche Ähnlichkeit mit ihnen haben, spricht wenigstens nicht gegen die mögliche Wahrheit dieser Überlieferung. Mit dem Brahmanentum haben sie gar nichts gemein. Einige unter ihnen sind Ackerbauer und Handelsleute; die überwiegende Mehrzahl aber besteht aus armen Palmbauern. Jahraus, jahrein steigen sie unverdrossen im glühendsten Sonnenbrande mühselig an den hohen, glatten Palmyrastämmen auf und ab und fangen in ihren Töpfen den Palmsaft auf, um Schnaps oder braunen Zucker daraus zu bereiten und so im Schweiße ihres Angesichts sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Das ist trotz der großen Geschicklichkeit, mit der sie die dicken und hohen Stämme zu erklettern verstehen, eine mühselige Beschäftigung; aber sie hat dem Schánan von jeher sein tägliches Brot gegeben, darum denkt er nicht daran, und kann auch nicht daran denken, in einem anderen Berufe sein Auskommen zu suchen. Daß es schon viele gebildete Schánar giebt, welche Beamtenstellen einnehmen, ist der Mission zu verdanken.

Nur wenige von ihnen haben ihr eigenes Land, die meisten bebauen ein erpachtetes Stückchen Land mit ihren Palmen. Nur eine ganz geringe Anzahl von Schánar, die sich zählen lassen und eine besondere Abteilung bilden, machen eine Ausnahme, indem sie größere Strecken Landes als ihr freies Eigentum besitzen und in den ihnen zugehörenden, oft recht beträchtlichen Palmyrawaldungen, eine größere oder kleinere Schar von armen Schánar als Arbeiter zu beschäftigen imstande sind. Sie führen den Titel Nadar.

Die fast allgemeine Armut unter den Schánar wird dadurch noch mehr gesteigert, daß alle vorhandenen Söhne eines Vaters stets den oft schon kaum zum Unterhalt einer Familie ausreichenden Besitz des Vaters nach dessen Tode zu gleichen Teilen erben und also eine immer mehr zunehmende Zerstückelung des an sich schon geringen Grundbesitzes stattfindet. Deshalb giebt es wohl kaum irgendwo so viele Erbstreitigkeiten, als bei den Schánar, da jeder so viel als irgend möglich zu erlangen wünscht.

Die Schánar sind Teufelsdiener; ihr ganzer Religionsdienst läuft darauf hinaus, die Teufel zu beschwichtigen. Zwar

Digitized by Google

reden sie bei Eidschwüren und in sprichwörtlichen Redensarten von einem unbekannten „Herrscher“, der vielleicht eine Erinnerung an den Einen wahren Gott darstellt, aber sie erweisen diesem göttlichen Wesen ebensowenig Gottesdienst, wie den brahmanischen Götzen. Hie und da werden einzelne derselben von vornehmen Schánar anerkannt, besonders der Kriegsgott Subramanien, und einige „Fromme“ unter ihnen tragen das Götzenzeichen des Siva mit Asche an die Stirn geschrieben, aber das ist auch alles, was sie vom Brahmanismus haben.

Ihre Teufel sind Spukgeister, „verteufelte Seelen Verstorbener.“ Es giebt, offenbar im Zusammenhang mit ihrem Teufelskult, eine ganz enorme Zahl von Besessenen unter ihnen, so daß das Geschäft des Teufelaustreibens sehr in Flor steht. Aber auch mit allerlei anderen Anfechtungen suchen die Teufel die armen Schánar heim, bald durch harmlose Schabernacks und Neckereien, bald aber auch durch empfindliche Schädigung, durch Krankheiten der Menschen und Tiere, durch üble Witterung, Mißwachs und dergleichen mehr. Von guten, schützenden und segnenden Geistern wissen sie nichts, sondern nur von feindseligen; so ist ihr Herz „wie das einer vom Tiger gejagten Antilope.“

Der Neckereien von seiten der Kobolde giebt es gar mannigfaltige. „Man hört in der Nacht ein seltsames Geräusch — flugs ist es ein Teufel gewesen, und man sieht ihn entwischen in der Gestalt eines Hundes, so groß wie eine Hyäne, oder einer Katze mit Augen wie Fackeln. In der Abenddämmerung pflegen die Teufel ihre Bäume zu verlassen und auf Leichenbrandstätten umherzugehen oder das Land zu durchreiten auf unsichtbaren Pferden, oder als Irrlichter auf den Wiesen hin und her zu hüpfen. Die Dächer der Häuser bewerfen sie häufig mit Steinen, und es kommt vor, daß ganze Dörfer verlassen werden, weil die Bewohner vor diesen Störenfrieden nicht mehr ihres Bleibens wissen. Mitten am Tage auch sausen sie in Gestalt eines Wirbelwindes daher, in wildem Spiele den Staub aufwirbelnd und jedes Blatt, das ihnen im Wege liegt, zerzausend.“ (L. M.-Bl.) An ihren heiligen Stätten, den Pej-Kowils, stellen die Schánar häßliche thönerne Teufelsfiguren auf, vor denen sie tanzen und Schafe, Ziegen und Hähne opfern.

Die Teufelstänze gewähren einen scheußlichen Anblick. Nach ihrer Ansicht fährt der Teufel, der selbst ein leidenschaftlicher Tänzer ist, in den Schánan und macht ihn tanzen. Missionar B. berichtet über diese Tänze: „In bunter, abenteuerlicher Kleidung zeigt sich der Tänzer oder die Tänzerin, und der Lärm der Musik beginnt, ein wüstes Durcheinandergetön des Tamtam (Trommel), des Horns und des Bogens, des Lieblingsinstrumentes der Schánar, geformt aus einem Spannholz, das besaitet und rings mit Schellen versehen auf einen messingenen Topf gelegt und von mehreren Personen um die Wette geschlagen wird. Je rascher das Tempo, je betäubender der Schall der Musik wird, desto heftiger kommt der Tänzer in Bewegung. Mit der Beihilfe berauschenden Getränkes gerät er allmählich außer sich, zerfleischt sich die Arme, bis das Blut strömt, geißelt sich mit einer mächtigen Peitsche, drückt eine brennende Fackel an die Brust und schlürft das Blut einer geopferten Ziege ein. Seine Sprünge werden wilder und wilder, wie eines Rasenden — plötzlich verkündet ein wirres Geschrei der Zuschauer die Ankunft des Dämons in dem Tänzer, der mit stieren Augen und unheimlichem Gestöhne seine Tanzwut verdoppelt, bis er erschöpft zu Boden sinkt.“

Digitized by Google

E. Im gebirgigen Westen.

Der „Garten von Koimbatur“ und die „Blauen Berge“.

Die Provinz Koimbatur im Westen des Tamillandes hat reichlich eine Million Bewohner, von denen drei Vierteile Ackerbauer und 16000 Brahmanen sind, unter letzteren 500 Tempelpriester, denen die mehr als hundert großen Tempel des Landes ebenso gutes Auskommen gewähren, wie den 2000 Bajaderen und den zahlreichen Trommlern und Pfeifern, welche bei diesen Tempeln gehalten werden. In früheren Zeiten gehörte Koimbatur zum Pandiareiche; später kam es unter Haider Ali zum Königreiche Meisur, bei dem es bis zur Annexion des Landes durch die Engländer verblieb.

Die bewaldeten Höhen der Nilagiris und Aneimalais, welche den größten Teil des Distriktes ausfüllen, enthalten eine reiche Flora und Fauna und sind von einer Anzahl kleiner Bergvölker bewohnt, deren Abstammung ein noch seiner endgültigen Lösung harrendes Rätsel bildet. Es wird viel Kaffee und Thee angebaut, auch Baumwollenkulturen sind vorhanden; doch dient die in verschiedenen Arten angebaute Baumwolle weniger als Exportartikel, da der größte Teil der Ernte auf Tausenden von Webstühlen im Lande selbst für den Eigenbedarf der Bevölkerung verarbeitet wird, was vielen Tausenden erwünschte Gelegenheit zu Verdienst giebt, da die primitiven Vorrichtungen zum Reinigen und Spinnen der Wolle viele Arbeitskräfte erfordern. Der Reisbau beschränkt sich infolge der meist gebirgigen Beschaffenheit des Landes nur auf ein verhältnismäßig kleines Areal, während Tabak, mehrere Hirsearten und andere Nutzgewächse überall angebaut werden. Die wichtigsten Exportartikel sind der schon in weiten Kreisen wegen seines schönen und kräftigen Aromas sehr beliebt gewordene Nilgherry-Thee und -Kaffee und die in den Bergen gewonnenen wertvollen Nutzhölzer, welche letzteren jedoch infolge des weiten und schwierigen Transportes der Regierung, die sie fällen läßt, ziemlich teuer zu stehen kommen.

Das Klima der Provinz ist für den aus der Ebene kommenden Europäer außerordentlich angenehm und erfrischend und wird es je mehr, je weiter man nach Westen kommt. Das macht die Nähe der Berge und die größere Höhenlage, infolge deren die Luft dünner und reiner und die Dauer der eigentlichen heißen Zeit eine kürzere ist.

Die Lage der rund 40000 Einwohner zählenden Hauptstadt Koimbatur ist eine überaus reizvolle, landschaftlich schöne und gesunde. Jeder Lufthauch, der sich erhebt, bringt von den kleinen Seen, welche die Stadt umgeben, einen erfrischenden, kühlen Gruß herüber. Diese Seen selbst verleihen der ganzen Gegend einen großen, landschaftlichen Reiz, da ihre Ufer ringsum von dichten, grünen Waldungen umsäumt sind, die sich in den Fluten spiegeln und aus denen einzelne herrliche Bäume hoch

Digitized by Google

hervorragen. Hinter diesem schönen Waldgürtel dehnt sich die weite grüne Landschaft bis an den Fuß der blauen Berge, die Koimbatur in mäßiger Entfernung im Halbkreise umgeben. Die Landstraßen sind von mächtigen Banianen und anderen Laubbäumen tief beschattet, so daß man streckenweise wie im Dämmerlicht unter der grünen Wölbung und den vielen herabhängenden Luftwurzeln dahinfährt. Auch die Berge sind dicht bewaldet und ragen mit ihren Häuptern bis in die Wolken, die stets auf ihnen lagern und sich oft so tief herabsenken, daß die ganze Berglandschaft wie ein großes Nebelmeer aussieht, aus dem hie und da hellblaue Bergstreifen hervorblicken. Einen ganz wunderbaren Anblick gewähren diese wolkenumhangenen Berge allabendlich bei Sonnenuntergang, denn kaum sind die letzten Strahlen der Sonne erloschen, so erscheint das ganze wogende Wolkenmeer wie vergoldet und strahlt bald darauf in allen Nüancen von Rosa bis zum brennendsten Rot, bis endlich die Wolken eine tiefere lilarote und lilae Färbung annehmen, die dunkler und dunkler wird, bis endlich die Nacht hereinbricht und das wunderbare Berg- und Wolkenpanorama den Blicken entzieht.

Über die Stadt selbst ist wenig zu sagen, da sie sich hinsichtlich ihrer Bauart von andern indischen Städten nicht unterscheidet und an hervorragenden Gebäuden wenig aufzuweisen hat. Sie enthält, auch im Eingebornenviertel, viele schöne und reinlich gehaltene Straßen, von denen manche infolge des verwendeten Steinmaterials ganz weiß schimmern. Die Europäer wohnen auch hier in einem besonderen Viertel.

In nassen Lagen baut man im Distrikt auch Zuckerrohr, und man sieht zur Zeit der Ernte viele Leute, welche das in kurzen Stücken zum Verkauf ausgebotene Rohr auf offener Straße auskauen. Es wird ziemlich viel Rohr zu Zucker verarbeitet, und zwar in sehr einfachen Zuckermühlen, die aus zwei aufrechtstehenden, oben und unten durch Querbalken verbundenen Walzen bestehen. Diese Walzen werden durch Ochsen in Umdrehung gesetzt, und das Rohr zwischen den an ihrem oberen Ende befestigten, ineinandergreifenden Stämmen zermalmt, so daß der Saft in das unter der Mühle eingegrabene Gefäß abfließt; von da kommt er in eine große eiserne Pfanne, worin er über dem Feuer abgeschäumt wird. Der so von unreinen Bestandteilen gereinigte Saft wird dann in viereckige Löcher gegossen, welche sich in den breiten, dicken hölzernen Pfosten befinden, die dicht neben der Pfanne aufgestellt sind. Diese Pfosten werden, nachdem die dickflüssige Masse erkaltet und fest geworden ist, umgekehrt und auf der Rückseite so lange mit großen Holzhämmern bearbeitet, bis die Zuckerstücke aus den Löchern herausfallen. Damit ist der Zucker gebrauchsfertig, wenigstens für die Eingebornen, die sich an der braunen Farbe nicht stoßen; der zum Export bestimmte dagegen kommt behufs weiterer Bearbeitung in Zuckerraffinerien.

Die Landstraßen im Koimbaturdistrikte sind in gutem Zustande. So auch die große Landstraße, welche von Koimbatur nach dem im Süden des Distrikts gelegenen Pollatschi führt, die aber nicht im Rufe besonderer Sicherheit steht; man hört öfter von Überfällen, und die Reisenden pflegen deshalb nicht gern allein zu fahren, sondern man richtet es immer so ein, daß mehrere Bandis zusammenfahren. Die Regierung hat aus demselben Grunde in gemessener Entfernung voneinander Polizeistationen an der Straße errichtet. Ein gutes Stück Weges zieht sich rechts des Weges eine schöne Bergkette hin, an deren Fuße zahlreiche Schaf- und Rindviehherden friedlich weiden, die des Nachts zum Schutz gegen die wilden Tiere des Gebirges in Hürden getrieben und bewacht werden müssen. Diese Hürden werden später, wenn die Felder abgeweidet und durch das weidende Vieh gedüngt worden sind, abgebrochen und anderwärts wieder aufgeschlagen. Am Fuße eines tempelgekrönten Felsens kommt man an einem ziemlich verfallenen Götzenwagen mit nur noch drei Rädern und kleineren ruinenhaften Tempeln vorüber, sonst ein seltener Anblick in Indien. Das Mauerwerk ist ganz von Pflanzenwuchs überwuchert, und die Quadern desselben sind durch eingedrungene Wurzeln auseinandergetrieben.

Nach zehnstündiger Fahrt langt man in Pollatschi an, wo es noch kühler ist als in Koimbatur und grüne Wiesenflächen das einen derartigen Anblick nicht gewohnte Auge erquicken. In einer Thalmulde, land-

Digitized by Google

schaftlich sehr schön gelegen und von Anhöhen kreisförmig umgeben, hat die Stadt den Ruf eines sehr gesunden Ortes, in dem es sich recht still und friedlich leben mag, wenn nicht etwa der Götze Subramánien, der dort einen großen Tempel hat, mit seinen Gemahlinnen den hohen, plumpen Götzenwagen besteigt, und im Geleite einer ungeheuren, schreienden Menschenmenge und unter dem gellenden Klange der Hörner durch alle Straßen des großen Ortes fährt, was während des viertägigen Subramanienfestes täglich geschieht und viel Zeit in Anspruch nimmt; denn abends um 6 Uhr geht der Rummel los und nachts um zwei Uhr erst kommt der Götze wieder nach Hause. Zahlreiche Polizei ist aufgeboten, teils um das Volk anzufeuern, teils um Unglücksfällen vorzubeugen, die bei derartigen Festen nicht selten vorkommen.

Der Tempel mit Götzen und Götzenwagen ist Eigentum eines reichen Zemindars oder Poligars, wie die Leute auch heißen. Denn auch in Koimbatur sind diese hohen adligen Grundherrn zahlreich vertreten; giebt es doch allein im Bezirk Pollatschi sieben. Sie stehen nicht im besten Rufe, sondern bedrücken das Volk, um nach Herzenslust ein üppiges Lasterleben führen zu können.

Das unruhig lärmende Getriebe in den Straßen von Pollatschi wird während des Festes noch dadurch vermehrt, daß viele Tausende von Festpilgern durchkommen, die zu einem andern Feste wallfahrten, welches bei einem berühmten Tempel desselben Götzen auf den Palnibergen in Mádurei gleichzeitig gefeiert wird. Selbst aus weiter Ferne, aus Kalikut und aus dem Malábárlande kommen die Verehrer des Subramanien zu diesem Feste in Scharen gepilgert, Kopf und Körper in gelbe Stoffe eingehüllt, wie die Bettelmönche, und meist in Trupps von 10—20 Personen zusammen. Ihr Anblick ist nicht ohne Interesse, wenn sie laut O Hari! O Hari! oder Pal-Kávadi! (Milch-Kávadi) oder Min-Kávadi! (Fisch-Kávadi) rufend, oder wohl auch infolge eines Gelübdes ein am Sprechen hinderndes silbernes Schloß vor dem Munde, mit ihren Messingtöpfen vorüberziehen, die ihre Opfer von Milch oder Fisch für den Götzen, resp. die Brahmanen enthalten und fest zugebunden sind. Die zu Hause gekochte Milch soll im Tempel von selbst aufkochen und wieder frisch, die getöteten Fische wieder lebendig werden. Kávadi aber heißt eigentlich die herabhängende Last, welche an einer Stange über die Schulter getragen wird. Was nun hier das Kávadi bedeuten soll, ist schwer zu sagen; es wird von allen Pilgern getragen als ein dem Götzen besonders wohlgefälliges Opfer und besteht aus einer Art kleinem Bücherregal mit kleinen Seitenbrettchen, die oben durch einen Rundbogen von buntem Papier verbunden und mit allerlei bunten Papierfiguren, rotem Zeuge, Franzen, Flitterwerk und mit Pfauenfedern geschmückt sind; denn der Pfau ist ja der heilige Vogel des Subramanien und findet sich fast auf allen Bildern des Gottes.

Pollatschi ist ein sehr ansehnlicher Ort, dessen Bewohner sich von Ackerbau und Handel nähren. Die Stadt besitzt auch ein sehr stattliches Hospital. Zugleich ist der Ort, in der Mitte zwischen Palghat, Koimbatur und Udeimaleipöttei gelegen, ein bedeutender Marktplatz, der besuchteste in der ganzen Provinz. Tausende von Menschen aus der ganzen Umgegend bringen auf zahllosen Karren ihre Erzeugnisse zu Markte.

Auch hier in Pollatschi, angesichts der langen, majestätischen Bergkette der Aneimaleis bereiten die Sonnenuntergänge einen ganz entzückenden Anblick; und ist dann die Nacht hereingebrochen, so leuchten überall von den Berghängen herab die zahlreichen Bergfeuer, welche von den Plantagenbesitzern, um das Unterholz zu beseitigen und den Boden zum Kaffeebau herzurichten, oft auch von der Sonne angezündet werden, wie die Eingebornen behaupten. Oft sind die Berge weit und breit ein Flammenmeer, das weit ins Land hinausleuchtet und ein großartig schönes Schauspiel bietet.

Kommt man von Pollatschi weiter südlich nach der Bezirkshauptstadt Udeimaleipöttei zu, so nimmt die Gegend einen eigentümlichen Charakter an. Bodenerhebungen und Bodensenkungen wechseln beständig miteinander ab, und zwar in der Weise, daß alle Thäler regelrechte Mulden bilden, die rings kreisförmig von Anhöhen umgeben sind, weshalb manche Geologen die Vermutung ausgesprochen haben, daß

Digitized by Google

es sich hier um die ausgefüllten Krater erloschener Vulkane handele. Von Komangalam geht es steil bergauf nach dem nur acht Meilen vom Fuße der Aneimaleis entfernten, auf einer Hochebene gelegenen Udeimaleipöttei, welches noch volkreicher ist, als Pollatschi. Majestätisch ragen hier im Süden in nächster Nähe die Berge empor, die vordere Reihe unbewaldet und von geringer Höhe, die zweite Reihe oben bewaldet.

Wenden wir uns von Koimbatur nach Westen, so gelangen wir nach einer siebenstündigen Eisenbahnfahrt an die Grenze des Distrikts. An hohen Bergen vorüber, von denen rauschende Gebirgswasser herabstürzen und an deren Fuße Viehherden weiden, geht es durch manche romantische Gegend, von denen manche an thüringische Landschaftsbilder erinnern würde, wenn das Schwarzholz nicht fehlte und die hohen Bambusgarben und üppigen Schlingpflanzen und gelblich blühenden Teakholzpflanzungen uns nicht sagten, wo wir sind. Nur in einzelnen Thaleinschnitten wird etwas Reis gebaut; überall erblickt man terrassenförmig übereinander gelagerte und mühselig bestellte Felder, und die reiche Vegetation, die alles bedeckt, macht einen ungemein erfrischenden Eindruck. Schließlich treten die Berge mehr zurück, und die Gegend wird mehr wellenförmig. Es giebt hier wenig Dörfer, dafür mehr zerstreute Einzelgehöfte mit niedlichen zweistöckigen Häusern, die aus dem lauschigen Grün hervorlugen, in dem sie versteckt liegen, und eine überbaute und mit Schlingpflanzen überwucherte Eingangspforte haben, durch die der Weg in die tieferliegenden Felder hinabführt. An der Bauart der Häuser und den in Englisch und Malâialam angeschriebenen Stationsnamen merken wir es ebenso, wie an der veränderten Sprache, Kleidung, dem andern Gesichtsausdruck und Wesen der Leute, daß wir dem Tamilgebiete den Rücken gekehrt haben und uns bereits auf der Malabarküste befinden. Darum wird es Zeit, umzukehren, so interessant auch gerade dieser Teil Südindiens ist; denn wenn man die herrliche Westküste gesehen hat, bekommt man ein rechtes Bild von Südindien. Travankur und Kotschin würden ein eigenes Buch erfordern.

So wenig Interesse der noch übrige Teil des Distrikts für sich in Anspruch nimmt, so hoch interessant sind die schönen „Blauen“ Berge, wie die Nilagiris genannt werden, die den ganzen Westen des Distrikts einnehmen. Zuvor noch einige Worte über die Aneimaleis, die „Elefantenberge“.

Die Aneimaleis im Süden sind zwar ebenso hoch, wie die Nilagiris, jedoch ganz unbewohnt. Die Höhen sind mit mächtigen Teakholzwaldungen bedeckt, denen die englische Regierung besondere Pflege angedeihen läßt. Sie läßt die Bäume unter Aufsicht besonderer Beamten fällen und an die Abhänge fahren, wo sie von Elefanten hinabgeschleift werden, um dann wieder einige Tagereisen weit gefahren und endlich in den nach Westen fließenden Ponaneifluß geworfen zu werden, dessen Fluten sie an die Westküste hinabtragen. Von da werden sie zu Schiffe nach Bombay geführt. Die nach Madras bestimmten Stämme werden auf noch viel weiteren und kostspieligeren Landwegen bis an den Kaweri gefahren und auf diesem Strome zum Meere geflößt. Das Teakholz ist in Indien unentbehrlich, weil weder Witterung noch weiße Ameisen ihm etwas anhaben können.

Wie schon angedeutet, sind die von Menschen unbewohnten Aneimaleis von allerlei interessanten aber oft recht unangenehmen Vierfüßlern und Zweihändern bewohnt, wie Elefanten, Tiger, Leoparden, Bären, Schakalen, Bisonen, Affen u. s. w. Was sie für menschliche Bewohner so gefährlich macht, das ist jedoch etwas ganz anderes, nämlich die verderbliche Fieberluft, die in den Wäldern und Gründen herrscht. Von den hier wild hausenden Elefanten werden noch heute viele gefangen und nach dem Norden ausgeführt. Übrigens vermindert sich ihre Zahl durch die unausgesetzte Verfolgung ebenso sehr, wie die der Raubtiere, da die Regierung auf die Erlegung eines Elefanten einen Preis von 70 Rupie ausgesetzt hat, für den allerdings die Stoßzähne abgeliefert werden müssen. Auch auf die Felle der erlegten Raubtiere sind ziemlich hohe Schußprämien gesetzt. In vier Jahren wurden 700 Elefanten erlegt. Die dichten Urwälder, welche das Gebirge bedecken, verhindern jedoch die völlige Ausrottung der wilden Tiere, die oft bis in die bewohnten Gegenden der Nilgiris hinüberstreichen und Schaden an-

Digitized by Google

richten. Mancher ahnungslose Hirt oder Grasschneider ist ihnen schon zum Opfer gefallen. Für die englischen Offiziere bietet sich hier erwünschte Gelegenheit zur Ausübung des allerdings nicht ungefährlichen Jagdsports.

Und nun zu den Nilagiris oder Nilgiris, wie sie kurzweg genannt werden, während die Engländer Nilgherrie schreiben. Ihren Beinamen „Blaue Berge“ verdanken sie dem Umstande, daß sie von fern gesehen eine schöne blaue Färbung haben, die man im Süden bei vielen Gebirgen findet, die aus der heißen Tiefebene plötzlich zu einer bedeutenden Höhe emporsteigen. Die blaue Farbe entsteht wohl durch die Mischung der kälteren und wärmeren Atmosphäre. Schon aus weiter Ferne sieht man die mächtige Gebirgsinsel in tiefes Blau getaucht vor sich liegen, anfangs nebelhaft verschleiert wie einen den ganzen Horizont einnehmenden blauen Duft, dann in einzelnen Berggruppen deutlicher zu erkennen. Die hellscheinenden Stellen, welche des Nachts in einigen tausend Fuß Höhe hervortreten, rühren von den auch hier häufig zur Urbarmachung des Kaffeebodens angezündeten Waldbränden her. Am Fuße der Berge, solange man die fieberischen Dschangeldickichte, welche sich in einer Breite von 6 Meilen den Höhen vorlagern, noch nicht hinter sich hat, herrscht eine drückende Schwüle, die auch die Nacht über anhält. Um so erquickender ist die reine, frische Alpenluft, die man oben findet und die in kürzester Zeit die gebleichten Wangen der europäischen Tieflandbewohner mit einem Schimmer von frischem Rot überzieht, das freilich sehr vergänglich ist und in der Ebene sofort wieder dem Gluthauche der Sonne zum Opfer fällt. So finden auch Kranke, denen ein Kuraufenthalt auf den Bergen verordnet ist, nur vorübergehende Genesung. Obwohl das Thermometer auch auf den höchsten Höhen nur sehr selten bis auf den Nullpunkt fällt, so friert man doch, solange die Haut noch nicht an die verdünnte Atmosphäre da oben gewöhnt ist, ganz außerordentlich; besonders des Nachts „friert einem das Herz im Leibe“, während um die Mittagszeit die Sonne mit echt indischer Glut vom Himmel niederbrennt. Doch gewöhnt man sich bald an die dünne kühle Luft, die besonders bei Wind etwas eigentümlich Durchdringendes hat.

Die ausgedehnten Kaffee- und Theeplantagen, in denen viele Leute Beschäftigung finden, geben sehr gute Erträge und liefern gute Sorten. Der Kaffeestrauch ist ein Bäumchen von der Größe unserer größten Stachelbeersträuche, nur etwas höher und ganz anders gewachsen; denn die Äste sitzen in ähnlicher Ordnung um den Stamm, wie bei unsern Nadelhölzern; sie sind gegenständig. Die unten armsdicken Stämmchen haben graue Rinde. Rings um die schwachen Seitenzweige sitzen bei guten Büschen die Kaffeebeeren, deren jede zwei Bohnen enthält; anfänglich sind diese Beeren grün, dann werden sie rot und endlich zur Zeit der Reife schwarz. Die Blätter sind fest und prächtig dunkelgrün glänzend. Die in den Blattachseln halbdutzendweise zusammenstehenden weißen und zollangen Blüten haben einen sehr angenehmen Geruch. Die Blütezeit dauert von Mitte April bis Mitte Mai.

In den Wäldern wächst an feuchten Stellen die köstliche Ananas wild, doch wird sie auch in Gärten angebaut.

Der Teakbaum, welcher in den Anaimalais häufiger ist, als in den Nilagiris, ist einer der höchsten Bäume Indiens. Das sehr harte, gelblich gestreifte und stark riechende Holz desselben, welches von keinem Wurme angefressen wird, spaltet sich nicht leicht und wird außer zu Schiffsbauten auch zu den Hochbauten der Tempel gern verwendet.

Ein wertvolles Holz liefert auch der Ebenholzbaum, ein sehr hoher gerader Baum mit kantigem Stamm und geringem Kronenumfange. Nicht das ganze Holz des Stammes ist schwarz, sondern nur der Kern. Bei jungen Bäumen ist dieser wertvolle Kern, der zu kostbaren Möbeln, Stöcken, Schmuckfachen und sonstigen Schnitzereien verwendet wird, kaum 5 cm stark; bei den alten, oft meterstarken Stämmen ist fast der ganze Stamm schwarz, und nur ein kleiner weißer Ring umschließt den dunkeln Kern.

Um die Berge zu besuchen, fährt man am besten auf der kurzen Zweiglinie der Madrasbahn, die von Koimbatur nach dem Norden sich abzweigt, bis zur Endstation Mettupaleiam, und wird von da im Palankin oder „Mandschil“ in 6—8 Stunden nach Kunnur, der Vorstation von Ottakamand, emporgetragen. Mit Überwindung

Digitized by Google

großer Schwierigkeiten und unter Aufwendung bedeutender Geldmittel hat die englische Regierung an der Seitenlehne einer tiefen Bergschlucht, zwischen dichten Wäldern und starrenden Felsen hindurch, vorüber an schwindelnden Abgründen, in denen der Bergstrom braust, eine Kunststraße angelegt. Kunnur, eine kleine Stadt, viel kleiner als das bevölkerte Ottokamand, liegt 6000 Fuß über dem Meere und wird gern von solchen besucht, denen der Wind und viele Regen in Ottakamand nicht behagt.

2000 Fuß höher liegt Ottakamand, eine sehr ausgebreitete Europäerstadt mit ganz eigentümlichem Charakter. Die Lage der Stadt ist eine prächtige, Kirchen und Schulen, Bibliotheken, öffentliche Gärten und schöne Spaziergänge — alles ist vorhanden. Sie liegt in einem Thale, das unmittelbar an den steilen Vorhöhen des Dodapet beginnt und sich eine Stunde lang

Nilagiri. Der See und Ottakamand vom Elennberge (Elk Hill).

östlich hinzieht. Inmitten des Thales erheben sich Hügel, an und auf und zwischen denen die Häuser der Stadt, soweit sie nicht an den umliegenden Bergwänden erbaut sind, prächtige Villen und ärmliche Hütten, zerstreut liegen. Eigentliche Straßen giebt es, abgesehen vom tamulischen Bazar, nicht, sondern die Häuser liegen einzeln in Gärten, drei bis vierfach übereinander an den Abhängen der vielen wellenförmigen Hügel, über die sich die Stadt erstreckt. Jedes Haus hat seinen besonderen Zugang, die meisten auf der vorderen, dem Thale zugekehrten Seite einen halbkreisförmigen Terrassengarten mit schönen Sträuchern und Blumen. Die im Thale liegenden Häuser haben zum Teil große, herrliche Gärten. Die Vegetation ist wunderschön, denn nicht nur die Gewächse der tropischen Zone, sondern auch die des gemäßigten Klimas gedeihen hier. Kartoffelfelder und dichte Waldpartien, Theepflanzungen und Rosenhecken, englische Parks und indische Bazars — alles findet sich in bunter Ab-

Digitized by Google

wechselung beisammen. Am tiefer gelegenen Westende der Stadt liegt der See, an dessen Ufern die englischen Equipagen sich tummeln, vom höher gelegenen Nordostrande, an den Vorbergen des eine wunderschöne Aussicht nach Meisur bietenden Snowdon liegt der interessante botanische Garten. Oberhalb des Sees liegt der Bazar, eine kleine schmutzige Tamulenstadt; die Hauptstraße führt von Südosten nach Nordwesten.

Kranke aus allen Teilen Indiens suchen hier Genesung und Kräftigung; viele andere, besonders pensionierte Beamte, verzehren hier ihre Ruhegehälter. Deshalb haben die Engländer in Uti, wie sie die Stadt kurzweg nennen (Ooty) zwei Kirchen erbaut; die Hauptkirche liegt an einer Berglehne und wird an Schönheit der Lage nur von der katholischen Kirche übertroffen.

Die nördlichen, östlichen und südlichen Höhen bilden einen im Südosten nach Kunnur zu von zwei tiefen (künstlichen) Einschnitten durchbrochenen Riesenwall um die Stadt. Die kuppelförmigen Berge der Umgebung sind an den Abhängen anmutig bewaldet und von schönen Singvögeln und zahlreichen großen schwarzen Affen bevölkert, die mit erstaunlicher Gewandtheit von Baum zu Baum sich schwingend, häßliche Töne ausstoßen, welche schlecht mit den süßen Vogelstimmen harmonieren. Unter den früher ziemlich zahlreich vorhandenen Elentieren hat das freie Jagdgelüste gewaltig aufgeräumt, und das große Raubzeug würde wohl schon ganz ausgerottet sein, wenn nicht die Urwälder der Aneimaleis immer für neuen Zuzug sorgten, und die Nilgiris reich an so gut wie noch unbetretenen Schluchten wären.

Dicht bei Ottakamand erhebt sich der höchste, wenn auch nicht schönste Berg Südindiens, der Dodapet oder Dodabetta, auf dessen Gipfel sich ein Observatorium befindet. Während man sonst die Aussicht von dieser Höhe nicht besonders lobt, scheint Dir. Graul einen besonders günstigen Tag getroffen zu haben, denn er beschreibt den Fernblick vom Dodapet ziemlich enthusiastisch: „Das Auge blickt zunächst über den klaren Seespiegel bei Ottakamand, auf die grünen Haine, die es umgeben, und auf die über alle Hügel wie hingestreuten Häuser der europäischen Ansiedler. . . . Darüber hinaus schweift das Auge über das hohe, von Gebirgsreihen allenthalben durchbrochene Tafelland der Nilagiris als über einen großen, grünen, am äußersten Horizonte von einzelnen Riks umzingelten Alpen(?)park. Gegen Osten schaust du in den reichbewässerten Garten von Koimbatur, dem ersten bedeutenden Orte in der tamulischen Tiefebene, auf deren vollkommener Tafelfläche mit wechselnden Lichtern die einzelnen Städte und Dörfer sich weithin durch das Dunkel der Gärten und den Schimmer der Teiche und Seen bemerklich machen. Gegen Norden aber trifft der Blick auf die Hochebene von Meisur mit ihren vereinzelten Bergkegeln und unzähligen Spiegeln der zur Bewässerung des Parks dienenden Kunstseen, wo du unter dem reizenden Wechsel der Wolken und Lichter den mäandrisch gewundenen Spiegellauf des Kaweriflusses verfolgen kannst, der seinen Lauf in die tamulische Tiefebene sucht, später dicht an Maiaweram vorüberfließt und nicht weit davon in den bengalischen Busen mündet.“ Die Höhe des Berges beträgt nahezu 2900 Meter (8640 Fuß).

Der Snowdon kommt ihm an Höhe nicht ganz gleich, ist aber interessanter. Schon von Kunnur aus erblickt man seinen gewaltigen, zuckerhutähnlichen Gipfel, auf den ein steiler, beschwerlicher Zickzackweg hinaufführt. Der Blick über die Berge und die zu Füßen derselben liegende Ebene ist ganz herrlich. Noch interessanter jedoch ist der etwa 17 Meilen westsüdwestlich von Uti gelegene nicht ganz 8000 Fuß hohe Mukatipik, dessen Spitze auf einer Seite ganz senkrecht abfällt, wie mit dem Messer abgeschnitten, da ein gewaltiger Bergsturz die eine Hälfte des Berges gegen 2000 Fuß tief hinabgeschleudert hat, eine Erscheinung, die einem in den Nilagiris öfter begegnet. Das tief zu Füßen liegende Thal ist ganz angefüllt mit den von jenem Bergsturze herrührenden Felsblöcken. Nach drei Seiten hin überblickt man vom Gipfel des Mukati die Ebene; bei hellem Wetter soll man sogar im Westen das Meer sehen. Einen wunderbaren Anblick bieten zu Zeiten die 3000 Fuß unter der Spitze schwebenden, von der Sonne beschienenen Wolken, die, dicht zusammengeballt einem unermeßlichen, blinkenden Schneefelde gleichen, bis der Wind sich erhebt und sie aus-

Digitized by Google

einandertreibt, so daß die grüne Ebene durch die Lücken heraufgrüßt.

Viele Flüsse und Bergbäche durchrauschen das Gebirge, zum Teil wunderschöne Wasserfälle bildend, und weite Ebenen zwischen den Bergen, mit hohem Gras bewachsen, harren des Anbaues.

So interessant diese Berge sind, so interessant sind ihre Bewohner, die kleinen Völkerschaften der Todas, Badagas,

Todafrauen.

Kurumbas und Kohtas (auch Khotas geschrieben).

Der interessanteste und merkwürdigste der Höhenstämme, sowohl hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung als auch wegen ihrer absonderlichen Gebräuche und primitiven Religionsform sind die Todas, deren Vorfahren, wie manche von ihnen behaupten, auf diesen Höhen erschaffen wurden. Dieser und der andere Umstand, daß sie sich selbst „Herren des Bodens“ nennen, mag die Veranlassung sein, daß manche zu dem Schlusse gekommen sind, sie seien die Urbewohner der Nilagiris.

Digitized by Google

Die Todas haben mit Recht die Aufmerksamkeit europäischer Reisenden und Gelehrten in hohem Maße auf sich gezogen, und die wissenschaftliche Forschung hat sich viel mit ihnen abgegeben. Trotzdem ist man zu keinem bestimmten Resultate gelangt. Die Schwierigkeit, sich mit ihnen zu verständigen und die Unkenntnis ihrer Zustände und Verhältnisse haben es zugelassen, daß sich die widersprechendsten Ansichten über ihren Ursprung bildeten. Einige wollen in ihnen Nachkommen der alten Skythen sehen; andere haben auf Grund ihrer Gesichtszüge und besonders wegen ihrer hohen Adlernase die Vermutung ausgesprochen, ihre Vorfahren seien alte römische Kolonisten gewesen. Auch giebt es manche, welche sie für Juden halten, weil sich bei ihnen kein eigentlicher Götzendienst finde. Aber bei ruhiger Überlegung wird man finden, daß weder ihre Sprache noch ihre Religion zu derartigen Schlüssen berechtigen.

Wann die Todas sich zuerst auf den Nilagiris angesiedelt haben, läßt sich nicht genau bestimmen; denn sie besitzen weder eine Litteratur noch irgendwelche Inschriften, die uns Auskunft geben könnten. Nach ihren Sagen und einzelnen in ihrer Sprache enthaltenen Wörtern zu urteilen, dürften sie früher eine weiter nordöstlich gelegene Gegend, etwa um Hassanur, bewohnt haben.

Sie zerfallen in fünf Abteilungen, die keine Ehegemeinschaft halten und darum ihre besonderen Eigentümlichkeiten bewahrt haben. Dieser Umstand und die dadurch bedingten Verwandtenheiraten, in Verbindung mit der unter ihnen herrschenden Vielmännerei mag die Ursache sein, daß es so wenig Kinder bei ihnen giebt und das gänzliche Erlöschen des nur noch gegen 1000 Seelen zählenden Stammes nur noch eine Frage der Zeit ist, wenn nicht besondere Umstände eintreten, die dasselbe verhindern. Eine Todafrau wird mit ihrer Verheiratung das Weib sämtlicher Brüder ihres Mannes, auch wenn diese schon Weiber haben, und die Vaterschaftsverhältnisse in der Familie sind so geregelt, daß dem bestehenden Rechte nach das älteste Kind als das des ältesten Bruders, das zweitälteste als das des nächstältesten gilt, und so fort. Die Folge davon ist, daß zwischen Vätern und Kindern wenig Zuneigung besteht, und man geht wohl nicht fehl, wenn man auch das früher unter den Todas im Schwange gehende Laster des Mädchenmordes damit in Zusammenhang bringt. Jeder wollte einen Sohn haben, und so wurden die Töchter eben beseitigt; nur ein einziges Mädchen wurde übrig gelassen, während die übrigen erdrosselt wurden — angeblich, weil man nicht so viele Mädchen zu ernähren imstande sei. Jetzt ist dieser scheußliche Branch dank dem energischen Vorgehen der englischen Regierung so gut wie ausgerottet.

Die Todas bewohnen die höchsten Höhen der blauen Berge, während die Badagas weiter unten an den Abhängen ihre Niederlassungen haben. Ihrem äußeren Aussehen nach unterscheiden sie sich von allen andern Bewohnern Indiens ebenso wesentlich, wie es hinsichtlich ihrer Lebensweise und Beschäftigung, ihrer Sitten, ihrer Sprache und Religion der Fall ist, denn sie sind auffallend hochgewachsene, kräftig gebaute Gestalten, und das tiefschwarze, in üppigen Locken herabwallende Haupthaar kontrastiert eigentümlich mit der hellen Färbung ihrer Haut. Trotzdem sie sich größtenteils im Freien bewegen und die Temperatur auf ihren Höhensitzen mitunter für indische Verhältnisse ziemlich tief sinkt, so gehen sie doch ziemlich leicht gekleidet einher, ohne Fußbekleidung und Kopfbedeckung, nur den Oberkörper in ein Stück groben Baumwollenstoffes einhüllend. Als immerwährenden Begleiter, der ihnen sogar ins Jenseits nachfolgen muß, indem sie ihn mit ihrer Leiche verbrennen lassen, tragen sie einen kenlenartigen Stock bei sich, der ihnen als Stütze und zugleich als Waffe dient, wenn sie die breiten, reißenden Gießbäche des Gebirges in weiten Sätzen überspringen, oder einen ihrer Büffel niederschlagen wollen, wozu es bei ihrer großen Körperkraft nur eines wohlgezielten Hiebes bedarf. Ihre ebenfalls sehr stattlichen Frauen, die leider sehr unreinlich sind und in mehr denn einem Sinne in üblem Gerüche stehen, haben offene, freie Gesichtszüge, und eine reiche Fülle lockigen, rabenschwarzen Haares wallt über Rücken und Schulter hinab. Trotz der etwas stark entwickelten Lippen findet man recht anziehende, regelmäßige Gesichter besonders unter den jüngeren Frauen, die Ähnlichkeit mit dem Gesicht einer hübschen Zigeunerin haben. Ihr Benehmen ist sehr

Digitized by Google

aufdringlich und frei. Als beliebtesten Schmuck tragen sie an Armen und Füßen Messingringe, die oft ein ziemliches Gewicht repräsentieren.

Ihren Lebensunterhalt gewähren ihnen die zahlreichen großen Büffelherden, die sie besitzen, und deren Pflege und Ausnutzung ihren Lebensberuf bildet. Die Bergtriften bieten ihnen genügende Weide, so daß sie nicht genötigt sind, nomadenartig umherzuziehen, sondern feste Ansiedelungen haben, die sie Mand's nennen, und die nur aus wenigen, bienenkorbartigen Hütten bestehen. Die Zahl dieser, einen patriarchalischen Eindruck machenden Weiler beträgt etwa 100. Jede Hütte ist nur von einem Familienpaare bewohnt, und der Umstand, daß viele solche Hütten, ja ganze Mands, verlassen und verfallen stehen, z. B. auf dem Wege von Ottakamand nach dem Mukatipik, ist ein deutliches Zeichen, daß das Völkchen im Aussterben begriffen ist. Das von einer Mauer umgebene Familienheiligtum, in welchem die Männer das „heilige“ Geschäft des Butterns verrichten, darf von keinem weiblichen Fuße betreten werden und steht nicht weit von den Hütten des Mand entfernt, die oft eine ganz herrliche Lage mit der denkbar prächtigsten Fernsicht haben, die einen entschädigen muß für den trostlosen Anblick, welchen die öde nächste Umgebung des Mand bietet, da der steinige Boden nicht angebaut wird, sondern wüste liegen bleibt. Die Hütten sind nicht kreisrund, wie die der Maleialim auf den Serawajabergen, sondern halbrund und etwa zehn Fuß lang. Durch ein enges, des Nachts durch ein Brett verschlossenes Kriechloch gelangt man in den finsteren, an der höchsten Stelle etwa sechs Fuß hohen Innenraum, dessen eine Hälfte zum Kochen, die andere etwas erhöhte als Lagerplatz während der Nacht benutzt wird. Den Tag über halten sich die Bewohner fast nur im Freien auf, es müßte denn sein, daß die Witterung gar zu ungünstig wäre.

Was nun die Büffel der Todas anbelangt, um die sich ihr ganzes Denken und Thun, Dichten und Trachten dreht und die ihren Stolz und Reichtum bilden, so sind dieselben äußerlich zwar den Büffeln der Ebene völlig gleich und offenbar derselben Rasse angehörend, und doch ganz wesentlich von denselben verschieden. Etwas Dümmeres, Trägeres, Plumperes als diese Tieflandbüffel kann man sich kaum vorstellen; der massige Rumpf, die dünnen Beine, der dünne Hals und die mächtigen Hörner — keines will recht zu dem andern passen. Dazu sind diese schwarzen Ungetüme außerordentlich feig und furchtsam, so daß sie vor dem kleinsten Hunde ebenso entsetzt Reißaus nehmen, wie vor einem schwarzen Kleide. Sie gehen leidenschaftlich gern ins Wasser, und es gewährt einen eigentümlichen, unwillkürlich zum Lachen reizenden Anblick, wenn sie neben der Straße im Teiche liegen, so tief, daß nur die Nase herausragt. Ein prächtigeres Urbild der Dummheit, als solch einen dummglotzenden Büffelkopf kann man sich nicht leicht denken. Sie greifen nie einen Menschen an.

Die Bergbüffel der Todas dagegen sind weniger harmlos, sondern recht wilde, unbändige Gesellen, die dem Reisenden, der unvermutet sich einer solchen Büffelherde gegenüber sieht, recht unangenehm, ja gefährlich werden können, so daß schon mancher schleunigst Fersengeld geben und froh sein mußte, mit heiler Haut davongekommen zu sein. Sie halten fest zusammen und gehen gemeinschaftlich vor, und durch Drohen und Scheuchen macht man die Sache nur schlimmer. Der wilde Ausdruck ihres Auges unterscheidet sie auf den ersten Blick von ihren harmlosen Vettern im Tieflande, die dem Menschen nur deswegen mitunter den Weg vertreten, weil sie zu dumm und zu faul zum Ausweichen sind.

Die Ansicht mancher europäischen Reisenden, als ob die Todas keine Götzenanbeter wären, beruht auf einem Irrtum. Wenn sie auch keinen so groben Götzendienst treiben, wie die anderen Stämme, so steht es doch fest, daß sie wenigstens einen materiellen Gegenstand haben, dem sie göttliche Ehre erweisen. Das ist die heilige Büffelschelle, welche die Gottheit darstellt oder ihr zur Wohnung dient und in den noch näher zu beschreibenden Todaheiligtümern aufbewahrt wird. Diesen Schellengott nennen sie Hiriadewa, d. i. Hauptgott; ihm bringen die Priester Gebete und Spendopfer von Milch dar, die vor ihm ausgegossen wird. Den Christengott, von dem sie durch die Missionare gehört haben, nennen sie Jusuru Swami, d. i. Gott des Lebens.

Digitized by Google

Ihre Gebete sind sehr kurz und beziehen sich nur auf Dinge des irdischen Lebens. „Möge alles glücken!“ „Möge alles wohlgeraten!“ das ist ihr Lieblingsgebet. Statt unsers Händefaltens beim Beten legen sie den rechten Daumen auf die Nasenspitze und berühren mit den übrigen gespreizten Fingern die Stirn.

Eine Gottheit, welche die Todas den Jagdgott nennen, wohnt nach ihrem Glauben in Nambili Kotei, einem Landstriche, welcher dem Nadscha von Nellambur gehörte. Ihn rufen sie um seinen Beistand an, wenn sie Jagd auf die Tiger machen, die ihre Herden decimieren.

Der oben erwähnte Mukatipik (Mukurty Peak) wird von ihnen sehr heilig gehalten, weil sie ihn für den Aufenthaltsort einer Gottheit halten, die ihnen als eine Art Wachthausverwalter des Jusuru Swami, als der Wächter der Himmelspforte gilt. Ihre Meinung ist, daß die Geister der verstorbenen Todas zusammen mit den Seelen der Büffel, welche von ihren Freunden getötet wurden, um sie in den Himmel zu begleiten und dort mit Milch zu versorgen, von dieser Bergspitze als dem nächsten Wege zu „dem anderen Distrikt“, wie sie das Jenseits nennen, hinüberspringen. Die Badaga nennen das Jenseits Kanägiri, d. i. unsichtbarer Berg.

Einst gab es sieben Tiriri's oder heilige Mands, deren jedes von einem Einsiedler, dem Palal oder Milchmanne bewohnt war, dem zur Bewachung der Herden ein Kawilal oder Wächter beigegeben war. Drei dieser Tiriris sind mit der Zeit gänzlich verlassen worden und ein viertes nahe bei Ottakamand teilt deren Los voraussichtlich in kurzer Zeit, denn es wird fast gar nicht mehr besucht. Zu jedem der drei noch übrigen heiligen Mands gehört eine Herde heiliger Büffel für den ausschließlichen Gebrauch der zwei heiligen Bewohner des Tiriri, welche, das heilige Geschäft des Butterns besorgend, den Verkehr mit der Außenwelt gänzlich abgebrochen und ein Leben in beständiger Meditation über die Gottheit gelobt haben. Der Palal ist der heiligere von beiden, der Kawilal bloß sein Diener. Weiber dürfen das Tiriri gar nicht betreten, und ohne besondere Erlaubnis darf niemand den Bewohner desselben anreden, und wenn es gestattet wird, auch dann nur aus weiter Entfernung. Als einzigen Schutz gegen die Unbilden der Witterung trägt er einen Streifen rauhen Stoffes um die Lenden. Der Palal steht in hohem Ansehen und im Geruche großer Heiligkeit bei seinen Todabrüdern und übt einen mächtigen Einfluß auf ihre Entschließungen aus, denn sie glauben, der Gott wohne in ihm und thue seinen Willen durch ihn dem Volke kund. Er lebt hauptsächlich von Milch und verläßt selten das heilige Mand; nur hie und da besucht er die Badaga-Dörfer und nötigt die Leute, ihm zu geben, was er gerade verlangt. Bei seinem Nahen fällt alles zu Boden, und sein Einfluß ist so groß, daß sie sich seinen Wünschen nicht zu widersetzen wagen, aus Furcht, er könne vermöge seiner Zauberkunst ein Viehsterben unter ihren Herden verursachen. In früheren Zeiten, ehe die ersten Europäer die Nilagiris besuchten, muß die Autorität des Palal eine sehr große gewesen sein; später hat sie sich wesentlich verringert, und seit das Licht der Civilisation in die finsteren Winkel der Berge eingedrungen ist, hat unter seiner Einwirkung der Aberglaube abgenommen. Die Einweihung des Palal war früher eine sehr ernste Sache, jetzt ist sie nur ein leeres Spiel. Ist er seiner Einsamkeit müde geworden, so kann er übrigens wieder zu seiner Familie zurückkehren.

Die Todas werden von den Höhenbewohnern als die Herren von Grund und Boden angesehen und erhalten demzufolge von ihnen einen Tribut in Gestalt von Naturalien. Die Badaga zeigen übrigens oft große Lust, den Todas diese Abgabe zu verweigern, und würden es auch wirklich thun, wenn sie sich nicht vor den Zaubereien derselben fürchteten.

Ein Glaube an Zauberei ist allen Höhenstämmen gemein, und während die Todas ihrerseits sich vor den Zauberkünsten der Kurumbas fürchten, halten sie gemeinsam mit diesen die Badagas in immerwährendem Schrecken durch Androhung von Zauberei. Als einmal ein Viehsterben eine große Zahl von Büffeln weggerafft hatte, wurde die ganze männliche Bewohnerschaft von zwei benachbarten Todamands ergriffen und vor den Häuptling der Badagas im Distrikte gebracht und direkt beschuldigt, das Vieh durch Zauberei getötet zu haben.

Digitized by Google

Die Badaga drohten damals, ihren üblichen Tribut an Körnern zurückzuhalten, wenn die Seuche nicht sofort aufhöre. Die Todas stimmten bereitwillig zu und versprachen, ihre Zaubereien einzustellen, da sie natürlich nicht willens waren, einzugestehen, daß sie die ihnen zugeschriebene Macht nicht besäßen, um ihren Einfluß auf die Badagas nicht zu verlieren. Kurz darauf nahm die Plage ein Ende, und die einfältigen Badagas sahen das ausschließlich als eine Folge ihres Abkommens mit den Todas an.

Um die Moralität ist es bei den Todas nicht besonders glänzend bestellt, im Gegenteil herrscht große Unsittlichkeit. Der Ehebruch ist ziemlich allgemein, und wird nur dann bestraft, wenn das Weib die Ehefrau oder die Tochter eines einflußreichen Mannes ist. Die Frauen sind sehr dreist und unverschämt in ihrem Betragen gegen Fremde, und sehr untreu gegen ihre Männer.

Die bei der Eheschließung beobachteten Gebräuche sind sehr einfach. Am Hochzeitstage wird die Braut in das Haus ihres zukünftigen Mannes gebracht, welcher der auf dem Boden vor ihm liegenden erst den rechten, dann den linken Fuß auf das Haupt setzt. Darauf muß sie Wasser zum Kochen bringen, und damit ist sie Frau im Hause geworden. Der Preis für eine Frau schwankt zwischen 20—30 Rupie; früher war derselbe niedriger, aber die Nachfrage nach Frauen ist größer geworden und dadurch ihr Wert gestiegen. Ist der Mann mit seiner Frau unzufrieden, so darf er sie ihren Eltern zurückschicken, und die Frauen dürfen ihre Männer ungestraft verlassen.

Die Festlichkeiten, welche anderswo den Hochzeitstag bezeichnen, werden bei den Höhenstämmen lieber am Tage der Bestattung abgehalten. Bei solchen Gelegenheiten wird Musik gemacht und getanzt, und Weinen und Fröhlichkeit wechseln in seltsamem Durcheinander ab. Missionar B. beschreibt eine derartige Feier. „Wie der Indianer sein Jagdgewehr, so nimmt der Toda im Tode seine Büffel mit, um sie dort (im Jenseits) wieder zu weiden und von ihrer Milch sich zu nähren. „Begleite den Geist des Verstorbenen in das große Land!“ so heißt der Befehl, der jedem Büffel besonders erteilt wird, wenn er unter den Keulen der Todas, meist auf einen Schlag, zusammensinkt. Dann wird die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt und dieser angezündet. Das Fleisch der Büffel aber wird von den Kohtas, einem andern Gebirgsstamme, verzehrt. Doch damit ist der Verstorbene noch nicht vergessen: nach Jahresfrist wird noch eine größere Totenfeier gehalten, und noch mehr Büffel werden dem Geschiedenen nachgesandt. Schmausen und Wehklagen wechseln bei dieser wunderlichen Feier miteinander ab. Stirn an Stirn gelehnt sitzen die ernsten Männer zwei und zwei nebeneinander und jammern dem Verstorbenen nach: „Wie ist jetzt dein Befinden, o Bruder?“ „Leidest du am Fieber?“ „Gedeihen deine Büffel?“ „O warum hast du uns so bald verlassen?“ u. s. w. Heulend stimmen die Weiber in diese Totenklage mit ein. Ihre Gebärden zeugen vom tiefsten Schmerze, ihr ganzer Leib zittert vor Trauer der Seele. Und doch können sie wenige Minuten darauf sich wieder miteinander unterhalten, als ob gar nichts geschehen wäre.“ Diese Jahresfeier ist also wichtiger, als die eigentliche Leichenfeier. Die Badaga, Kota und Kurumba werden dazu eingeladen und während der Feier bewirtet. In früheren Zeiten wurden häufig an die 40—50 Büffel halbtot gehetzt und grausam mit Keulen niedergeschlagen, nachdem man sie zuvor in besonders für diesen Zweck errichtete Umzäunungen getrieben. Die vielen bei solchen Gelegenheiten durch die wütend gemachten Tiere verursachten Unglücksfälle haben diese grausame Unsitte eingeschränkt.

Die Sprache der Todas ist ein Dialekt des Kanarese und von solchen, die mit dieser Sprache einigermaßen vertraut sind, unschwer zu erlernen. Die tiefen Brustlaute ihrer Aussprache haben manchen Europäer auf den Gedanken gebracht, als handele es sich um eine besondere Sprache. Diese tiefen Brusttöne sollen sie sich durch den beständigen Umgang mit ihren Büffeln angewöhnt haben. In ihren Liedern kommen die unmelodiösesten Töne vor, die mehr dazu angethan scheinen, ein wildes Tier zu verscheuchen, als einen Menschen in Schlaf zu lullen, welches letztere ihr Zweck meistens ist. Drei Viertel ihrer Wörter finden sich in den Dialekten der andern Stämme, und nur die verschiedene Aussprache erweckt den Eindruck, als ob es

Digitized by Google

sich um eine andere Sprache handele. Die Todasprache ist sehr wenig ausgebildet, denn sie hat nur ein Präsens, während Perfektum und Futurum durch Zuhilfenahme von Adverbien gebildet werden.

Zu ausführlicheren Mitteilungen über dieses interessante Völkchen bietet der mir hier gestattete Raum leider keine Möglichkeit.

Ein ganz anderer Menschenschlag sind die bereits genannten Badaga, welche ebenfalls die Höhen der Nilagiriberge bewohnen und heute noch etwa 15000 Seelen zählen und gegen 300 Dörfer und Weiler bewohnen. Ihr Name bedeutet „Volk des Nordens“ und rührt davon her, daß der größere Teil von ihnen aus Meisur eingewandert ist.

Im Unterschiede von den Dörfern der Todas sind die der Badagas ziemlich groß, die Häuser sind besser gebaut und liegen, eines dem andern aufs Haar gleichend, in einer langen Straßenzeile, so daß das Ganze den Eindruck eines einzigen langen Hauses macht. Die Kleidung der Leute ist besser, als die der Todas; auch tragen sie das Haupt mit einem Turban bedeckt, wie die Tieflandbewohner.

Wiewohl die Religion der Badagas der Hauptsache nach Lingamdienst, also die tiefste Stufe des brahmanischen Sivadienstes ist, beten sie doch auch ihre Vorfahren, z. B. berühmte Jäger oder Frauen, ja ganz lächerliche Gegenstände, wie alte Messer und dergleichen an. Auch die Kaste finden wir bei ihnen eingebürgert, denn sie teilen sich in 18 verschiedene Kastenabteilungen, deren wichtigste die Wodearu, die Kongaru, Adeikarigaru, Kamakaru, Harnwaru, Amaru, Marei, Gonaja, Manika, Tori, Kumbararu u. s. w. sind, und die sich gegeneinander beinahe ebenso exklusiv verhalten, wie die Kasten im Tieflande.

Die Wodearu sind die höchste dieser Kasten und besitzen einen außerordentlichen Stolz; von dem Europäer, wenn sie einen solchen treffen, Notiz zu nehmen fällt ihnen gar nicht ein. Sie essen nicht mit den gewöhnlichen Badagas zusammen und sehen sich selbst als Gurus (geistliche Führer) und Priester derselben an. Wenn ein Badaga ein Fest feiert, was gewöhnlich geschieht, wenn er das Haupt eines seiner Kinder zum ersten Male scheren läßt, so ladet er einen Wodearu ein, um den Fuß desselben zu segnen. Bei einer Leichenfeier nehmen die Badagas allgemein den Turban vom Kopfe, aber die Wodearu behalten ihn auf. Jeder Eingeborene, nicht einmal die kleinen Häuptlinge der Berge ausgenommen, muß sich tief vor ihnen verbeugen und ihnen Anbetung darbringen. Da die Wodearu zu stolz sind, Bürden zu tragen oder bei den Europäern Anstellung und Beschäftigung zu suchen, so sind sie arm, während die andern Badaga verhältnismäßig gut situiert sind. Deshalb legen sie sich aufs Betteln, was für sie nach der in Indien allgemein verbreiteten Anschauung durchaus nichts Erniedrigendes und Entwürdigendes an sich hat; sie spielen eben die Brahmanen der Berge, und den Brahmanen gehört nach Manus Gesetz, wenigstens dem Princip nach, aller Grund und Boden im Lande, so daß der bettelnde Brahmane oder Wodearu eigentlich keine Wohlthat erbittet, sondern nur einen kleinen Teil der Zinsen einfordert, die ihm nach göttlichem Rechte gebühren. Übrigens sind die Wodearu nicht sehr zahlreich, sondern bewohnen nur fünf Dörfer.

In Sachen der Religion sind die Badaga, wie alle Höhenstämme, zu einem Zustande herabgesunken, der sich wenig über den Fetischismus erhebt. Jeder Gegenstand kann ein Gegenstand der Anbetung werden, wenn der Häuptling oder der Dorfpriester es sich einfallen lassen, ihn zu vergöttern. Die natürliche Folge davon ist, daß sie wenig Respekt vor ihren Gottheiten haben, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß man hört, wie sie dieselben Lügner nennen oder sonst mit Schimpfnamen belegen. Nach ihrer eigenen Berechnung giebt es auf den Bergen nicht weniger als 338 Götzenbilder; trotzdem steigen sie noch häufig in die tiefer gelegenen Bezirke hinab, um vor den Götzen der dort hausenden Stämme ihre Gelübde abzulegen. Ihre Götter haben gar mancherlei Gestalt; oft sind sie weiter nichts als der Überrest eines alten Grabmals oder die Ruinen von Häusern, welche einst von nunmehr ausgestorbenen Stämmen bewohnt waren.

Da die Badaga alle Verehrer des Siva waren, so enthalten noch viele ihrer Tempel den Mahalinga, der durch einen langen, rohgearbeiteten Stein von der Form des Lingam dargestellt ist. Die Tempel dieses Gottes haben fast alle Kegelgestalt,

Digitized by Google

und am Eingange des außerhalb des Dorfes liegenden Heiligtums liegt der aus Stein gehauene Stier des Siva Vassapa. Die zahlreichen silbernen Weihgeschenke in Gestalt eines Schirmes u. s. w., welche die Tempel erhalten, verschwinden fast sämtlich, offenbar von den Häuptlingen unterschlagen. Die einfältigen Badaga aber meinen, sie verwandelten sich in Erde. Einige der Mahalingabilder werden auch Thanui-Tewer, d. h. Wassergötter genannt, weil man ihnen die Macht zuschreibt, rotglühende Kohlen, wenn die Brahmanen darüberschreiten, so kalt zu machen, daß sie sich wie kühles Wasser anfühlen.

Ein anderes Götzenbild besteht aus nichts weiter, als einem aufrecht stehenden Steinpfeiler, welcher ein Überrest von dem Palaste eines Radscha sein soll und Kallu-Kamba-Raja, d. i. Steinpfeiler-Herr genannt wird. Er hat nur einen Tempel.

So haben sie noch eine Unzahl von Gottheiten, an die sich allerlei Mythen knüpfen, darunter viele ohne Namen, die im Innern hoher Berge und in dichten, undurchdringlichen Wäldern wohnen; die meisten derselben gelten als boshaft und rachsüchtig, weshalb man ihnen häufig Ziegen opfert, um sie bei guter Laune zu erhalten.

Die Art, wie die Badaga ihre Götter befragen, ist einfach genug; sie werden dabei in ganz plumper Weise von dem Priester dupiert und über das Ohr gehauen. Während sie vor dem Bilde knieen und dasselbe befragen, steht der Priester mit einer Hand voll Blumen hinter ihnen und wirft dieselben nach dem Bilde. Fallen sie zur Rechten nieder, so bedeutet das eine bejahende, fallen sie zur Linken, eine verneinende Antwort des Gottes.

So leicht die Ehen bei den Badagas geschlossen werden, so leicht werden sie gelöst. Der Mann holt die Frau und den als Mitgift ihr mitgegebenen Büffel aus dem Hause ihrer Eltern ab und setzt ihr daheim mit den Worten: „lebe, gehe hin, hole Wasser!“ den Fuß auf den Kopf, während sie vor ihm am Boden liegt. Damit ist die Ehe geschlossen. Paßt ihm die Frau nicht mehr, so schickt er sie einfach mitsamt dem Büffel, den er in diesem Falle zurückerstatten muß, ihren Eltern zurück. Frauenraub ist nichts Seltenes und wird in solchen Fällen regelmäßig geübt, wo die Eltern ihre Einwilligung zur Ehe versagen, ganz gleich, ob das Mädchen mit ihrer Entführung einverstanden ist oder nicht; in letzterem Falle wird die geraubte lange Zeit streng bewacht, um ihr Entlaufen zu verhüten, und manche hat aus Verzweiflung darüber zum Opium gegriffen und sich vergiftet.

Wie unter den Todas, so werden auch unter den Badaga die Leichenfeiern außerordentlich festlich begangen. Jung und alt legt dabei den besten Putz und Staat an. Wenn ein Badaga im Sterben liegt, so stecken ihm seine Angehörigen eine kleine Goldmünze im Werte von ¼ Rupie zwischen die Lippen, damit er dieselbe verschlucken möge, wenn er noch imstande dazu ist. Wo nicht, so wickeln sie die Münze ein und binden sie ihm um den Arm. Dieselbe soll ihm auf der Reise ins Jenseits als Reisegeld dienen und wird für ausreichend gehalten bis zum Passieren der Fadenbrücke, welche nach ihrer religiösen Anschauung das Thal des Todes mit der unsichtbaren Welt verbindet.

Sobald das Leben erloschen ist, werden die Vorbereitungen zur Leichenfeier begonnen und Boten zu den Verwandten des Verstorbenen in andere Dörfer geschickt. Einige Leute gehen in den Wald, um Brennmaterial zu holen, während andere zu den Kohtas, den Musikern der Berge, gesandt werden, die bei solchen Gelegenheiten immer dabei sein müssen.

Sobald das Holz aus dem Walde da ist, gehen die Leute daran, den Leichenwagen, einen hohen, turmartigen Aufbau, herzurichten, der mit Stoffen bedeckt und bestimmt ist, mit der Leiche verbrannt zu werden. Sobald er fertiggestellt ist, wird die Leiche herausgetragen und darunter gelegt, und mit ihr, wenn der Verstorbene ein Mann war, sein ganzes Ackergerät, seine Flöte und sein Stock nebst einer trocknen Kürbisschale, welche ihm in jener Welt als Trinkgefäß dienen soll. Weiter wird an diesem Tage nichts vorgenommen.

Am folgenden Morgen versammelt sich von allen Seiten viel Volk, und es beginnt der Totentanz, zu dem sich alle männlichen Verwandten des Verstorbenen zusammenfinden, die Leiche im Kreise umschreitend. Auch die andern Anwesenden nehmen teil, und die abseits stehenden

Digitized by Google

Weiber schauen zu. Der Hauptzweck, den sie dabei im Auge haben, scheint der zu sein, den Weibern zu imponieren, und sie werden dabei so wild und erregt, daß sie oft weiblichen Putz anlegen und die obscönsten Stellungen einnehmen. Es kommt dabei nicht selten vor, daß irgend ein Weib aus dem Haufen außer sich gerät und mit einem Reisstößel oder einer Sichel sich wild mitten unter die Tanzenden stürzt.

Nachdem die Sonne den Zenith überschritten hat, hört der Tanz auf, weil man der Meinung ist, daß dann die Seele des Verstorbenen in den Himmel eingegangen ist. Während der ganzen Dauer dieser Verrichtung schreiten die nächsten Verwandten um die Leiche, Thränen vergießend und Speise auf Tellern oder in Körben tragend, und zählen alle guten Eigenschaften des Toten auf. Darnach versammelt sich das Volk um die Leiche und schafft sie zum Dorfe hinaus. Die nächste Ceremonie, die nun vorgenommen wird, ist die Übertragung der Sünden des Verstorbenen auf ein zu diesem Zwecke zuvor bereitgestelltes Büffelkalb. Ein einzelner nennt jede einzelne Sünde, und die Menge spricht jedesmal den Refrain: „eine Sünde“. Durch dieses Sündenbekenntnis und die Übertragung der Sünden auf das Kalb glauben sie die Vergebung derselben sicher bewirken zu können.

Diese Totenlitanei der Badagas, welche von den meisten Besuchern dieses Volkes ganz übereinstimmend mitgeteilt wird, giebt uns einen deutlichen Begriff davon, was dieselben sich unter Tugenden und Sünden vorstellen. Ich will daher den Wortlaut dieser Litanei, wie ihn Graul in seiner Ostindienreise und Baierlein mitteilen, hier anführen:

„Aus der Welt des Sterbens geht die Reise in die große Welt.
Hier ist Bassawa (der Büffel).
Möge der Verstorbene auch tausend Sünden begangen haben —
Unter des Büffels Fuß sollen sie fallen.
Seiner Urgroßmutter Sünden,[1])
Seines Urgroßvaters Sünden,
Seiner Großmutter Sünden,
Seines Großvaters Sünden,
Seiner Mutter Sünden,
Seiner Familie Sünden —
Unter des Büffels Fuß sollen sie fallen!

(Ein alter Vorbeter spricht:)

Er hat die Brüder aus Neid entzweit!	(Die Menge antwortet:)	Sünde!
Er hat Grenzsteine versetzt!		Sünde!
Er hat Fremde einen falschen Weg gewiesen!		Sünde!
Er hat seinen Schwestern die Zähne gewiesen!		Sünde!
Er hat eine Schlange getötet!		Sünde!
Er hat eine Eidechse getötet!		Sünde!
Er hat seinen Nachbar um seinen guten Büffel beneidet!		Sünde!
Er hat mit einem Ochsen gepflügt, der zu jung zur Arbeit war!		Sünde!
Er hat nach eines andern Weibe geschaut!		Sünde!
Er hat die eigenen Leute verstoßen und Fremde an ihrer Statt aufgenommen!		Sünde!
Er hat den Armen kein Almosen gegeben!		Sünde!
Er hat sein Kleid, das an den Dornen hängen blieb, im Zorn weggerissen!		Sünde!
Er hat auf einer Bank gesessen, während sein Schwiegervater am Boden saß!		Sünde!
Er hat vor der Sonne ausgespieen!		Sünde!
Er hat den fließenden Bach ohne Gruß berührt!		Sünde!

Des Totenhauses Thür öffne sich!
Der Tugend Wohnung thue sich auf!
Das Sündenhaus sei verschlossen!
Die Feuersäule[2]) werde kalt!

[1]) Auffallend ist die Voranstellung der weiblichen Personen.

[2]) Die Badaga meinen, jeder abgeschiedene Geist müsse an einer Feuersäule vorübergehen und dieselbe umarmen. Hat er Sünden an sich, so wird er von ihr verzehrt und wird in der

Digitized by Google

Die Fadenbrücke stehe fest!
Die Herrlichkeit nahe sich!
Der Hölle Mund schließe sich!

(Der Alte:)

Er hat seiner Eltern Fuß umfaßt! Tugend!
Er hat vor den Priestern sich tief gebückt! Tugend!
Er hat der Sonne die Hände entgegen gefaltet! Tugend!
Er hat dem Monde Verehrung gebracht! Tugend!
Er hat eine Leichenpyramide neunstöckig erbaut! Tugend!
Er hat den Armen einen ellenlangen Sack Getreide gegeben! Tugend!
Er hat ihnen wie Regenwasser so viel Schmalz gebracht! Tugend!

Und ob es auch tausenddreihundert Sünden wären, die er begangen hat:
Unter des Büffels Fuß sollen sie fallen!
Sie sollen fallen! sollen fallen!
Sie sind gefallen! sind gefallen! gefallen!

Nach diesen Worten wird das Büffelkalb losgebunden und unter großem Geschrei „hinweg! hinweg!“ davongejagt.

Diese ganze Leichenantiphonie mit ihren kurzen Responsorien macht einen litaneiartigen Eindruck. Nach derselben wird die Leiche sehr eilig an einen kleinen Fluß getragen und dort verbrannt.

Die Badaga haben eine große Menge sinniger Sprichwörter und eine Anzahl ganz eigentümlicher Sagen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben und so noch heute im Munde des Volkes leben.

Von den erwähnten Sprichwörtern mögen einige hier folgen:

Wenn unser Silber schlecht ist, warum zanken wir mit dem Goldschmied?
Als er arm war, war er zufrieden; nun er reich ist, ist er unzufrieden.
Ruiniere keinen Fremden, und sollteſt du dein eigen Gut verlieren!
Thu alles zu seiner Zeit; manche Leute verlieren die Ernte des ganzen Jahres wegen eines einzigen Mahles.
Er sucht einen Tropfen Ghi[1]) zu sparen und wirft den ganzen Topf um.
Ein Kluger sieht besser mit einem halben Auge, als ein Dummkopf mit seinen beiden.
Spieler sind Höllenkandidaten.
Gieb auf die Spiele des Knaben acht, und du weißt, wie er sich als Mann betragen wird.
Haſt du einen seltsamen Traum — stehe auf und denke darüber nach!
Wie die Mutter, so die Kinder.
Ist der Karri ohne Geschmack, so kannst du Salz daran thun; hat aber das Salz seinen Geschmack verloren, womit soll man würzen?
Zu viel Essen macht Herzklopfen; zu viel Worte führen zu Zank.
Wenn du einen Büffel und einen Ochsen zusammenspannſt, so will der eine in den Sumpf, der andere auf die Bergspitzen.
Was versteht der Affe von der Brille und der Schakal vom Tempel?
Ein schlechtes Weib ist besser als gar keines.
Weißt du was Rechtes, so rede; wo nicht, halt's Maul!
Der Faulenzer und der Pfauhahn sind bange vor dem Regen.
Was hilft die Geige dem Tauben und der Spiegel dem Blinden?
Der Sohn muß seines Vaters Schulden bezahlen.
Ertrage, was du nicht ändern kannst!
Du kannst einen Damm schließen, nicht die Leidenschaft eines andern.

Hölle von dem „Drachen mit dem Rabenmaul“ genagt. Hat er keine Sünde, so bleibt er unversehrt und kommt zur „Fadenbrücke“, über die ihm seine guten Werke ins Land der Seligen hinüber helfen, das goldene Mauern und silberne Säulen und ellenlange Kornähren hat.

[1]) Geschmolzene Butter.

Digitized by Google

Eine einzelne Kohle will nicht gut brennen; ein einsamer Reisender findet den Weg langweilig.
Wenn ein Dienstbote reich wird, will er einen Sonnenschirm für die Nacht haben.
Er will seinen Freund nicht auffordern zu gehen, aber er macht einen solchen Qualm in der Hütte, daß derselbe sie verlassen muß.
Kinder sind wie Regen aus den Wolken.
Ein armer Mann hat keine Freunde.
Wenn der Tiger hungrig ist, frißt er zuletzt Gras.
Ich habe meinen eigenen Baum gefällt und er ist auf mich gefallen.
In Frieden mit andern leben macht wohlhabend.
Du sollst nicht begehren deines Nächsten Feld noch ihn um sein Haus beneiden!
Drei Dinge sind einander gleich: eine Hure, ein Ehebrecher und ein Feld ohne Damm am reißenden Strome.
Wird ein Kind sterben an den Streichen seiner Mutter?
Was helfen dir hundert Büffel, wenn dein Sohn ein Narr ist, der sich nicht um sie bekümmert?
Das Haus eines Eheloſen verfällt.
Eine Hungersnot geht vorüber, aber böſe Worte bleiben in Erinnerung.

Diese Beispiele mögen genügen.

Die Kurumba wohnen nicht, wie die Toda und Badaga auf dem Hochplateau des Gebirges, sondern an den fieberischen Abhängen desselben und stehen in fortwährendem Verkehr mit jenen, indem sie ihnen als Zauberer und Musikanten dienen. Sie wohnen in eigenen Dörfern, die nur aus wenigen Hütten bestehen; ein kleines Stückchen urbares Land liegt dabei. Jeder Badagadistrikt hat seinen eigenen Kurumba-Zauberpriester, welcher zur Zeit der Saat und Ernte hinaufkommt, um den ersten Samen auszustreuen und die ersten Schnitte mit der Sichel zu thun. Sollte es vorkommen, daß der Saatwurm ins Getreide kommt, so wird ebenfalls der Kurumba gerufen, und muß ein lautes, das Brüllen eines Kalbes nachahmendes Geschrei erheben, welches ihrer Ansicht nach das Ungeziefer tötet. Für diese Dienstleistungen erhält er entweder eine Quantität Körner oder eine bestimmte Summe Geldes, $^1/_4$ Rupie für jedes Joch Ochsen, das zum Pflügen benutzt wird. Die Badaga schreiben zwei Abteilungen der Kurumba die Gabe zu, Menschen durch Zauberei zu töten, und es ist vorgekommen, daß Leute, die einem Kurumba im Dschangel allein begegneten, vom bloßen Schrecken krank geworden und gestorben sind. Die Kurumba halten natürlich diesen Aberglauben im Interesse ihres Geldbeutels warm. Früher wurden oft ganze Scharen von Kurumba deswegen von den Badaga grausam ermordet.

Man nimmt mit Recht an, daß der Stamm früher die Hochflächen des Gebirges bewohnt habe, aber von den Toda in die ungesunden Gegenden, welche sie jetzt bewohnen, vertrieben worden sei. Denn einzelne Plätze in der Nähe der Höhendörfer tragen heute noch denselben Namen, mit dem die Kurumbadörfer bezeichnet werden (Mottè), und man findet daselbst auch noch Spuren von Gebäuden. Auch die aus Steinen aufgeschichteten Grabhügel, die man an vielen hochgelegenen Stellen des Gebirges findet, falls sie nicht etwa von einem längst untergegangenen andern Volke herrühren, sprechen für diese Annahme, da die Badaga und Kohta sich fürchten, anders als in Begleitung von Europäern an sie heranzugehen, und zwar deshalb, weil sie dieselben für die Wohnstätte böser Geister halten; die Toda aber zeigen keinerlei Interesse für dieselben. Auch findet man darinnen viele Eisenteile von alten Pflügen und Sicheln, ein Beweis, daß diese Steinhaufen von einem ackerbautreibenden Volke errichtet wurden, was die Toda nie gewesen sind. Eine ähnliche Bewandtnis mag es mit den sogenannten Kromlechs, Gruppen von aufgerichteten Steinen haben, von denen einzelne mit Skulpturen bedeckt sind, welche Jagdscenen darstellen. Man findet in diesen Kromlechs, die vermutlich einst als Begräbnisplätze gedient haben, viele Scherben von irdenen Gefäßen. Auch die Kurumba haben keinerlei Überlieferungen, aus denen man über die Urgeschichte des Stammes etwas erfahren könnte.

Digitized by Google

Der Stamm der Kohta bewohnt sieben ziemlich große Dörfer, die unter dem gemeinsamen Namen Kohtagiri bekannt sind. Aus dem Umstande, daß ihre Sprache der der Toda sehr nahe verwandt ist, darf man schließen, daß beide Stämme aus derselben Gegend herstammen und gleichzeitig sich auf dem Gebirge angesiedelt haben. Der Hauptunterschied der beiden Dialekte besteht darin, daß die Toda eine tiefere, gutturale Aussprache haben, während die Kohta mehr durch die Zähne sprechen. Wer die Toda versteht, kann auch die Kohta verstehen. Sie sind der einzige Höhenstamm, welcher Handwerke betreibt; deshalb sind sie den übrigen Stämmen unentbehrlich. Man findet unter ihnen Gold- und Silberarbeiter, Grobschmiede, Zimmerleute, Gerber, Seiler, Schirmmacher, Töpfer und Musiker, daneben treiben sie auch Ackerbau.

Die Kohta haben ebenso wie die Badaga den Toda einen Tribut in Gestalt von Körnern zu entrichten. Da sie aber nicht so abergläubisch wie jene sind, so stoßen die Toda bei der Erhebung dieser Abgaben oft auf erhebliche Schwierigkeiten. In jedem einzelnen Kohtagiri befinden sich zwei Tempel, einer für den Gott Siva, den sie unter dem Namen Kamataraja verehren, und einer für seine in der Form einer dünnen Silberplatte dargestellte Gemahlin. Andere Götter haben sie nicht. Sie feiern alljährlich zwei Feste, eins zum Gedächtnis ihrer Verwandten, die im Laufe des vorhergehenden Jahres gestorben sind, und ein zweites zu Ehren ihres Götzen. Abgesehen von dem Sündenkalbe, welches bei ihnen fehlt, haben sie bei ihren Leichenfeiern fast dieselben Gebräuche, wie die Badaga. Bei den Götzenfesten wird unaufhörlich getanzt; die Männer tragen bei dieser Gelegenheit ausnahmsweise Turbans, und die Menge der Schmucksachen, welche sie zur Schau tragen, ist erstaunlich. Die Häuptlinge der Badaga müssen beim Feste zugegen sein; ihr Fernbleiben würde als ein Bruch der Freundschaft und des Herkommens angesehen werden, und die Kohta rächen sich dafür, indem sie den Badaga keine Pflüge und Thongefäße mehr liefern.

Der Stamm zählt nur noch gegen 1000 Seelen; wer ein Weib nehmen will, muß dieselbe aus einem andern Kohtagiri holen; aus dem eigenen Dorfe ein Mädchen zu heiraten ist nicht gestattet.

Auf den Badagafesten führen die Kohta ohrenzerreißende Musiken auf; als Bezahlung dafür erhalten sie Getreide und die Erlaubnis, das gefallene Vieh der Badaga zu verzehren. Es giebt viele Opiumesser unter ihnen. Wie unreinlich sie sind, geht daraus hervor, daß man von ihnen sagt: Während der Badaga sich wenigstens alle Jahre zweimal wäscht, so wäscht sich der Kohta alle zwei Jahre nur einmal.

Die in den Bergen hausenden Iruler, welche im tiefsten Dschangeldickicht in größeren und leidlich gebauten Dörfern hausen und ebenfalls den Boden bebauen, sind ein scheues Völkchen und kommen selten mit den andern Eingeborenen in Berührung. Sie sprechen Tamil und sind Verehrer des Wischnu. Dann und wann kommen sie hinauf in die Badagadörfer und unterhalten deren Bewohner mit obscönen theatralischen Vorstellungen, welche Scenen aus dem Leben des Krischna darstellen, den sie Gowinda nennen.

Digitized by Google

Die Berginsel der Sarwarajas.

Obwohl die Provinz Sélam (Salem) eine der größten des Tamillandes ist, da sie Koimbatur und Madurei an Größe gleichkommt, so können wir uns mit einem kurzen Besuche begnügen, da der Distrikt außer den Sarwarajabergen, welche etwa den dritten Teil desselben ausfüllen, nichts von besonderem Interesse enthält. Im Südosten der Provinz gelegen, erhebt sich diese Gebirgsinsel bis zu 1600 Meter (5000 Fuß) Höhe. Auch der übrige Teil des Selamdistriktes ist ziemlich bergig, nur der Norden trägt nach Meisur zu den Charakter einer Hochebene, die vom Oberlaufe des Pönnarflusses durchströmt, keine wesentlichen Erhebungen gebirgiger Art aufzuweisen hat. So sind auch außer der Hauptstadt Sélam am westlichen Fuße der Sarwarajas keine bedeutenden Orte vorhanden. Ussur im äußersten Nordwesten am Pönnaru und Attur im äußersten Südosten sind unbedeutende Orte. Joliarpet und Tripatur im Nordosten, Stationen der den Distrikt von Nordosten nach Südwesten durchschneidenden Madrasbahn, sind nur insofern bemerkenswert, als bei ersterem Orte sich die Zweigbahn nach Meisur von der Madrasbahn abzweigt und Tripatur, ein bekannter und vielbesuchter Wallfahrtsort, einen großen Tempel besitzt, dessen nähere Schilderung wir uns ersparen können, da wir derartige Tempel ja schon in genügender Anzahl kennen gelernt haben. Auch die Hauptstadt Sélam selbst ist nur insofern von Interesse, als sie der Ausgangspunkt der Bergtouren nach Yerkad, einer sehr besuchten Gesundheitsstation der Europäer auf den Bergen ist.

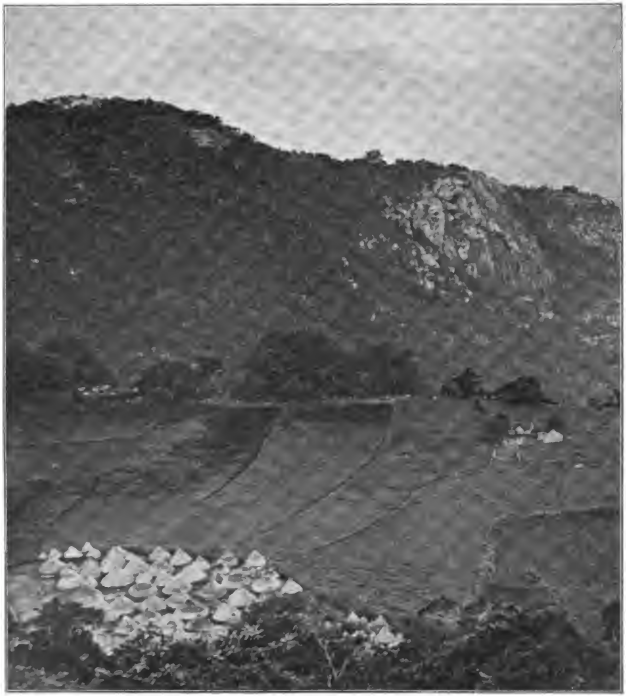
Die Sarwarajaberge (Shevaroy Hills) sind durch das breite Kawerithal von den Ghats getrennt, und schon in der Höhe von wenigen tausend Fuß fieberfrei. Eben aus diesem Grunde und wegen ihrer köstlichen, frischen Bergluft und prächtigen Vegetation sind sie eine beliebte und angenehme Erholungsstätte der durch das Klima geschwächten Europäer geworden. Palmen gedeihen nicht oben, dafür aber die Früchte der gemäßigten Zone und vor allem der Kaffee, der in großen Pflanzungen in der halben Höhe der Berge angebaut wird. Im Zickzack, oft an schwindelnd steilen Felshängen vorüber führt der Weg hinauf zu den Plantagen und Ansiedelungen der Europäer.

Hat man, sei es von Tritschinapalli über Karur-Jrodu, oder von Madras über Arkonam-Tripatur kommend, in Sélam die Bahn verlassen, so hat man, bevor man an den eigentlichen Fuß der Berge gelangt, erst noch eine zweistündige Überlandtour in einem federlosen Pferdekarren bis Adiwaram (Fuß des Berges) zu machen, die noch besonders unangenehm gemacht wird durch den Umstand, daß der Wagen keinen Sitz hat und der Reisende demzufolge nach eingeborner Art mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden des federlosen Gefährtes kauern muß, wo er jeden Stoß und jede Unebenheit des Weges doppelt spürt. Gewöhnlich wählt man die Zeit gegen Abend zu dieser Fahrt, damit man am nächsten Morgen schon in aller Frühe, ehe es zu heiß wird, von Adiwaram aufbrechen kann. Die Nacht bringt man in dem dortigen Reisebangalow zu, welches auch von Europäern und Eingeborenen benutzt werden darf und darum einen höchst unangenehmen Aufenthalt bietet. Denn es ist nicht auszusprechen, was die Leute oft für Gerüche in ihren Reisebündeln mit sich führen, besonders wenn sie ihr Lieblings-

Digitized by Google

gericht auf Reiſen, getrocknete Salzfiſche, bei ſich haben, die ganz fürchterlich riechen, ſo daß der Geruch der bei den Eingebornen ebenfalls ſehr beliebten Jackfrüchte gar nichts dagegen iſt, obwohl auch er europäiſchen Geruchsnerven wenig zuſagt.

Der Jackfruchtbaum iſt in Indien und beſonders in Selam und Koimbatur ſehr häufig und wächſt an manchen Stellen wild. Viele Straßen ſind mit Jackbäumen eingefaßt, und viele derſelben haben einen gewaltigen Stammumfang, während die



Malialimdorf in einem Hohenthale der Sarwarajas.

Höhe ſelten mehr als 40 Fuß beträgt. Die dicke, weiß und gelb ſcheckige Rinde des Stammes und der vielen gewundenen Äſte enthält Milchſaft. Die ſpannenlangen und handbreiten Blätter haben einen fußlangen Stiel. Das Intereſſante an dem Baum ſind die länglichrunden, 5—30 Kilo ſchweren Früchte. Dieſelben hängen nicht an den Zweigen, ſondern kommen aus den ſtärkeren Äſten oder direkt aus dem Stamme, teilweiſe ſogar unter der Erde, und beſtehen aus einer großen Zahl kleinerer, goldgelber

Digitized by Google

Früchte von eigentümlicher Gestalt, die von einer höckerigen, stachligen, gelblich-grünen und mit schleimiger Milch überzogenen Schale umschlossen sind. Sie werden von den Eingebornen auf mancherlei Art zubereitet und haben einen eigentümlich würzigen aber etwas faden Geschmack und riechen nicht angenehm. Das Holz des Baumes ist wertvoll und hart.

Was den Aufenthalt im Adiwaram-Bangalow besonders zur Qual macht, das sind die kleinen braunen und rötlichen Plagegeister, die, kaum daß man sich sein Lager bereitet hat, sich mit einer wahren Wut auf ihr Opfer stürzen, so daß an Schlaf so gut wie gar nicht zu denken ist. Es ist eben nicht zu ändern. Man steckt das mitgebrachte Wachslicht in den Hals der leeren Theeflasche, wickelt sich in die hier schon nötige warme, wollene Decke ein, und wartet in stiller Ergebung der sechsbeinigen Dinge, die da kommen sollen und auch in der Regel nicht lange auf sich warten lassen, sondern für Europäerblut eine ganz besondere Vorliebe zu haben scheinen.

Auch sonst geht es sehr unruhig im Bangalow zu, da viele Leute kommen und gehen. Besonders von 3½ Uhr morgens an ist an Schlaf nicht mehr zu denken, da die Kulis, welche Bau- und andere Materialien auf die Berge schaffen, um diese Zeit aufbrechen und einen solchen Lärm verführen, daß ein Wecken eigentlich überflüssig ist. Trotzdem erscheint pünktlich um 5 Uhr der „Mästri", ein eingeborner Angestellter, im Bangalow, der die Kulis zu besorgen hat, welche die dureikel und dureisänikel (Herren und Damen) per Tragstuhl auf die Berge befördern, und erinnert die Reisenden, daß es bald Zeit zum Aufbruch ist. Er ist eine drollige Erscheinung in seinem abgetragenen Uniformrock, welcher der Sage nach einmal rot gewesen sein soll. Wer noch leidlich bei Kräften ist, kann zur Not den Aufstieg zu Fuße wagen, doch ist dies für den durch die Hitze ausgemergelten Körper immerhin eine Leistung. Die meisten, besonders Damen, werden von den gemieteten Kulis auf Tragstühlen hinaufgetragen. Dazu gehören entschieden gute Muskeln und Lungen, obwohl immer einige Leute nebenher laufen, welche die Leute zu beiden Seiten des Stuhles ablösen. Es ist zu verwundern, wie die Leute imstande sind, mit ihrer unbequemen Last zwei Stunden lang ohne Ruhepause auf schlechten Pfaden steil bergan zu steigen oder rückwärts in raschem Laufe hinabzueilen, ohne einmal zu verschnaufen oder ein einziges mal zu straucheln. Offenbar um sich im Takt zu erhalten, stoßen sie beim Laufen einen eigentümlich unmelodischen Singsang aus, dessen Text aus den Silben oken n de öken, öken n de oken! oder heckge ge da oken, hockge ge da eken gebildet ist, eine nicht gerade angenehme Musik für den Reisenden, der dazu verurteilt ist, sie stundenlang anzuhören. Selten, daß sie einmal pausieren, um mit einem oh eiah, oh ammäl, rumpu bäram! (ach Herr, ach gnädige Frau, sehr schwer!) ein Extratrinkgeld zu erbetteln.

Je höher man hinauf kommt, um so mehr weitet sich die Brust in der köstlichen frischen Bergluft, während das Auge entzückt auf den wechselnden Bildern von großer landschaftlicher Schönheit weilt, welche der Ausblick ins Tiefland hinab bietet, wo mächtige Felsblöcke ringsum wie aus der Erde gewachsen oder vom Himmel herabgefallen, sich unvermittelt aus der Ebene erheben und das bunte Durcheinander von Flüssen und Teichen und Dörfern und grünen Feldern, Baumgruppen und andern Pflanzungen ein Bild von unendlich malerischem Reiz ergeben, das mit jeder Biegung des Weges sich verändert. Hie und da tauchen seitwärts in einem Grunde, von Feldern umgeben, die armseligen bienenkorbartigen Hütten eines Maleialimdorfes auf, während überall zur Rechten und Linken herrliche Laubbäume und eine entzückend schöne Vegetation mit ihrem frischen, saftigen Grün das Auge erquicken und der muntere Chor zwitschernder und singender Vöglein lieblich, fast heimatlich, ins Ohr dringt. Einen überraschend schönen Anblick gewähren auch die in üppiger Fülle allenthalben wuchernden Geranien, Zinnien, Tagetes, Levkoyen, Georginen und Passionsblumen, die oft weite Flächen bedecken und ihren Duft mit den köstlichen Wohlgerüchen vermengen, welchen die dicken, vollblühenden Rosenhecken ausatmen, die an allen Rändern und oft auch die Straße zu beiden Seiten auf weite Strecken hin einfassend, stehen und mit kleinen rotgefüllten Rosen geradezu

Digitized by Google

überschüttet sind. Je höher man hinaufkommt, desto schöner wird die Gegend und auch die Vegetation. In halber Höhe des Gebirges beginnt der Kaffeestrauch, erst nur in dürftigeren Plantagen, später weite Flächen bedeckend. Wo nur etwas Erde vorhanden ist, da sprießt und schießt es hervor, und zwar mit einer solchen Üppigkeit, als wollte der Saft an allen Enden ausbrechen. Die Kaffeepflanzungen haben schon viele der alten majestätischen Laubbäume zu Fall gebracht, ohne daß die landschaftliche Schönheit der Berge dadurch wesentlich verloren hätte. Vielmehr bieten die stattlichen Höhen mit ihren schönen Bäumen und in dunklem Grün prangenden Plantagen und ihrem reichen Blumenflor, den hie und da hervorragenden hellgrauen Felsen und den im Grün verstreuten Häusern der Europäer nach wie vor ein ganz herrliches Landschaftsbild.

Die Engländer, die es schnell herausbekommen, wo sich's gut leben und wo sich etwas verdienen läßt, haben sich zahlreich auf den Sarwarajas niedergelassen und sich daselbst mit allem heimischen Komfort umgeben. Die Hauptniederlassung der Europäer ist der Ort Jerkad (Yercaud), kein zusammenhängender Häuserkomplex, sondern aus lauter einzelnen, verstreut liegenden europäischen Villen bestehend. Auch die lutherische Mission hat auf den Sarwarajas wie in Kodaikanel auf den Palnis ein kleines, oft von erholungsbedürftigen Missionaren bewohntes Sanatorium.

Auch die Sarwarajas sind von einem eigentümlichen Völkchen zweifelhafter Abstammung, den etwa 10000 Seelen zählenden Maleialim bewohnt. Obschon einen tamulischen Dialekt redend, sind sie doch keine Tamulen, wie man auf den ersten Blick wahrnimmt. Als einziges Kleidungsstück tragen diese einen sehr rohen und furchtsamen Eindruck machenden, tagsüber fast nackt gehenden Leute eine schwarzbraune, plaidartige Decke aus Ziegenhaaren, welche hie und da an dem einen Zipfel mit einer Art Kapuze versehen ist. Sie nähren sich von Ackerbau und von Tagelohn in den Kaffeeplantagen der Engländer.

Ihre von den Feldern umgebenen Dörfer bestehen aus einer kleinen Anzahl runder Hütten mit spitz zulaufendem, strohgedeckten Dache, welche aus Rohrgeflecht und angeworfenem Lehm gebaut sind. Im Innern läuft eine ganz schmale Veranda um den Wohnraum herum, die bis zum Dache mit Flechtwerk verschlossen ist und vielleicht der Wohnung für die Nacht etwas mehr Wärme geben soll. So arm sie selbst sind, so arm sind auch ihre Götter. Die Maleialim sind Teufelsdiener. Vor einer Steinplatte, auf die mit wenigen Strichen ein Gesicht gemalt oder gemeißelt ist, und die sie auf einem Berggipfel aufstellen, liegt ein Opferstein, auf dem sie die zum Opfer bestimmten Schafe und Hühner schlachten. Daneben stehen ein paar Steinpfeiler, die oben in eine eiserne Gabel auslaufen, um daran ihre nächtlichen Leuchtfeuer anzuzünden und hinter diesen ein paar leere, armselige, ganz baufällige Hütten für die Priester und deren Verrichtungen. Das wichtigste derartige Heiligtum befindet sich auf dem eigentlichen Sarwarajaberge unter einem uralten, von Farnkräutern überwucherten Baume.

Früher, ehe der Kaffeebau aufkam, beschäftigten sie sich ausschließlich mit ihrem Ackerbau. Daneben haben sie noch einen eigentümlichen und nicht gefahrlosen Erwerbszweig; das ist das Einsammeln des wilden Honigs, dessen Gewinnung mit direkter Lebensgefahr verbunden ist, da die wilden Bienen nur in den steilen, sehr schwer zugänglichen Felswänden des Gebirges hausen und in gereiztem Zustande ihren Stachel kräftig zu gebrauchen wissen. Manche derartige Felswand ist voller Honigneſter, die eine bedeutende Ausbente geben. Um nun zu den Nestern zu gelangen, schleifen die Lente eine riesige Leiter von etwa 70 Ellen Länge an das obere Ende der Felswand und lassen sie hinab. Auf dieser aus biegsamen Bambusstäben zusammengebundenen Leiter steigt ein kühner Kletterer ohne irgendwelche Schutzvorrichtung gegen die Stiche der Bienen hinab und versetzt dieselbe so lange in Schwingung, bis er zu den Höhlen der Bienen gelangt und durch einen raschen Griff einen Teil des Honigs herauszunehmen imstande ist. Da die Felsen oft ziemlich stark überhangen, so macht die Leiter mitunter gewaltige Schwingungen, und es gehört eine große Kaltblütigkeit, Geschicklichkeit und Kraft dazu, um auf der schwingenden Leiter, umschwärmt von den wütenden Tieren, unter sich die gähnende Tiefe des Abgrundes,

Digitized by Google

nicht nur nicht abzustürzen, sondern auch noch die Honigwaben loszureißen und in dem mitgebrachten Korbe zu bergen. Man sagt übrigens, die Leute machten sich schon als Kinder durch gewisse Kräuter fest gegen den Stich der Bienen.

Die meisten Maleialis arbeiten jetzt neben den tamulischen Kulis aus der Ebene in den Kaffeeplantagen. Auch bei ihnen sind die ehelichen Verhältnisse sehr locker, denn es steht einer Frau, der es bei ihrem Manne nicht mehr gefällt, frei, sich zu einem andern Manne zu halten. Die Kinder gehören dann stets dem ersten Manne.

Die in den Plantagen arbeitenden tamulischen Kulis sind sämtlich Parias und wohnen in ganz ansehnlichen Steinhütten. Man findet unter ihnen auch Maurer und Tischler und sie unterscheiden sich hinsichtlich ihrer äußeren Verhältnisse, da sie einen guten Verdienst finden, sehr wesentlich von ihren Stammesgenossen in der Ebene.

Mit einem letzten Blick auf die schönen Sarwarajas nehmen wir Abschied vom Tamillande, denn unser Rundgang durch dasselbe erreicht hier sein Ende.

Digitized by Google

Missionsschriften.

Unter den Indianern Britisch-Nordamerikas.

Neu! Von **R. Egerton Young.** **Neu!**

I. Teil: Im Birkenkahn und Hundeschlitten.

Aus dem Englischen von **E. von Engelhardt.**

Mit vier Abbildungen. Preis 2,40 M., gebunden 3 M.

Allerlei aus Südafrika.

Neu! Von

P. D. v. Blomberg.

2 M., geb. 2,50 M.

8 Monate in Südafrika.

Schilderung der dortigen Mission der Brüdergemeine von

C. Buchner.

Mit einer Kartenskizze. 1,60 M., geb 2,20 M.

Indische Reisebriefe

von

Neu! **D. H. Dalton.** **Neu!**

Preis 4,40 M., gebunden 5 M.

Die Himalaya-Mission

der Brüdergemeine.

Von

G. Th. Reichelt.

Mit 19 Bildern. 1 M., geb. 1,50 M.

Uganda.

Ein Blatt aus der Geschichte der evang. Mission und der Kolonialpolitik in Centralafrika von

Julius Richter.

Mit Titelbild. 3 M., geb. 3,75 M.

Siegespalmen aus Ostindien.

Von

J. H. C. Onasch.

1,20 M., gebunden 1,80 M.

Von Nias nach Kaiser-Wilhelms-Land

und über Australien zurück nach Deutschland.

Ein Reisejahr von

J. W. Thomas.

Mit 10 Bildern. 1,20 M., geb. 1,80 M.

Verlag von **C. Bertelsmann** in Gütersloh.

Digitized by Google

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Die evangelischen Missionen.

Illustriertes Familienblatt.

Herausgegeben von

Pfarrer Julius Richter.

Monatlich ein Heft von 24 S. gr. Lex.-Oktav-Format mit 10—14 Bildern.
Preis jährlich 3 M., frei ins Haus 3,20 M.

Die „Evangelischen Missionen" haben ihren Weg in viele Häuser gefunden und selbst von allerhöchster Stelle ist ihnen die Anerkennung nicht versagt geblieben. Alle, die sich mit der Mission bekannt machen möchten, seien nachdrücklich auf dieses Familienblatt hingewiesen, das zwischen den wissenschaftlichen und den erbaulichen Missionsblättern die Mitte haltend — einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Heidenmission gewährt und über Land und Leute anschaulich zu orientieren versteht.

Als Beiblatt erschien vom 1. Januar 1899 ab:

Saat und Ernte

auf dem Missionsfelde.

Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend.

Herausgegeben von

P. J. Richter und P. P. Richter.

Jährlich 12 Hefte 1 M.; 10 Ex. 9 M.; 25 Ex. 20 M.; 50 Ex. 35 M.;
von 100 Ex. an à 60 Pf. — Frankozusendung bei vorheriger
Einsendung des Betrages.

Die „Ev. Missionen" mit Beiblatt kosten 3,75 M., frei ins Haus 4 M.

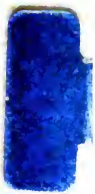
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NR

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07040 8839



Digitized by Google